

Herausgeber*innenkollektiv RTR Führungsproblem

„Und dann Politisierung?!“

- Momente, Prozesse, Reflexionen

1. Auflage 2022

ISBN: 978-3-96042-140-5

© edition assemblage

info@edition-assemblage.de | www.edition-assemblage.de

Umschlag: manu@farbenspielerei.net

Satz: Hannah C. Rosenblatt | edition assemblage

Lektorat: Franca Pape

Druck: Interpress Budapest | Printed in 2022

Gefördert von der Studienstiftung des deutschen Volkes.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

„Und dann Politisierung?!“

- Momente, Prozesse, Reflexionen

Herausgeber*innenkollektiv RTR Führungsproblem



Inhalt

Wohin mit der <i>Politisierung</i> ?	6
Politisierung: anstelle einer Definition.	17
Die Frage nach dem Wie	24
Prozess – Beziehung – Praxis:	
Politisierung bei Deutsche Wohnen und Co. enteignen	25
Landflucht? Mein Weg vom Bauernhof in die <i>Politik</i>	37
Zwischen Empowerment und Politisierung in der Sozialen Arbeit – eine Betrachtung der Frage inwieweit Sozialarbeiter*innen Politisierungsprozesse in der Gesellschaft anregen können und sollten	48
Angst und Politisierung – Politisierung gegen Angst: Angst vor Verdrängung und die Selbstorganisation von Mieter*innen . .	55
Momente, Prozesse, Reflexionen – ein Methodenvorschlag zur biografischen Annäherung an <i>Politisierung</i>	68
Material zur Methode Biografiearbeit	74
Über Zugänge und gesellschaftliche Positionierungen.	82
(Anti-)Klassismus und Politisierung im Gespräch – aktiv werden und aktiv bleiben	83
Was braucht eine vielfältige Politik? Eine subjektive Anleitung. .	98
Mitreden und mitmachen	100
Zwei Nationalitäten als Politisierungsursprünge binationaler Menschen.	108
Meine Probleme sind deine, sind unsere – Reflexion eines Kollektiven Selbstverständigungsprozesses	118
„Bitte recht freundlich!“ Ein Plädoyer für mehr Offenheit in linken Strukturen	128

Vom Dabeibleiben 136

Die Lücke zwischen Anspruch und Realität: Politisch-aktiv-Sein und
psychische Krise 137

„Wir sind überall“
 Politisierung in der wachsenden Klimabewegung 147

Wie fühlen wir uns wohl?
 Zitate und Thesen zu Emotionalität im Aktivismus 157

Fragmente einer Zukunft – wie weiter politisch leben? 167

Das politische Zuhause finden. Reflexionen zu Fragen des Politisch-
aktiv-Seins und -Bleibens 176

Anstelle eines Ausblicks 184

Autor*innenbeschreibungen 188

Glossar 192

Wohin mit der *Politisierung*?

Ein Herausgeber*innenkollektiv, seine Anonymität und Stellen des Schweigens

September 2019. Wir befinden uns auf einer akademischen Kollegwoche in einem schicken Tagungshaus in Süddeutschland. Wir – das sind zu diesem Zeitpunkt etwa zwanzig Menschen, die irgendwo in ihrer universitären Laufbahn stecken, dabei von der Studienstiftung gefördert werden, sowie zwei Dozent*innen, die das Kolleg anleiten sollen. Es geht um den Begriff der Prefiguration. Das bedeutet so viel wie: eine horizontale und gerechte Welt durch unsere Praxis im Hier und Jetzt schonmal vorwegnehmen – den Widersprüchen zum Trotz. Wir diskutieren in den Pausen, nehmen Kekse vom Buffet.

September 2021. Seitdem ist mit diesem *Wir* ganz schön viel passiert. Es wurde durchgeschüttelt und aufgemischt. Manche Leute aus dem ersten *Wir* haben sich von uns verabschiedet, andere haben wiederum anders zueinander gefunden, als es in der ersten Kollegwoche im September 2019 möglich war. Wir sind weniger geworden. Wir haben keine Dozent*innen mehr, da wir gemeinsame Fragen entdeckt haben, denen wir nachgehen wollen. Wir nehmen ein horizontales und kollektives Lernen vorweg, indem wir gemeinsam Wissen produzieren. Auch haben wir aufgehört, uns in einem formellen Rahmen zu treffen. Dieser Rahmen wurde durch selbstorganisierte Arbeitstreffen abgelöst; und durch die Lust, gemeinsam jenen Fragen nachzugehen, die uns alle beschäftigen – *Obwohl, trotz* und vielleicht gerade, *weil* wir in unterschiedlichen Kontexten und auf verschiedene Weise politisch aktiv sind.

Wir wollen nicht nur unseren eigenen Stimmen Raum geben, sondern auch nach Erfahrungen von *Anderen* suchen, unsere Perspektiven mit ihnen in Beziehung setzen. Dazu haben wir eine Einladung in die Welt geschickt – über unsere eigenen Netzwerke. Diese Einladung war ein Aufruf, mit uns Perspektiven zu teilen, von eigenen Prozessen und Erfahrungen zu berichten und sie in einem Beitrag zu diesem Buch zu verpacken. Bei dieser Einladung haben wir uns teilweise ‚versteckt‘ hinter dem schemenhaften Abbild einer anonymen Gruppe, die zu Politisierungsprozessen arbeitet. Dieser Selbstkritik trägt auch unser eigener Beitrag zu diesem Buch „Momente, Prozesse, Reflexionen – ein Methodenvorschlag zur biografischen Annäherung an Politisierung“ Rechnung, der unsere persönlichen Reflexionen in dieses Buch

hineinträgt und abbildet, woher wir kommen. Wo wir mit unserer Arbeit hinwollen, geht hingegen hoffentlich aus dieser Einleitung hervor.

Jede Abbildung, jede Sammlung, jede Artikulation, jedes gesprochene oder geschriebene Wort produziert gleichzeitig auch Ungesagtes, Ungeschriebenes und Ungesehenes; und Stellen des Schweigens, an denen Stimmen stehen sollten, die nicht gesehen wurden, die nicht eingeladen wurden oder sich nicht eingeladen gefühlt haben. Diese Stellen des Schweigens entstehen nicht einfach so. Es gibt immer Gründe, warum manche Stimmen kein Gehör finden oder sich gar nicht erst ausdrücken können. Diese Gründe haben mit den Verhältnissen zu tun, in denen wir leben, sprechen und schreiben. Es sind keine zufälligen Stellen des Schweigens. Wer hat unsere Einladung also nicht bekommen oder hatte keinen Zugang dazu? Wer hat überhaupt die Zeit und den Raum, über eigene und kollektive Prozesse der Politisierung zu reflektieren? Und nicht zuletzt: Wer hat überhaupt die Möglichkeit, politisch aktiv zu werden, zu sein oder zu bleiben? Auch dieser Frage widmet sich dieses Buch an verschiedenen Stellen. Doch nun erstmal weiter zu den Schweigestellen, die wir damit produzieren und in Kauf nehmen.

Wir schreiben als Menschen, die in Europa leben. Wir sind Produkte unserer >> privilegierten Lebensumstände und nehmen andere Stimmen und Positionen somit (oft) nicht wahr. Wir, mit unserer eurozentrischen Perspektive, sind also mal wieder die, die sich artikulieren können. Das ist ein Umstand, den wir nicht befördern, sondern dem wir entgegenwirken wollen. Die Stellen des Schweigens bewusst zur Kenntnis zu nehmen, kann demzufolge nur ein Anfang sein, ein erstes Bewusstwerden darüber, dass wir eine extrem beschränkte Perspektive haben, dass wir nicht alle zu Wort kommen lassen, dass dieses Buch nicht vollständig ist, dass viele Positionen und Perspektiven darin nicht vertreten sind und dass wir nach Verbindungen zu diesen suchen wollen, die es uns ermöglichen, ihnen Raum zu lassen.

Schreiben, sich Raum nehmen für Reflexion ist ein Privileg. Aus diesem Bewusstsein heraus hat dieser Beitrag weder einen Anspruch darauf, Politisierungsprozesse in ihrer Diversität und Gesamtheit abzubilden noch sie erklären oder einordnen zu können. Er hat nicht einmal den Anspruch, den Anfang zu machen, um so etwas irgendwann tun zu können – denn auch so ein Anspruch würde die zahlreichen Stellen des Schweigens unter den Teppich kehren. Hier werden also erstmal nur Fragen aufgeworfen, Perspektiven geteilt, Widersprüchliches und mögliche Streitpunkte hervorgehoben, die zu weiteren Diskussionen führen sollten, um die Stellen des Schweigens zu durchbrechen.

Auf eine andere Stelle des Schweigens wollen wir hier noch zusätzlich aufmerksam machen. Sie hat weniger mit unterschiedlichen

gesellschaftlichen >> Positionierungen zu tun als mit dem, was das dominierende Bild des Politisch-aktiv-Seins beinhaltet.

Es gibt verschiedene Formen politischer Aktivität. Auch darauf wird dieses Buch an anderer Stelle weiter eingehen. Manche Formen des Politisch-aktiv-Seins werden als gesellschaftlich erstrebenswert dargestellt, während andere Formen kriminalisiert werden und stärker von staatlicher Repression betroffen sind. In einem breiten, öffentlichen Bündnis gegen steigende Mieten aktiv zu sein, ist etwas anderes, als nachts um die Häuser zu ziehen und die Baustellen der Verdrängung und >> Gentrifizierung lahmzulegen und zu sabotieren. Dieses Spektrum des Politisch-aktiv-Seins findet sich in jedem Themenbereich politischer Aktivität wieder und gerät in Konfrontation mit dem, was gesellschaftlich akzeptiert ist und was nicht. Gleichzeitig gibt es auch diverse Aktionsformen des >> zivilen Ungehorsams, die sich an der Schwelle dieser Formen bewegen. Alle Praktiken auf dem Spektrum des Akzeptierten und Kriminalisierten sind politische Praktiken, die in die Verhältnisse eingreifen, um sie zu verändern, um Menschen in ihnen ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Auf diesem Spektrum können jedoch nicht alle aktiven Menschen gleich und frei über ihre politische Aktivität sprechen ohne Angst, von Repression betroffen zu sein oder gar verurteilt zu werden.

Auch jene, deren politische Arbeiten maßgeblich zur Reproduktion dieser Kämpfe beitragen, beispielsweise durch emotionale Nachsorge von Aktionen oder das Kochen auf Camps für andere, sind immer wieder mit der Frage konfrontiert, inwiefern ihre Arbeit als politisch gilt.

Formen des Politisch-aktiv-Seins, die der Wut über die Lebensverhältnisse von Menschen Raum geben, die direkt Hand anlegen an eine Welt, die allen Menschen ein gutes Leben ermöglicht und Menschen, deren politische Arbeit als reine >> Care-Arbeit abgewertet wird, werden in diesem Buch deshalb weniger Gehör finden – davon müssen wir leider ausgehen. Wir können also nur auf diese Stelle des Schweigens hindeuten, mit dem Verweis, dass auch solche Artikulationen von politischem Dissens ihren Platz haben in unserer Vorstellung von dem, was es heißt politisch aktiv zu sein.

Politisch-aktiv-Sein und -Bleiben. Genau darum geht es hier. Sind wir das? Wie sind wir dahin gekommen? Was bedeutet das? Was tun wir da eigentlich und warum?

Politisierung – wessen, welche und warum?

Wir schreiben dieses Buch, um Politisierung und Politisierungsprozesse aus verschiedenen Perspektiven zu reflektieren und nachvollziehbar

zu machen. Dabei geht es nicht so sehr um ein abstraktes, rein theoretisches Verständnis, sondern um die kollektive Produktion von *politischem Wissen*: Wissen, das uns dabei hilft, politisch zu handeln, uns mit anderen zusammenzuschließen, uns zu organisieren, diese Zusammenschlüsse zu stärken und zugleich kritisch zu reflektieren. Denn oftmals entstehen gerade in politischen Zusammenschlüssen oder Gruppen Dynamiken, die Menschen ausschließen oder davon abhalten, sich einzubringen. Doch um was für ein politisches Handeln geht es uns in diesem Buch?

Durch *gemeinsames* politisches Handeln kann die *gemeinsame* Welt zum Besseren verändert werden. In unserer Vision einer besseren Welt werden Hierarchien und Ausbeutungen, strukturelle Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, systematische Ausschlüsse und Diskriminierungen abgeschafft. Stattdessen kann eine Welt entstehen, an der alle teilnehmen und die alle mitgestalten können. Gesellschaftliche Verhältnisse müssen nicht so bleiben, wie sie sind. Der Status quo ist veränderbar! Dazu bedarf es Einzelpersonen, die sich als politische Wesen verstehen, ihre politische Handlungsfähigkeit erkennen und bereit sind, zu handeln und zu verändern. Dieses politische Handeln ist nichts, was ein Individuum für sich machen kann (denn alleine handeln – das ist nicht einmal widerspruchsfrei denkbar... doch dazu später mehr). Diesen Prozess ganz allgemein – sich als politisches Wesen zu erfahren mit der Perspektive, sich mit anderen zum Handeln zusammenzutun – nennen wir *Politisierung*.

Stopp. Das klingt jetzt so, als ob sich Menschen nur dann als politisiert bezeichnen dürfen, wenn sie sich bereits mit anderen zusammengeschlossen haben oder es aktiv planen. Was ist mit Menschen, die keinen Anschluss an Gruppen finden oder das Zusammenschließen nach negativen Erfahrungen (erst einmal) aufgegeben haben? Und mit Menschen, die allein Bildungsarbeit leisten und kleine, lokale Aktionen ins Leben rufen, zum Beispiel auf Social Media? Alle, auf die das zutrifft und die sich jetzt fragen: „Aber bin ich denn nicht politisiert?“ möchten wir sagen: Wir sehen euch! Dieses Buch ist auch für euch. Lest bitte weiter. Sowohl die Beiträge in diesem Sammelband als auch wir selbst setzen uns damit auseinander, wofür es Gruppen braucht und welche Beziehungen zwischen Individuum und Gruppe(n) in Prozessen der Politisierung und beim Politisch-aktiv-Sein möglich und notwendig sind oder auch erst entstehen können. Wir wollen ein Augenmerk auf Dynamiken, Hürden und Widersprüche in der Beziehung von Individuen und politischen Gruppen legen – und dieses Augenmerk zieht sich durch das ganze Buch, wird immer wieder aus verschiedenen Perspektiven und Positionen aufgegriffen.

Politisierung als subjektiver, innerer Prozess findet unter Bedingungen statt, die diesen Prozess befördern oder hemmen, ermöglichen oder verhindern können: Manche Menschen bleiben dauerhaft politisch aktiv und blühen darin auf, andere werden frustriert, erschöpft und ziehen sich aus dem politischen Handeln zurück. Deshalb fragen wir uns: Wie können wir unsere politischen Aktivitäten, unsere Räume und Zusammenschlüsse so gestalten, dass sie Politisierung erleichtern, dass Leute gerne dabeibleiben und wir langfristig handlungsfähig sind, dass wir >> Diversität in unterschiedlichen Formen zulassen und niemensch abgeschreckt oder ausgeschlossen wird?

Wir wollen versuchen zu verstehen, wie Politisierung abläuft. Dafür werden wir einige Fragen aufmachen und nach Antworten suchen: Warum und unter welchen Umständen werden Menschen politisch aktiv? Was treibt uns dazu, aktiv zu werden und uns und andere in den Umständen, in denen wir leben, zu ermächtigen, sie zu verändern, auf sie einzuwirken? Welche Strukturen, Räume, Erfahrungen und Beziehungen befördern diesen Prozess? Welche Verletzungen, Ausschlussmechanismen und Barrieren erschweren oder begrenzen das Politisch-aktiv-Werden oder bringen Menschen dazu, sich aus der politischen Aktivität zurückzuziehen? Warum und wann bleiben Menschen politisch aktiv, warum und wann nicht? Und: Was *genau* verstehen Politgruppen und Einzelpersonen unter *Politisierung*? Was verstehen wir darunter, wenn von Politischem-aktiv-Sein bzw. Werden und von Politisierung die Rede ist?

Um diesen Fragen nachzugehen, wollen wir verschiedene Perspektiven auf Prozesse der Politisierung nachzeichnen. Wir wollen unsere Tatkraft für eine gerechtere Welt stärken und gemeinsam erhalten. Wir wollen uns selbst verstehen und gemeinsam lernen, wie wir Empathie mit *anderen* entwickeln können, gemeinsam kämpfen, >> Utopien erschaffen und uns diversen Unterdrückungsformen widersetzen.

Politisierung als Kampfbegriff gegen ‚Radikalisierung‘, Extremismustheorie und (Neue) Rechte

Mit unserer Vorstellung vom *Politisch-aktiv-Sein* und von *Politisierung* bewegen wir uns auf dünnem Eis. Es ist unmöglich zu verschweigen, dass es sozial- und politikwissenschaftliche Diskurse gibt, welche die Trennlinie zwischen Politisierung und Kriminalität anders ziehen würden als wir. Diese Diskurse sind zurzeit lauter, dominanter und präsenter als unsere Stimmen in diesem Buch und als die Stimmen jener, die genauso kritisch hinterfragen, welche politischen Aktivitäten breiten gesellschaftlichen Zuspruch erhalten, sozial akzeptiert sind und

von Repression verschont bleiben. Teile von dem, was wir als Politisierung und politische Aktivität sehen, würden diese Diskurse als ‚Radikalisierung‘, beziehungsweise ‚Extremismus‘ bezeichnen. Dieser Unterschied in der Wortwahl hat gesellschaftliche, politische und historische Gründe, die wir benennen wollen, um mit den dominanten Diskursen über ‚Radikalisierung‘ und dem Begriff des ‚Extremismus‘ konfrontativ in die Auseinandersetzung zu gehen. Im Folgenden werden wir aufzeigen, warum diese Auseinandersetzung für eine horizontale und unterdrückungsfreie Vision gesellschaftlichen Zusammenlebens notwendig ist.

Mit den Begriffen ‚Radikalisierung‘ (vor allem von Jugendlichen und jungen Erwachsenen) und ‚Extremismus‘ werden in den letzten Jahrzehnten immer wieder mediale Diskurse angefeuert, die sich als „Delegitimierungs-, Depolitisierungs- und Kriminalitätskampagnen“ (Lütgens 2020, 10) von sozialen Protesten bezeichnen lassen. Die Autorin Jessica Lütgens führt in ihrer Studie zur Politisierung Jugendlicher etwa die Auseinandersetzungen zwischen Linken und Polizist*innen in Leipzig in der Silvesternacht im Jahr 2019 oder die G20-Proteste aus dem Jahr 2017 in Hamburg an:

„[D]ie heterogenen jungen Protestierenden und die an den Protesten teilnehmenden linken Akteur_innen wurden als ‚extremistisch‘ oder ‚unpolitisch‘ bezeichnet. Dieses Labeling wiederum heizte eine mediale Diskussion um eine vermeintliche Radikalisierung der politischen Linken an. Die beteiligten Aktivist_innen, so waren sich Medien und Politik einig, zeigen eine falsche Theorie und Praxis und deshalb müssten ihre Kollektive verstärkt beobachtet und sanktioniert werden. Die Pluralität der wochenlangen Proteste und ihrer Teilnehmer_innen und deren politische Kritik traten damit gänzlich in den Hintergrund. Junge Menschen partizipieren nach dieser Perspektive falsch, müssen zu einer konformen Artikulation von Anliegen erzogen werden oder bei vermeintlich falscher Artikulation von Unmut bestraft werden. Die Sorge um linke Radikalisierung unter dem Schlagwort ‚Extremismus‘ hat [...] immer dann Konjunktur, wenn systemische Krisen zutage treten, welche zum Hinterfragen der grundsätzlichen Stabilität gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse und ökonomischer Systeme führen. Die Antwort auf solche immer wieder kontinuierlich zutage tretenden Krisen in der Gesellschaft ist oftmals das Auffrischen der Extremismusideologie.“ (ibid, 10-11).

Diese Ideologie hat nicht nur einen problematischen historischen Ursprung und baut auf einem Gesellschaftsbild auf, das es sich zu hinterfragen lohnt (darauf gehen wir gleich weiter ein). Sie führt auch dazu, dass Menschen, die sich gegen Verhältnisse von Unterdrückung engagieren, mit rechten und islamistischen Bewegungen gleichgesetzt werden und ihre politische Aktivität nicht als solche anerkannt wird.

„Aber in Rechten Bewegungen und Gruppen politisieren Menschen sich doch auch! Nur anders ...“ Diesen Einwurf hören wir oft, wenn wir uns mit dem Begriff der Politisierung von rechten Strömungen abgrenzen. „Aber geht es in diesen Strömungen wirklich darum *politisch* zu werden?“ – ist eine Frage, die wir dann zurückstellen wollen. Von seiner Wortherkunft und Geschichte bezeichnet das Wort Politik (polis) Aushandlungen zwischen den diversen Menschen, die an einem Ort gemeinsam gesellschaftliche Strukturen formen. Rechte Ideologien hingegen bauen darauf auf, dass Ausschlüsse bestimmter Menschen aufgrund von bestimmten Merkmalen produziert werden (jour fixe initiative, 2000). Es geht bei diesen Weltanschauungen um Argumente für eine Aufteilung von Ressourcen entlang bestimmter Merkmale von Menschen – um Konkurrenz in der Ressourcenknappheit. Aus politikwissenschaftlicher Perspektive kann daraus abgeleitet werden, dass es hier nicht um Politik im eigentlichen Sinne geht. Rechten Strömungen und Bewegungen geht es nicht um die Suche nach Gesellschaftsformen, in denen diverse Menschen gemeinsam leben und Aushandlungen treffen können, sondern um eine bestimmte Perspektive auf die Verteilung von Ressourcen, Zugängen, Gütern, und um die Sicherung von Privilegien. In rechten Strukturen werden Menschen deshalb nicht politisiert, sie entwickeln stattdessen ein gewaltvolles Konkurrenzverhalten gegenüber Menschen, die anders sind als sie selbst. In der Extremismustheorie hingegen werden rechte Umtriebe und Gewalttaten immer noch als eine Form der Politik betrachtet.

*„In diesem Modell ist ein Neonazi der oder die Mordanschläge verübt genauso Extremist*in wie die Mitglieder eines gemeinnützigen Vereins zum Erhalt eines historischen antifaschistischen Archivs (dieses Beispiel ist leider nicht aus der Luft gegriffen: 2008 geriet die Münchener Antifaschistische Informations-, Dokumentations- und Archivstelle a.i.d.a. e.V. ins Visier des bayerischen Verfassungsschutzes. Dies hatte weitreichende Folgen für die politische Arbeit des Vereins). Die Gefahr, die von ihnen für die politische Mitte ausgeht, ist im Extremismus-Konzept genau gleich, obwohl die einen ehrenamtlich antifaschistische Quellen- und Bildungsarbeit*

ermöglichen und die anderen das Leben von Menschen in Gefahr bringen.“ (Leonida Dada et al. 2019, 51).

Gerade in Zeiten, in denen der Verfassungsschutz ein eigenes Forschungsinstitut zur „Erfassung extremistischer Bestrebungen“ (ipb, 2021) zu etablieren versucht, ist es wichtig, gegen die Extremismustheorie anzuschreiben. Schon früher wurde der Begriff ‚Extremismus‘ als politischer Kampfbegriff enttarnt (Neugenbauer, 2008). Er löst den vorher genutzten Begriff des ‚Radikalismus‘ ab (Salzborn, 2011). Die Extremismusideologie kommt aus der Totalitarismustheorie der 1930er Jahre. Hier zeigt der ‚rechtschaffene Bürger‘ mit dem Finger auf die ‚Schurken‘ und bedient ein statisches, autoritäres Verständnis von Demokratie als Staatsform. In diesem Verständnis gibt es in der Mitte ein ‚Wir‘ mit scheinbar klaren gemeinsamen Werten. Die Entscheidung darüber, wer nicht zu diesem ‚Wir‘ gehört, wird politischen Autoritäten übergeben. Sie dürfen definieren, wer am ‚extremen‘ politischen Rand der Gesellschaft anzutreffen ist und wessen Artikulation legitim ist, weil sie den Ist-Zustand gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse stabilisiert.

Die gesellschaftliche Mitte, das Rechtschaffene, Nicht-Extremistische wird aus einer Position heraus definiert, die es in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen mit am besten hat und von diesen profitiert. Soziale Transformation und Veränderung wären also nicht zu ihren Gunsten und politische Forderungen danach werden als radikal abgewertet. Weniger privilegierte gesellschaftliche Positionen oder politische Perspektiven, die diesen Positionen Gehör verschaffen wollen, werden an den Rand gedrängt und kriminalisiert.

Welche Spuren hinterlassen gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse in Individuen und politischen Sozialisationen? (vgl. Lütgens 2020, 12). Welche Etikettierungen, Widrigkeiten und Hürden stellen sich in den Weg einer Selbstermächtigung über Lebensverhältnisse und solidarischen Verhaltensweisen gegenüber anderen? Auf diese Fragen werden uns die Begriffe des ‚Extremismus‘ und der ‚Radikalisierung‘ bewusst keine Antworten geben.

Organisierung? Individuen und Gruppen

Politisierung nun also... Als wir anfangen, uns darüber auszutauschen, in unserem undefinierten, beschränkten *Wir*, half uns dieses Wort dabei – so vage wie wir es benutzten – den Punkt zu benennen, an dem sich etwas in unserem Bewusstsein veränderte, an dem wir anfangen, etwas zu tun, um über uns selbst hinweg in die Gesellschaft zu

wirken. Es bezeichnete die Erkenntnis, dass gesellschaftliche Transformation eine Notwendigkeit ist, damit wir in unserer Heterogenität und Diversität so zusammenleben können, dass niemand Leid erfährt. Es bezeichnet das Bewusstsein darüber, dass die Welt, in der wir leben, nicht gerecht ist, auch wenn wir selbst davon profitieren – und den Willen, das zu verändern.

Doch was tun Menschen, um dies in die Tat umzusetzen? Für manche bedeutet Politisierung, sich in dem Bewusstsein über die gesellschaftliche Notwendigkeit für Transformation mit anderen zusammenzuschließen, an kollektiven Aktionen teilzunehmen, Teil von einer Gruppe zu werden, die in ein bestimmtes Themenfeld hineinwirkt, Ziele verfolgt, Kampagnenarbeit macht. Das würde bedeuten, dass Politisierung etwas ist, das in Beziehung mit und zu anderen Menschen passiert. Doch wenn wir die Form dieser Beziehungen festlegen würden – auf gemeinsam geleistete Kampagnenarbeit zum Beispiel – würde uns ein wichtiger Aspekt von Politisierung entgleiten. Denn Politisierung ist nicht gleichzusetzen mit Organisation. Organisation bedeutet nur, dass Menschen bestimmte Formen suchen, um politisch aktiv zu sein, sich auf Gruppenprozesse einlassen und erkennen, dass sie allein wenig gegen Ungleichverhältnisse ausrichten können.

Gruppen, in denen Menschen sich organisieren, um politisch aktiv zu sein, können sehr unterschiedlich sein. Manche haben einen formellen Charakter, Mitglieder*innen, Protokolle, regelmäßige Treffen. Andere hingegen arbeiten in informellen Kontexten, diskutieren beim Abendessen, treffen sich zufällig oder schließen sich spontan zusammen, teilen Betroffenheiten und entstehen nicht als bewusste Entscheidung, sich als Gruppe zu organisieren. Gleichzeitig können Gruppen nicht nur politische Aktivität ermöglichen; auch das Gegenteil kann der Fall sein. Ausgrenzungserfahrungen, Diskriminierung, Unzugänglichkeit – all das sind Dinge, die politische Gruppen bewusst oder unbewusst produzieren können. Sie können der Politisierung von Einzelnen Steine in den Weg legen, Unsicherheiten und Krisen hervorrufen.

Politisierung kann ein kollektiver, aber auch ein individueller Prozess sein. In jedem Fall ist es aber ein *relationaler* Prozess, das heißt, ein Prozess, in dem sich das Individuum in Beziehung setzt zu einer sozialen Wirklichkeit, die es umgibt, die sein *Politisch-Sein* mit formt. Den Fokus nur auf Politisierung mit und durch Gruppen zu legen oder gar Politisierung mit Organisation gleichzusetzen, würde einen wichtigen Aspekt von Politisierung auslassen und die Perspektiven von Menschen zum Schweigen bringen, die sich aus diversen Gründen nicht in Gruppen organisieren.

... in diesem Buch

Dieser Diversität der Aspekte von Politisierung versuchen wir gerecht zu werden, indem wir sie in diesem Buch in verschiedenen Abschnitten sichtbar machen, in die wir die Beiträge einordnen. Das bedeutet jedoch nicht, dass ein Beitrag, der in einem bestimmten Abschnitt landet, die anderen Aspekte der Politisierung außer Acht lässt. Die Einteilung soll den Lesenden nur ermöglichen, die Texte mit bestimmten Fragen im Hinterkopf zu lesen und mit uns gemeinsam auf die Suche nach Antworten zu gehen. Außerdem findet ihr am Ende des Buches ein Glossar. Begriffe, die dort erklärt sind, sind in den Texten mit >> gekennzeichnet.

Was treibt uns zur Politisierung? In diesem Abschnitt des Buches finden sich Texte wieder, die danach suchen, welche Spuren unsere jeweiligen gesellschaftlichen Positionierungen in uns hinterlassen. Wie sehen die Prozesse aus, die in uns dazu führen, dass wir mitwirken wollen, diese Welt zu verändern? Hier können wir uns die Frage stellen, ob Politisierung auch eine Form der Ermächtigung ist, und wie die verschiedenen Zugänge dazu aussehen können. Was brauchen wir, um diese Zugänge zu finden und uns ihrer Unterschiedlichkeit bewusst zu werden?

Daran knüpft ein Abschnitt mit Beiträgen an, die unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen in Betracht ziehen, um herauszufinden, wie der Prozess der Politisierung ein offener und zugänglicher Prozess werden kann, an dem unterschiedliche Menschen teilhaben können. Wie und warum werden Ausschlüsse beim Politisch-aktiv-Werden, Sein und Bleiben erzeugt? An welchen Stellen und warum ist eine kollektive Veränderung hin zu mehr Inklusion und Diversität nötig?

Der letzte Abschnitt in diesem Buch beschäftigt sich damit, wie Menschen politisch aktiv bleiben können – obwohl und vielleicht gerade, weil sich ihre Lebensumstände und Perspektiven mit und durch politische Aktivität verändern. Welche Mechanismen können dazu führen, dass das Politisch-aktiv-Sein, als etwas begriffen wird, dass sich nachhaltig durch unser Leben und Wirken zieht und dass wir selbstbestimmte und handlungsfähige Individuen und Gruppen bleiben und werden? Auf diese Fragen werden wir keine abschließenden Antworten finden, aber wir werden uns, hoffentlich gemeinsam mit den Lesenden, auf den Weg machen, nach ihnen zu suchen.

Literatur

- Dada, Leonida; Snackosaurus, Peter; Bitter, Myra und Theo D. Zeh. 2019. *Kein Tag Ohne! Selbstverwaltung, Widerstand und Widersprüche im Haus Mainusch*. Mainz: Ventil Verlag.
- Institut für Protest- und Bewegungsforschung. 2021. Online unter: <https://protestinstitut.eu/einspruch-zfa/> [zuletzt aufgerufen am 01.10.2021].
- Jour fixe initiative. 2000. *Theorie des Faschismus - Kritik der Gesellschaft*. Berlin: Unrast Verlag.
- Lütgens, Jessica. 2020. „Ich war mal so herzlinks“ - Politisierung in der Adoleszenz: eine biographische Studie. Berlin, Toronto: Verlag Barabara Budrich.
- Neugebauer, Gero. 2008. *Extremismus – Linksextremismus – Rechtsextremismus. Begriffsdefinitionen und Probleme*. Online unter: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/linksextremismus/33591/definitionen-und-probleme?p=all> [zuletzt aufgerufen am 01.10.2021].
- Salzborn, Samuel. 2011. Extremismus und Geschichtspolitik. In *Jahrbuch für Politik und Geschichte, 2/2011*, hrsg. von Fröhlich, Claudia; Heinrich, Horst-A. und Harald Schmid, 13–25. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Politisierung: anstelle einer Definition

Personen:

Benno – dank der Unterstützung seiner Eltern hat er neben dem Studium viel Zeit, um sich zu engagieren

Mara – kämpft in ihrem Betrieb für bessere Arbeitsbedingungen

Kim – schreibt viel und findet es schwierig Anschluss an Gruppen zu finden, ist in der DDR geboren

Binta – in Diskussionen manchmal unschlagbar, manchmal keine Lust auf Menschen

*Benno, Mara, Kim und Binta sitzen auf einer Wiese im Stadtpark. Um sie herum geschäftiges Gewusel. Unter freiem Himmel wird die Bühne für eine politische Kulturveranstaltung aufgebaut. Die vier haben gehört, dass Freund*innen von ihnen ein Buch über Politisierung herausbringen wollen.*

Kim: ...über Politisierung?! Also für mich ist der Begriff „politisch“ oder das Politisch-aktiv-Sein nie wertfrei. Ich mein, wer bewertet eigentlich, was politisch ist, beziehungsweise wer als politisiert gilt?

Benno: In den Kontexten, in denen ich unterwegs bin, denken die Leute bei „Politisierung“ meistens an linke Politik. Dadurch wird der Begriff als etwas Positives angesehen, aber eine Bewertung ist da schon dabei, ja.

Mara: Hm... Ich verstehe Politisierung als Prozess, in dem ich mir bestehender Strukturen – Strukturen der Herrschaft – und meiner eigenen Position in der Gesellschaft bewusst werde – und sie reflektiere. Also ich merke, dass ich von Sexismus betroffen bin, dass ich aus einer Arbeiter*innenfamilie komme, aber dennoch sehr viele >> Privilegien genieße. Und dann gibt es da noch diesen aktiven Moment des Aufbegehrens dagegen.

Benno: Ja! Dieser aktive Moment ist total wichtig. Ich glaube, aus dem Wissen über Herrschaftsstrukturen – sei es theoretisch oder aus eigenen Erfahrungen heraus – folgt halt nicht automatisch eine Politisierung und eine Handlung.

Kim: Also würdet ihr sagen, Bewusstwerdung allein ist nicht gleich Politisierung?

Binta: Genau – ist nicht gleich Politisierung. Ich denke, Bewusstwerdung und Handlungen brauchen einander. Wenn ich mir bestehender Strukturen bewusstwerde, aber in keiner Weise handle, finde ich es schwierig, das politisch zu nennen. Also wenn ich auf eine Demo gehe, weil meine Freund*innen da auch hingehen zum Beispiel.

Kim: Aber dann finde ich es wichtig, dass wir ein weites Verständnis von *Handeln* haben. Auch so etwas wie freiwillige Arbeit im Nachbar*innenschaftszentrum oder das Übernehmen von Sprecher*innen-Positionen können politisch sein. Und dann sind da natürlich noch die weniger sichtbaren Handlungen: Wenn ich meiner Familie immer wieder erkläre, warum ihre Aussagen rassistisch sind, dann handle ich auch. Oder wenn ich Menschen in meinem Umfeld nach Gewalterfahrungen emotionale Unterstützung biete. Oder, oder, oder >> Care-Arbeit, Bildungsarbeit und ein Gegenhalten im Kleinen sind auch richtig politische Handlungen!

Binta: Da hast du Recht. Ob die Sweeties das in ihrem Buch auch mit drin haben? Handlungen ohne Bewusstwerdung finde ich auch problematisch. Dann kommt dabei zum Beispiel so humanitäre Hilfe bei raus. Wisst ihr, was ich meine und warum das problematisch ist?

Benno: Also in der sozialen Bewegungsforschung wird in Bezug auf Demos ja von Mobilisierung gesprochen...

Mara: ...Und da stimme ich Binta zu, dass Mobilisierung auch nicht gleich Politisierung ist. Eine Demo kann auch einfach ein soziales Happening sein. Mobilisierung würde ich erstmal als ein punktuelles Ereignis verstehen, in dem Menschen motiviert, oder, von mir aus auch, mobilisiert werden, etwas zu tun. Aber bei einer Aktion oder Demo dabei zu sein, bedeutet eben nicht automatisch, dass ich mich langfristig engagiere bzw. in einer Gruppe organisiere.

Binta: Ich stoße mich immer wieder doll am *Engagieren*-Begriff. Er zeigt für mich häufig, wie privilegiert Aktivismus auch ist. Es klingt für mich schon so nach Lebenslauf-Bereicherung.

Kim: Hm, joa, vielleicht ist es das für manche auch einfach? Ich kenne auch keinen besseren Begriff... Ich wollte aber nochmal kurz zu der angesprochenen Mobilisierung zurück. Ein Teilnehmen an Demos erfordert ja schon auch ein gewisses Bewusstsein bei den einzelnen Menschen. Wenn ich keine Ungerechtigkeiten und Missstände sehe, geh ich doch nicht auf die Straße! Um von mir zu sprechen: Ich informiere mich ausführlich, bilde mir meine Meinung und begreife mich als politisch, auch wenn ich nicht in einer Gruppe organisiert bin. Wollt ihr mir und so vielen anderen ernsthaft absprechen, politisch zu sein, nur weil wir nicht Teil von irgendeiner Polit-Gruppe sind? Es kann ja viele Gründe geben, warum sich Menschen keiner Gruppe anschließen können oder wollen oder es aufgegeben haben.

Binta knieft die Lippen zusammen, Benno kratzt sich lange am Kopf und schaut in die Luft und Maras Augen werden ganz groß und rund.

Kim: Okay, vielleicht nochmal anders: Ab wann habt ihr euch denn selbst als politisiert bezeichnet oder begriffen?

Benno: Naja, ich würde sagen, in meiner Jugend war ich schon auch auf Demos, im Stadtschüler*innenrat, wir haben unsere Schule blockiert und so – aber das ist einfach so passiert und war weniger gezielt als mein jetziges Politisch-aktiv-Sein. Das kam bei mir erst später mit dem Umzug in eine andere Stadt und mit Pegida, dass ich so eine klare Haltung entwickelt habe: Ich will jetzt genau das blockieren und zwar aus dem und dem Grund.

Mara: Vielleicht könnten wir das als eine Art zweite Politisierung bezeichnen? Erst ein zufälligeres Mitmachen bei Aktionen und dann in einem zweiten Schritt der Wunsch, die Welt wirklich ganz konkret auf eine bestimmte Weise zu verändern?

Kurze Stille

Mara: Andererseits würde ich sagen, dass ich in meiner jugendlichen Umwelt-Aktivismus-Zeit auch wirklich die Welt verändern wollte – nur eher aus so einer jugendlichen Naivität heraus, dass ich dachte: Ich kann die Welt retten!

*Mara erntet empathische Lacher von den anderen Freund*innen.*

Benno: Um nochmal diesen Kontrast aufzumachen: Ich würde sagen, diese zweite wirkliche Politisierung ...

Kim: Wieso *wirkliche*?! Das wertet die andere Politisierung wieder so ab. Ich würde da keine Wertung vornehmen. Und *zweite* setzt voraus, dass alle erst so eine naive Phase haben müssen. Was ist denn, wenn das nicht der Fall ist? Wenn sich Menschen erst spät und gleich aus einer realistischeren Bewusstwerdung und Reflexion heraus politisieren?

Benno: Na gut, dann eben spätere, vielleicht *reflektierte Politisierung*? Jedenfalls fühlt sich die für mich wie etwas an, das mir halt so passiert ist und aus dem ich nicht wieder raus kann. Wie eine Brille, die ich nicht mehr ablegen kann.

Binta: ...dass das so passiert ist... finde ich irgendwie ganz schön privilegiert, diese Aussage. Auch das mit der Brille – also, dass du dich irgendwann entschieden hast die aufzusetzen. Aber was ist mit den Leuten, die kämpfen müssen, um zu überleben, deren Überlebenskampf politisch ist, weil sie in unserer Welt einfach fertig gemacht werden, wegen dem, als wer sie geboren sind? Das ist dann keine Brille mehr, die mensch aufsetzt, sondern ein Teil vom Menschen. Und wie würdet ihr dann den Punkt des Aktiv-Werdens genauer fassen?

Kim: Also, ich würde sagen, ein Aspekt davon könnte ein ganzheitlicherer Blick sein, weg von single issue campaigning. Das wäre dann so ein zentraler turning point im Prozess der Politisierung.

Mara: Moment, Moment, Moment, Kim, was soll das denn jetzt – single issue campaigning – kannst du dich nicht ein bisschen einfacher ausdrücken?

Kim: Entschuldige, was ich meine ist: Politisierung, von mir aus die erste Politisierung, findet oft hinsichtlich eines bestimmten Themenbereichs statt. Bei mir waren das eben Umwelt-Themen. Und wenn dann die Übertragung auf andere Themen stattfindet...

Benno: Wenn mensch sich also strukturellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen bewusstwird, richtig? Wenn es eine grundsätzliche Bereitschaft gibt, die konkreten Probleme als Probleme von Herrschaft zu sehen und mit dieser machtkritischen Brille auch auf andere Themen zu schauen!

Kim: Du hast mich unterbrochen!

Benno: Sorry.

Mara: Okay, da waren jetzt schon wieder ganz schön viele sperrige Macht- und Herrschafts- Wörter drin. Manchmal nervt mich dieser linke Sprech echt ganz schön!

Binta: Ja, okay, das kann ich verstehen. Die Begriffe sind auch echt hochschwellig, aber was sie bedeuten und wie sie sich real auswirken, erlebe ich jeden Tag. Deswegen finde ich die Idee einer ersten naiven und einer zweiten reflektierteren Politisierung für mich auch nicht so passend. Meine Politisierung war von Anfang an mit meiner >> Positionierung in unserer Gesellschaft verbunden. Ich komme gar nicht drum rum mich damit nicht zu beschäftigen.

Mara: Ja, so geht es mir auch.

Binta: Im erweiterten Sinn sind wir alle von den diskriminierenden Strukturen betroffen, die unsere Gesellschaft prägen. Aber es gibt einen großen Unterschied: Manche Menschen können sich – selbst, wenn sie die Ungerechtigkeiten erkennen – in die Strukturen und Systeme einfügen und gut in ihnen leben. Das ist ein Privileg. Andere können das nicht, weil ihnen ein gutes Leben verwehrt wird. Sie haben fast keine andere Wahl, als sich mit Macht und Herrschaft, Strukturen und Formen von Unterdrückung und Ungerechtigkeit zu befassen.

Kim: Voll! Wir brauchen diese Begriffe und dieses Wissen auch, um besser durch unseren Alltag zu kommen. Worte für meine eigenen Erfahrungen zu finden und sie einzuordnen, war für mich ein total zentraler Schritt in meinem Politisierungsprozess. Alltägliche kleine und größere Übergriffe, Gewalterfahrungen, Ausschlüsse rufen ziemlich negative und hemmende Gefühle hervor. Als ich verstanden habe: „Das liegt nicht an mir und ich bin damit auch nicht alleine,“ konnte ich meine Wut besser nutzen und durch sie ins Handeln kommen. Ich habe verstanden, dass hinter meinen Erfahrungen ungerechte,

diskriminierende Strukturen stecken, und konnte so überlegen, wie ich mich ihnen entgegenstellen kann.

Kim steht auf und dehnt sich. Mara nimmt eine andere Position ein, streckt ihr Beine aus und alle sinnen für eine Weile vor sich hin.

Benno: Weil ihr gerade über Betroffenheit redet: In manchen Kontexten verleiht einem ja selbst *betroffen* zu sein, eine gewisse gesellschaftliche Legitimation für oder gegen etwas zu kämpfen – zum Beispiel im stadtpolitischen Kontext, wenn ich selbst von Verdrängung bedroht bin.

Binta: Uff, das würde ich so nicht sagen. Da habe ich ganz andere Erfahrungen gemacht! Nämlich, dass es sehr häufig als egoistisch angesehen wird, aus der eigenen Erfahrung oder eben Betroffenheit heraus für etwas zu kämpfen. Zum Beispiel werden cis weibliche Feministinnen als ‚Interessensgemeinschaft, die für sich kämpft‘ abgewertet, während eine feministische Haltung von >> cis Männern gefeiert wird. Bei ihnen wird das als selbstlose Politisierung angesehen, die eine ‚Aura des Guten‘ hat. Und das raubt Betroffenen ganz schön viel Kraft!

Mara: Absolut! Das zeigt wieder, dass auch die Bewertung von Politischem-aktiv-Sein – also die Anerkennung oder Delegitimierung davon – nicht frei von gesellschaftlichen Machtstrukturen ist. Ich finde den Begriff der Betroffenheit aber auch etwas problematisch. Das klingt für mich so, als ob Macht- und Herrschaftsstrukturen nur Auswirkungen auf die Leben von denjenigen haben, die >> marginalisiert werden. Also so, als ob rassistische Strukturen nichts mit meinem Leben zu tun hätten, weil ich >> *weiß* bin. Dabei tun sie das natürlich enorm, weil ich *weiße* Privilegien habe. Vielleicht können wir deshalb anstelle von *Betroffenheit* von Erlebnis- und Erfahrungswissen sprechen?

Zustimmende und fragende Joas und Hm's raunen durch die Runde.

Mara: Ich fände es ja noch spannend mit euch über so Fragen von Individuum und Kollektiv zu sprechen, wie inklusiv oder ausschließend politische Kontexte sind und so...

Benno: Wenn wir hier den Punkt aufgreifen, dass das Sprechen über die eigenen Erfahrungen und die Einbettung dessen in strukturelle Ungerechtigkeiten Teil von Politisierung sein kann, schließt das für mich auch an die Frage an, wie Menschen aktiv durch andere politisiert werden können? Wie es mit so >> Organizing Strategien versucht wird, zum Beispiel von Deutsche Wohnen und Co. Enteignen¹ durch Haustürgespräche und so. Das birgt doch total das Potential mehr Menschen für das gemeinsame politische Projekt zu gewinnen! Also,

1 Berliner Volksentscheid zur Enteignung großer Immobilienfirmen mit mehr als 3.000 Wohnungen.

dass es einen Menschen gibt, der zu einem sagt: „Hey, ich sehe, dass du betroffen bist, ich sehe, dass dich das nervt, es gibt Wege was zu tun!“ Welche Rolle haben diese Menschen?

Mara: Also mich beschäftigt bei der Frage, wie wir mehr werden können, ja auch, dass ich oft in so linken Kreisen, bei denen die Leute alle aus einem ähnlichen Dunstkreis kommen, eine gewisse Faulheit beobachte, neuen Menschen – die vielleicht anders sozialisiert wurden und nicht alle linken >> Szene-Codes draufhaben – gegenüber offen zu sein und zu bleiben. Und dass sich dann mit dem Argument, dass es zu viel Aufwand sei, neue Menschen einzuarbeiten, gegen offene Plena entschieden wird.

Kim: Ja, voll! Wie inklusiv ist diese Linke Szene eigentlich? Wie bewusst sind sich die Leute, die dort organisiert sind, dass es große Hürden gibt für neue Personen, dass es Offenheit braucht, um auf Menschen zuzugehen, die anders sind als mensch selbst? Und Empathie für Leute, die nicht Szene-sozialisiert sind?! Manchmal frage ich mich ja, ob die Linke-Szene-Aktivist:in überhaupt mehr werden wollen oder ob sie sich in ihrer Blase nicht eigentlich selbst genügen.

Binta: Ja, spannend finde ich daran auch, dass das dann oft damit begründet wird, dass ja Aktionen und Kampagnen gemacht werden müssen und mensch sich nicht mit internen Sachen aufhalten könne. Das zeigt nochmal voll die Privilegierung von so aktionistischer Polit-Arbeit gegenüber emotionaler Arbeit.

Benno: Ja! Stichwort Leistungsdruck im Aktivismus und die Gefahr sich voll reinzuschmeißen und dann aber auch super schnell ausgebrannt zu sein.

Mara: ...auch ein spannender Aspekt, Benno. Aber bleiben wir doch erstmal bei dem, was Binta und Kim aufgeworfen haben. Ich muss ja gestehen, dass ich an der Privilegierung von aktionistischer Polit-Arbeit – was auch immer das im Detail bedeuten mag – gegenüber emotionaler Arbeit nicht ganz unbeteiligt bin. Mensch hat halt schon oft den Eindruck: Das muss jetzt getan werden, weil es brennt – und alles andere wird hintendran gestellt.

Benno: Also, ich hab schon die Erfahrung gemacht, dass es in meiner eigenen Politisierung so Gestalten, so Leute, gab, die sich für mich richtig Zeit genommen haben und für mich eine wichtige Rolle gespielt haben.

Mara: Müssten wir nicht eigentlich alle viel häufiger solche Leute sein? Und welche Einstellung gegenüber neuen Menschen gehört dazu, um das gut machen zu können?

Kim: Jetzt muss ich mal was sagen: Also ich bin in keiner Gruppe, da ich linke Gruppen nämlich häufig als hochnäsig und arrogant empfunden

hab; als die Leute, die denken sie seien sehr politisch und andere, die nicht das Gleiche machen, sind es eben nicht oder weniger. Und auf die wird dann herabgeblickt.

Binta: Ja, okay das ist richtig blöd und gleichzeitig braucht es aus meiner Erfahrung auch die Gruppe, das Kollektiv eben, um Erfahrungen auszutauschen, um sie in einer gemeinsamen Analyse zu schärfen, um zu verstehen, warum wir zu Recht wütend sind und handeln müssen; um Erfahrungen von Einzelnen in einen größeren Kontext einzuordnen, um die Struktur dahinter zu erkennen.

Benno: Wir brauchen das Kollektiv allein schon deshalb, weil wir allein nichts ausrichten können. Wie willst du politisch sein, wenn du nicht zum Handeln kommst? Du kannst allein nichts blockieren – das hatten wir doch gerade in der Diskussion.

Mara: Gruppen sind für mich beides: Quelle von Frust und Kraft zugleich. Manchmal habe ich Lust alles hinzuschmeißen, weil es selbst in unserer Kleingruppe – wo wir, zugegebener Maßen, alle aus dem gleichen Dunstkreis kommen – nicht klappt mit Verständnis füreinander. Weil wir nicht nachempfinden, warum manche Sachen schwierig sind, warum die anderen etwas nicht machen oder warum sie so sind wie sie sind. Manchmal hab ich Schwierigkeiten mir vorzustellen, wie ich ohne meine Gruppe wirksam sein kann...

Kim: Das kannst du – aber es braucht einfach viel mehr Kraft: alleine auf Sinnsuche gehen, sich konstant selber motivieren, dass dies mehr Energie kosten kann, als sich von einer Gruppe mittragen zu lassen, muss eben auch gesehen werden.

Mara: Ja, und gleichzeitig sind die Dysfunktionen unserer Gruppen für manche auch ein Grund sich frustriert zurückzuziehen.

Benno: Eine Polit-Gruppe, die sich auch auf emotionaler Ebene gegenseitig supportet ist wohl auch der Schlüssel fürs Dabeibleiben.

Binta: ...während andere wohl genug Wut im Bauch haben und persönliche Gründe, um gegen Herrschaftsverhältnisse zu kämpfen, dass sie es eben auch allein tun, komme was wolle. Und das muss eben auch gesehen werden!

Kim: Überhaupt gibt es bei diesem ganzen Thema der Politisierung so viele Aspekte aufzudecken. Ich hab das Gefühl, irgendwas geht immer unter oder kommt zu kurz, alles kann mensch von unzähligen Perspektiven aus betrachten und es kommen immer neue Facetten dazu.

Mara: Ja, und ich finds aber auch voll okay da nicht immer genau einer Meinung zu sein, da wir unterschiedliche Erfahrungen machen. Aber gut, ich glaub die Veranstaltung geht gleich los und mal schauen was das Buch von unseren Friends dann noch so für Aspekte aufmacht!

Die Frage nach dem Wie

Prozess – Beziehung – Praxis: Politisierung bei Deutsche Wohnen und Co. enteignen

Kaspar Metzchow und Julia Bersch

1. Ein Volksentscheid als Politisierungsschub

Politisierung purzelt nicht aus Büchern und endet nicht mit dem ersten Demonstrationsbesuch. Politisierung ist ein unabgeschlossener Vorgang, der ohne den Blick auf zwischenmenschliche Beziehungen und politisches Handeln kaum zu verstehen ist. Wir stellen diese Perspektive – Politisierung als *prozesshaft*, *relational* und *praktisch* – anhand von Interviewgesprächen und eigenen Erfahrungen in der Kampagne des Volksentscheids Deutsche Wohnen und Co. enteignen (DWE) dar. Bewusst beschränken wir uns auf Politisierung als persönliche Entwicklung, obwohl der Begriff mit ähnlicher Perspektive auch in Bezug auf das Politisch-Werden von Themen in der Gesellschaft oder die Entwicklung von Gruppen untersucht werden könnte. Der Fokus ermöglicht einen genauen Blick auf konkrete, individuelle Prozesse und die sozialen Kontexte, in denen sie stattfinden.

Auch suchen wir nicht nach Startpunkten von Politisierung; womöglich Schlüsselerlebnisse im jungen Alter. Wir konzentrieren uns auf die erstmalige aktive, regelmäßige Teilnahme an einer politischen Kampagne als Erfahrung, die sich umfassend auf das Politisch-Sein auswirkt. Umfassend bedeutet: Politisierung heißt nicht nur mehr über ein Thema zu erfahren oder sich anders dafür zu interessieren. Sie beinhaltet auch einen veränderten Blick auf sich selbst als Mensch, der die Welt mitgestaltet. Politisierung ist mit Soft-Skills, Identifikationen und dem Annehmen neuer sozialer Rollen verknüpft.

Diese Aspekte sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern beziehen sich auf Ergebnisse unserer Interviewgespräche und auf sozialwissenschaftliche Theorien, die an den entsprechenden Textstellen herangezogen werden. Den Anstoß für das Kapitel liefert jedoch keine Theorielektüre, sondern eine Beobachtung: Viele unserer Mitstreiter*innen bei DWE waren nie Teil politischer Gruppen, entwickelten sich aber im Verlauf der mehrmonatigen Sammel- und Wahlkampfphase zu selbstbewussten Aktivist*innen. Gemeinsam mit hunderten Aktiven setzten sie sich für die Vergesellschaftung großer, profitorientierter Immobilienkonzerne in Berlin ein. Dafür wurden ab Februar 2021 in vier Monaten über 350.000 Unterschriften gesammelt. Dies war

Voraussetzung für den Volksentscheid, bei dem wahlberechtigte Berliner*innen parallel zur Parlamentswahl für oder gegen die Vergesellschaftung stimmen konnten. Nach einem intensiven Wahlkampf entschieden sich über eine Millionen Menschen für das Anliegen – eine klare Mehrheit.

Wie werden Menschen durch die Mitwirkung an der Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen politisiert? Während andere Arbeiten untersuchen, auf welche Weise und unter welchen Voraussetzungen die Initiative zum Mit- und Selbstmachen begeistern konnte, interessieren wir uns für das subjektive Erleben der Aktiven. Anhand pseudonymisierter Berichte zeigen wir eine relationale Perspektive auf Politisierung: Ein durch Beziehungen und gemeinsames Handeln geprägter Prozess, der teils stetig, teils in Schüben verläuft und keinen Start- oder Endpunkt hat. Diese spezielle, sozialwissenschaftliche Sichtweise führen wir im ersten Textabschnitt ein. Die drei Kernpunkte – *Prozess, Beziehung, Praxis* – werden dann jeweils innerhalb eines Kapitelabschnitts und anhand von Beispielen besprochen. Damit die Beobachtungen für aktive Leser*innen und die politische Organisation nutzbar werden, gehen wir am Ende auf praktische Fragen ein: Wie hilft die gewonnene Perspektive, gemeinsam politisch tätig zu sein? Was lässt sich aus den Erfahrungen bei DWE lernen?

2. Eine sozialwissenschaftliche Perspektive auf Politisierung

Bis heute finden sich in der Soziologie unterschiedliche Herangehensweisen zur Untersuchung und Erklärung von Gesellschaft. Teils wird das Verhalten von Menschen mit ihrer Position innerhalb der Gesellschaft erklärt. Die durch Rollenerwartungen und Sozialisation vermittelte Position bestimmt nach dieser Perspektive den subjektiven Sinn von Handlungen. Machtverhältnisse und >> hegemoniale, also besonders verbreitete und selten hinterfragte Annahmen, bilden dabei die entscheidende Handlungsgrundlage (vgl. Bourdieu 2013; Cadaeias 2014). Die andere Seite versteht Gesellschaft als Produkt einzelner, durch Interesse und Vernunft geleiteter Entscheidungen. Menschen werden dabei als Nutzenmaximierer*innen verstanden, die ihr Handeln bewusst und strategisch an ganz bestimmten Zielen und Zwecken (z.B. Macht oder Wohlstand) orientieren (vgl. Becker 1976; Esser 1999).

Eine dritte Position verbindet beides: Gesellschaft wird demnach von Menschen und ihren Entscheidungen gemacht, wirkt aber durch bereits bestehende Institutionen, Machtverhältnisse und Ideologien auf ihre Macher*innen zurück. Untersucht werden nicht ‚die Gesellschaft‘ oder ‚das Individuum‘, sondern Beziehungen und Interaktionen (vgl.

Emirbayer 1997; Mische 2014). So kann nicht nur erfasst werden, wie Menschen durch ihr Handeln Strukturen schaffen, die das Handeln gleichzeitig beeinflussen. Persönlicher und gesellschaftlicher Wandel wird besser untersuchbar.

Im Sinne des Politisch-Werdens steht individueller und sozialer Wandel auch für uns im Fokus. Wir nutzen die *relationale* Perspektive, um darzustellen, wie Menschen durch die Mitwirkung an der Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen politisiert werden.

2. 1 Politisierung als Prozess

Bereits in den Vorgesprächen zu unseren Interviews wurde der *prozesshafte* Charakter der Politisierung deutlich. Wir wählten die Befragten aus, da sie sich bisher nicht in ähnlicher Weise – mit wöchentlichen Treffen und Aktionen, Kampagnenziel und großen und kleinen Teilprojekten, über Monate hinweg – politisch organisiert hatten. Als wir den Befragten mitteilten mit ihnen aus diesem Grund über Politisierung sprechen zu wollen, waren einige verwirrt: Sie seien doch bereits ‚politisch‘ – nur eben nicht aktiv.

Das Beispiel zeigt unterschiedliche Verständnisse von Politisierung: Die irritierten Befragten meinten die Entwicklung von politischem Interesse. Wir dagegen verstanden Politisierung etwas umfassender als einen Prozess, in dem sich dieses Interesse fortlaufend weiterentwickelt, Wissen und Fähigkeiten angeeignet werden und sich das politische Selbstverständnis verändert. Auch die erfahreneren Kampagnen-Mitglieder sind davon nicht ausgenommen. Niemand betritt die Initiative ganz ohne Vorwissen oder Interesse und alle entwickelten sich in der gemeinsamen Arbeit weiter. Wer allerdings vorher nicht in ähnlicher Weise politisch aktiv war, für den bekommt dieser Prozess beim Eintritt in neue Strukturen und neue Formen des Aktiv-Werdens einen Schub.

Oft wird den Befragten ihre Wandlung erst in der Rückblende bewusst, wenn sie sich vor Augen führen, was sie zu Beginn der Kampagne gewusst und welche Handlungen sie sich zugetraut haben. Sie alle haben während ihres DWE-Engagements neue Rollen eingenommen, Aufgaben übernommen, Fähigkeiten entwickelt, Kenntnisse gewonnen und verschiedene Hürden überwunden.

Paul etwa, der eigentlich anders heißt, kommt kurz vor Beginn der zweiten, größeren Unterschriftensammelphase zur Kampagne. Er merkt schnell, dass die politische Struktur nicht nur für ihn neu und ungewohnt ist. Dass die Gruppe weniger eingespielt ist und einen geringeren Wissensvorsprung hat als anfangs gedacht, senkt seine Hemmungen, sich aktiv einzubringen. Dabei hilft ihm seine berufliche Erfahrung beim

Ansprechen, Überzeugen und Unterhalten von Menschen, durch die er innerhalb der Initiative seine Rolle findet. Anfangs noch zaghaft, vertritt er die Initiative zunehmend vor Publikum und gegenüber den Medien. Der damit verbundene Zuspruch der Gruppe bestärkt ihn in seiner Rolle und motiviert ihn zur Annahme neuer Herausforderungen.

Auch Cora kann im Laufe ihres Engagements neue Fähigkeiten entwickeln, Wissen aneignen und gewinnt ein verändertes politisches Selbstbild. Sowohl das Plenum als auch Aktionen wie Unterschriftensammlungen oder Demonstrationen erscheinen ihr zunächst fremd. Erst nach und nach versteht sie, „worum es geht“ und bringt sich dann stärker ein. Die Entwicklung von neuen Rollen und das Zutrauen von neuen Rollen im Kieztteam (der lokal auf Bezirksebene organisierten Gruppe) ist für Cora gleichfalls eng an ein Sicherwerden im Umgang mit der Gruppe gebunden. So führt neben dem Zugewinn von politischem Wissen das informelle Kennenlernen von Kieztteammitgliedern zu einem Abbau von Hürden bei konkreten Aktionen.

Für Paul und Cora bedeutet die Kampagnenarbeit die Erschließung eines unbekannten Feldes. Das gilt nicht nur für inhaltliche Fragen, etwa zur Funktionsweise von Volksentscheiden, zum Begriff der Vergesellschaftung oder zur bisherigen Wohnungspolitik. Sie lernen auch die kleinen und großen Schwierigkeiten des Arbeitens innerhalb politischer Gruppen kennen und entwickeln Strategien zum Ansprechen und Überzeugen fremder, nicht immer wohlgesonnener Menschen. Soziologisch gesprochen erweitern sie ihr Rollenrepertoire, indem sie sich das zum Bestreiten neuer Situationen nötige Wissen und Verhalten aneignen (vgl. Mead 1968).

Ogleich es Schlüsselmomente gibt – die erste gesammelte Unterschrift oder der Zuspruch, nachdem man sich zum ersten Mal vor eine Kamera oder auf eine Bühne traute – verlaufen die meisten Aneignungsprozesse langsam. Die sechs Befragten sind zum Zeitpunkt der Interviews im Oktober 2021 zwischen 6 und 10 Monaten in der Kampagne aktiv und haben mehrere Phasen des Volksentscheides erlebt. Ihr Fach- und Praxiswissen, Selbstverständnis und -bewusstsein entwickelten sich dabei weder gleichzeitig noch in gleichmäßigem Tempo. Vor allem aber passierte die Entwicklung nicht von selbst und im luftleeren Raum, sondern wurde durch Beziehungen zu anderen Menschen, gemeinsame politische Praxis, Anknüpfen an bestehendes Wissen und Fähigkeiten sowie durch externe Faktoren und die Strukturen der Kampagne beeinflusst.

2. 2 Politisierung durch Beziehungen

Zunächst wenden wir uns *Beziehungen* zu, welche im Sinne der relationalen Sichtweise im Zentrum gesellschaftlicher Untersuchung stehen. Auch Beziehungen sind Prozesse: Sie entstehen und entwickeln sich, während wir uns mit anderen Menschen austauschen. Die Beteiligten sind dabei, wie Charles Tilly (1999, 18; 2005, 22) betont, keine Billardkugeln, die nach dem Aneinanderschlagen selbst unverändert in unterschiedliche Richtungen rollen. Sie werden selbst durch die Beziehungen geprägt und verändert, die sie bei ihren politischen Aktivitäten zu anderen Menschen eingehen. Die Interviews zeigen, dass Beziehungen dabei so vielfältig sind wie ihre Wirkung auf den Politisierungsprozess der Befragten. Das beginnt beim Einstieg in die Initiative. David wird durch einen langjährigen Freund zum ersten Plenumsbesuch motiviert. Als sich direkt darauf ein weiterer Freund der Initiative hinzugesellt, bleibt er. Sandras Weg ist ähnlich, da sie durch eine Bekanntschaft auf DWE aufmerksam wird und beim Neumitgliedertreffen eine ihrer Freundinnen trifft. Cora wird beim Dating von der Initiative erzählt und sie informiert sich in den sozialen Medien. Sie lässt sich auf einen Mailverteiler setzen, fängt aber erst an aktiv mitzumachen, als ein Freund sie persönlich zum Unterschriftensammeln einlädt.

Die Kampagne setzt auf direkte Ansprache und Kontaktpersonen, die Hinzukommenden den Einstieg erleichtern. Für Cora, die sich als eher introvertierte Person beschreibt, stellt das neue Umfeld eine besondere Herausforderung dar und die Kontakte sind eine wichtige Hilfe: Wenn „[x] nicht geschrieben hätte ‚kommst du mit Unterschriften sammeln‘ wäre ich nie mit zum Sammeln gekommen“, sag sie, „und wenn [y] nicht geschrieben hätte ‚kommst du mit zum Plenum‘ wäre ich nie mit zum Plenum gekommen“. Wie andere Befragte findet sie innerhalb ihres in Alter und Interessen gemischten Kiezteams eine Gruppe, in der sie bald auch jenseits der Kampagnenarbeit Freund*innenschaften pflegt. Die persönliche Einbindung wird so umfassend, dass sie stellenweise das Gefühl hat, sich mehr Zeit für sich selbst nehmen zu müssen, weil die Mischung aus politischem Engagement und Freund*innen-gruppe ihren Alltag vollständig beansprucht.

Eine ähnlich feste Gruppe findet Lena, die zuerst niemanden in der Kampagne kennt. Mit ihrer kleinen Gruppe, die sie auf den ersten Veranstaltungen des Kiezteams kennengelernt hat, spricht sie bald Zeit und Ort des Unterschriftensammelns ab und findet Mut und Unterstützung bei der Bewältigung neuer Aufgaben, etwa Haustürgesprächen. Als es innerhalb der Initiative zu Konflikten kommt, bietet ihr die Gruppe Platz für reflektierende Gespräche und einen Rückzugsraum von der

angespannten Stimmung im Plenum. Anders wirkt sich diese Situation für Paul aus, der ebenfalls ohne vorherige Kontakte zu DWE kommt. Er unterhält im Kieztteam viele positive Beziehungen, verbringt aber weniger Freizeit mit anderen Aktiven und wird nicht Teil politischer Freund*innengruppen. Im Angesicht allgemeiner Anspannung kann er auf keine vermittelnde Kleingruppe zurückgreifen, wodurch die Konflikte seine Beziehung zum ganzen Kieztteam verändern. Er bleibt aktiv, spürt aber eine größere Distanz zur Gruppe.

Die Beispiele zeigen die mehrfache Rolle von Beziehungen: Neben ihrer Funktion als *Katalysator* oder Anstoß politischer Aktivierung sind sie *Medium* der Politisierung und gehen zugleich als *Effekt* aus der politischen Arbeit hervor. Armin berichtet, dass seine Kampagnenteilnahme sogar vom Wunsch nach Beziehungen geprägt war und auch Cora möchte explizit „richtige Berliner*innen“ kennenlernen. Das Sammeln von Unterschriften wird zur Möglichkeit, im langen Coronawinter 2020/21 mit Menschen in Kontakt zu kommen. Geschätzt wird nicht allein das Treffen von Gleichgesinnten, sondern bereits der Kontakt mit fremden Menschen – inklusive des flüchtigen Wortwechsels mit Unterschreibenden.

Als Medium transportieren Beziehungen zudem neues Wissen und Perspektiven. Paul lauscht beim Unterschriftensammeln der Argumentation anderer Aktiver und übernimmt gute Argumente. Cora richtet dagegen konkrete inhaltliche Fragen an schon länger mit dem Thema befasste Mistreiter*innen. Die Initiative unterstützt die Lernprozesse durch zahlreiche Workshopangebote, oft direkt vor Aktionen. Anwesende werden dabei etwa in Rollenspielen zu Wähler*innen, an denen die eigene Ansprache geübt werden kann. Meist nutzen Befragte nicht nur eine Informationsquelle, sondern kombinieren persönliche Nachfragen und Recherchen mit digitalen und analogen Angeboten der Kampagne.

Nicht nur Faktenwissen und Argumente werden über Beziehungen zugänglich, sondern auch soziale >> Codes und Kenntnisse des politischen Kontextes. Wie funktioniert eine Redeliste? Welches Verhalten gilt in bestimmten Situationen als angemessen? An wen wendet man sich mit welchem Problem? Sandra hat den Eindruck, dass viele ihrer Mitstreiter*innen solches Wissen still voraussetzen. Obwohl sie vom Gespräch nicht ausgeschlossen wird, ist ihre Teilhabe erschwert. Wie andere Aktive holt sie diesen Vorsprung nach und nach durch Beobachtung auf. Weil sie aber viel arbeitet und weniger Zeit mit der Initiative verbringt, dauert der Prozess bei ihr länger.

Die Beispiele lassen erkennen, dass Beziehungen auch eine emotionale Rolle spielen. Wichtig ist dies, weil, anders als am Arbeitsplatz, die

Hürden zum Ausstieg gering sind: Es bleibt nur in der Initiative, wer sich wohl fühlt. Sandra beschreibt in diesem Zusammenhang das Gemeinschaftsgefühl, welches während der Aktionen durch das gemeinsame Tragen der typischen lila Westen der Kampagne entsteht. Noch mehr als das Ziehen an einem Strang motiviert Lena der geteilte Erfolg, der nach der erfolgreichen Übergabe der Unterschriften ebenso wie nach dem Gewinn des Volksentscheides mit Fahrradkorsos und Partys gefeiert wird.

Zuletzt erfahren die Befragten über ihre Beziehungen persönliche Anerkennung für ihre Aktivität, was wiederum ihre Identifikation mit der Kampagne erhöht. Paul fühlt sich durch die Zuschreibung einiger Aktiver als potenzieller Redner bestätigt und vertieft diese Ausrichtung. Aktionen, Partys, Reden, Weste tragen, Fahrradkorso, Haustürgespräche, Plakate kleben: All das verweist darauf, dass persönliche Entwicklungen und die Beziehungen, welche sie einbetten, im großen Maße durch gemeinsame Aktivitäten und Erlebnisse stattfinden. Diese werden im letzten Teil unseres Politisierungsprozesses behandelt.

2. 3 Politisierung durch politische Praxis

Der Soziologe Pierre Bourdieu untersucht die Verflechtung von Denken und Tun und schafft einen Praxisbegriff, der erlernte Handlungen und implizites Wissen einschließt – Wissen, das auch unbewusst abgerufen wird. So seien Menschen vielmehr Individuen, die (teils kollektiv) Erfahrungen machen, Freude und Schmerz spüren, Raum einnehmen und Routinen einüben. Er grenzt sich damit sowohl vom instinktiven ‚sich verhalten‘ ab als auch von der individualistischen Vorstellung, dass Menschen sich völlig bewusst und rational steuern (Reckwitz 2003, 290; Saalman 2014, 214).

Im Fall der Kampagne Deutsche Wohnen & Co. enteignen können Praktiken aus Gewohnheit oder mit klaren Zielen erfolgen und dabei gleichzeitig ungeplante Effekte mit sich bringen, zu denen auch Beziehungen gehören: Man geht nicht zur Aktion, um Freund*innenschaften zu knüpfen – und doch sind diese später entscheidend für die politische Betätigung. Zudem bestehen Praktiken meist aus ganzen Bündeln an Tätigkeiten, die erst bei der Ausführung erlernt werden: Man hängt etwa gemeinsam Plakate an Laternen, erlernt dabei durch Probieren oder Ratschläge die Praktik und baut nebenbei Beziehungen zu Mitstreiter*innen auf oder erlebt Reaktionen von Passant*innen. Das Aufhängen erfordert weiterhin Vorbereitung, die nur als soziale Praxis gemeinsam mit anderen Aktiven funktioniert: Vom Ausleihen eines Lastenrads über

die Organisation von Leitern, Plakaten und Kabelbindern und die Festlegung einer Route bis zum gekonnten Anbringen am Mast.

Die Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen bringt eine ganze Reihe solcher Praktiken hervor. So erforderte das politische Ziel der Kampagne – die Vergesellschaftung von Wohnraum über einen Volksentscheid – das Sammeln von über 350.000 Unterschriften in vier Monaten. Schon vor dem Start des Unterschriftensammelns wurden Plakate verklebt, Geschäfte um Unterstützung gebeten, Treffen veranstaltet und Mitstreitende gewonnen. Gesammelt wurde zwischen Februar und Juni 2021 in Parks, an Bahnhöfen oder von Tür zu Tür, in der Gruppe oder allein, am Stand oder mit dem Klemmbrett die Straße hinunterlaufend. Begleitende Aktionen wie Kundgebungen, Demonstrationen, Bastelaktionen, Telefonketten, Argumentationstrainings, Diskussionsrunden oder Flugblattverteilung intensivierten sich im Wahlkampf, der zwischen Sammelphase und Volksabstimmung (26.09.2021) lag.

Praktiken unterscheiden sich dabei in den Fähigkeiten, die sie den Aktiven abverlangen. Eng damit verbunden bedienen sie unterschiedliche Neigungen. Nächtliche Plakatierungen, Wahlkampfstände oder öffentliche Reden sind für die Befragten individuell unterschiedlich attraktive und zugängliche Tätigkeiten. Die resultierende Arbeitsteilung innerhalb der Kampagne bringt auch unterschiedliche Beziehungen und Politisierungsprozesse hervor.

Armin etwa beteiligt sich weniger am Sammeln und übernimmt dafür organisatorische Aufgaben: Material und Unterschriftenlisten müssen erst besorgt und dann eingesammelt, gezählt und an die Lager übergeben werden. Wie Lena, die sich mit Wohnungspolitik auskennt und Paul, der Erfahrung mit dem Ansprechen fremder Personen hat, kann Armin mitgebrachte berufliche Fertigkeiten nutzen – in diesem Fall organisatorische. So wie die unterstützenden Beziehungen, so helfen die Fähigkeiten beim Sprung ins „kalte Wasser“, wie Lena es ausdrückt. Sie erlauben, eine eigene Rolle in der Gruppe zu finden und sich Herausforderungen dort zu stellen, wo man schon an Vorerfahrungen anknüpfen kann.

Welches Wissen notwendig ist, erfahren die Befragten oft erst während der Tätigkeit. So stellen Sandra und Armin beim Sammeln fest, dass das Überzeugen von Passant*innen weniger von politischem Spezialwissen abhängt als von der Art des Ansprechens – (in Sandras Worten) davon, „die Sache an sich zu vermitteln“. Der Lernprozess wird durch Workshops und Infomaterial vorbereitet, findet aber zum großen Teil nach Versuch-und-Irrtum-Prinzip in der Praxis statt. Auch die Angst vor unbekannten Situationen und möglicher Zurückweisung verfliegt,

wie die Sprünge ins kalte Wasser zeigen, mit der Praxis, welche die Befragten – wie schon die Beziehungen – verändert zurücklässt.

Es ist vor allem die fortwährende Wiederholung politischer Praktiken, die das kalte Wasser aufwärmt, Hemmungen abbaut und Routinen entstehen lässt. David etwa fühlt sich beim Sammeln zunächst unsicher und tritt gehemmt auf. Erst durch den Aufbau einer Sammelroutine, begleitet durch weitere fachliche Recherchen, fühlt er sich sicherer.

Überwundene Hemmungen, erfolgreiche Gespräche und Anerkennung von Mitstreiter*innen, z.B. für ausdauernde Beteiligung oder Redeauftritte im Rahmen der Kampagne, verändern auch das Selbstbild. Die Befragten trauen sich selbst mehr zu und identifizieren sich stärker mit der Initiative. Cora berichtet, wie sie ihr Engagement im Arbeitskontext nicht thematisierte, bis sie bei einer Aktion in der lila Weste der Kampagne von ihrer Chefin erkannt wird. In der Folge steht sie auch im Job zum Engagement und erfährt positive Rückmeldung. Auch für Lena ist die bei Aktionen getragene Weste wichtig. Sie hat so den Eindruck, von Passant*innen als Teil einer Initiative ernster genommen zu werden und sich mehr zuzutrauen, als bei einem Auftritt als Privatperson.

Die Weste und die Niedrigschwelligkeit vieler Aktionen bieten zudem die Möglichkeit zeitlich begrenzter Zugehörigkeit, von der man sich schnell zurückziehen kann. Für Sandra und David, deren Berufstätigkeit ihre Zeit für Engagement stark begrenzt, ist dies ein Vorzug der Initiative. David hegt schon lang den Wunsch nach politischer Betätigung, scheut aber umfassende, langfristige Bindungen, die beispielsweise Parteimitgliedschaften für ihn bedeuten. In der Kampagne kann er wie Sandra an Aktionen teilnehmen oder auch nur zuschauen, ohne sich zukünftig zu verpflichten. Genau diese Unverbindlichkeit erlaubt es, wiederholt an gemeinsamer Praxis teilzunehmen und soziale Bindungen und eine Identifikation mit der Initiative zu entwickeln.

Dies geschieht nicht zuletzt bei informellen praktischen Tätigkeiten, wie dem Kleben von Stickern, während eines Treffens mit der DWE-Peergroup oder auf gemeinsamen Feiern der Kampagne mit und ohne der kampagnentypischen lila Weste. Für Armin und Lena wirken diese Aktionen im persönlichen Kontakt aktivierend. Hier wird insbesondere die starke wechselseitige Wirkung der Dimensionen Praxis und Beziehung für den relationalen Prozess der Politisierung deutlich.

3. Politische Implikationen - Ein Blick nach vorn

In diesem Beitrag haben wir eine relationale Perspektive auf Politisierung vorgeschlagen, die den Vorgang als persönliche, aber sozial und

praktisch eingebettete Entwicklung nachvollziehbar macht. Anhand der Erfahrungen von sechs Befragten im Rahmen der Kampagne Deutsche Wohnen & Co. enteignen zeigten wir Politisierung als graduellen Prozess, der sich durch Beziehungen und über die Teilnahme an konkreten Praktiken vollzieht.

Die politische Entwicklung und die dabei stattfindende Erschließung neuer sozialer Felder findet weder in gleichmäßigem Tempo statt, noch entwickeln sich verschiedene Aspekte des Politisch-Seins im strengen Gleichklang. Fach- und Handlungswissen, politisches Interesse und Selbstbewusstsein, Identifikation mit Zielen und Initiativen sowie die Einbindung in aktivistische Netzwerke entwickeln sich ungleichzeitig und in unterschiedlichem Maße. Dies hängt eng mit den mitgebrachten Fähigkeiten und Interessen, den in der Initiative geknüpften Beziehungen und den verfolgten politischen Praktiken zusammen, wie das Kapitel anhand der Beispiele zeigte.

Die Darstellung von Politisierung als in Beziehungen und Praktiken eingebundenen, mehrschichtigen Prozess, ist mehr als eine theoretische Fingerübung. Sie bietet eine Perspektive, um die eigene politische Arbeit und Entwicklung besser zu verstehen und Strategien aktivistischer Zusammenschlüsse weiterzuentwickeln und kritisch auf Schwachstellen zu prüfen. Wir schließen den Beitrag deshalb mit fünf Denkanstößen für die politische Arbeit:

1) Es lohnt sich, Wissens- und Erfahrungsunterschiede innerhalb von Initiativen transparent zu besprechen und gemeinsam abzubauen. Eine zu scharfe Trennung in ‚Neue‘ und ‚Erfahrene‘ riskiert, dass mitgebrachte Kenntnisse entwertet und nicht genutzt werden. Die Überschätzung von Unterschieden kann zu Hemmungen beitragen, sich als hinzukommende Person einzubringen.

2) Daran anschließend scheint es ratsam, unterschiedliche Arten von Wissen und Können im Blick zu behalten. Austausch und Vermittlung sind nicht nur bei fachlichen Fragen, sondern auch in Bezug auf Kontextwissen und soziale Codes nötig. Letztere etablieren sich sonst als stille und kaum noch wahrgenommene Voraussetzung, welche Hinzukommende als Hürde erleben.

3) Praxis, die unter geringen Voraussetzungen zur Teilnahme einlädt, ist ein wirksamer Katalysator für längere Beteiligung. Solange es etwas zu tun gibt und Mitmachen so wie Nicht-Mitmachen einfach ist, bleiben Menschen am Ball, entwickeln längerfristige Bindungen und politisieren sich weitergehend. Aktuell ist die Initiative DWE durch den erfolgreichen Volksentscheid an einem Punkt, an dem es zunehmend um Verhandlungen mit Politiker*innen

geht, die spezielles Wissen erfordern. Beziehungen können diese Zugangshürde zur Praxis und die den damit verbundenen Stillstand eine Weile, aber nicht dauerhaft überbrücken.

4) Beziehungen sind Voraussetzung, Medium und Folge von Politisierung. Die Initiative hat, etwa über Buddy-Systeme teils aktiv daran mitgewirkt, Beziehungen aufzubauen. Teils sind sie aber auch durch gemeinsame Tätigkeit, oft mit anschließendem gemütlichem Beisammensein, spontan entstanden. Zugleich zeigt sich, dass nicht für alle die gleiche Art der Einbindung und des Beziehungsaufbaus erstrebenswert ist. Es muss Raum dafür geben, auf unterschiedliche Weise und in verschiedener Intensität an der Gruppe teilzuhaben.

5) Die Initiative Deutsche Wohnen & Co. enteignen hat es geschafft, vielfältige Beziehungsformen, Praktiken, Ebenen von Wissen, Erfahrungsschätze und vor allem Wahrnehmungen derselben Situation unterzubringen und durch konkrete Angebote zu berücksichtigen. Dies ist kein Zufall, sondern das Ergebnis bewährter Methoden politischer und gewerkschaftlicher Organisation. Die Untersuchung dieser Methoden und ihrer Anpassung und Wirkung in der konkreten Kampagne muss anderen Autor*innen überlassen werden.

Wir hoffen, dass die gezeigte Perspektive nicht nur für DWE, sondern auch für weitere politische Projekte praktische Anstöße liefert und zur theoretischen Debatte um politische Teilhabe beiträgt.

Literatur

- Becker, Gary S. 1976. *The economic approach to human behavior*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre. 2013 [1972]. Structures, Habitus, Power: Basis for a Theory of Symbolic Power. In *Outline of a Theory of Practice*, hrsg. von Pierre Bourdieu und Richard Nice, 159–97: Cambridge University Press.
- Candeias, Mario. 2014. Gramscianische Konstellationen: Hegemonie und die Durchsetzung neuer Produktions- und Lebensweisen. In *Mit Gramsci arbeiten: Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis*, hrsg. von Andreas Merkens und Victor Rego Diaz. 4. Aufl., dt. Orig.-Ausgabe. Argument Sonderband N.F., 305. Hamburg: Argument-Verlag.
- Emirbayer, Mustafa. 1997. "Manifesto for a Relational Sociology." *American Journal of Sociology* 103 (2): 281-317.
- Esser, Hartmut. 1999. *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.
- Mead, George H. 1968. *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mische, Ann. 2014. Relational Sociology, Culture, and Agency. In *The SAGE Handbook of Social Network Analysis*, hrsg. von John Scott und Peter Carrington, 80-98. 1 Oliver's Yard, 55 City Road, London EC1Y 1SP United Kingdom: SAGE Publications Ltd.
- Reckwitz, Andreas. 2003. Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4): 282-301.
- Saalmann, Gernot. 2014. Praxis. In *Bourdieu-Handbuch: Leben - Werk - Wirkung*, hrsg. von Gerhard Fröhlich und Boike Rehbein. Sonderausgabe, 199-202. Stuttgart, Weimar: Verlag J.B. Metzler.
- Tilly, Charles. 2005. *Popular Contention in Great Britain, 1758 - 1834*. Boulder, Colorado: Paradigm.
- Tilly, Charles. 1999. *Durable inequality*. 1st paperback. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.

Landflucht? Mein Weg vom Bauernhof in die *Politik*

Bernd Hüttner

Politisierung auf dem Dorf in den 1980er Jahren

*Geschichte muss erzählt werden.
Und das tun wir anhand von Mustern,
die der Literatur entlehnt sind.
(Hayden White)*

Ich bin, das wurde mir erst in den letzten Monaten klar, bis ich 12 Jahre war, in einer mündlichen, einer *oralen* Kultur aufgewachsen. Meine leiblichen Eltern und meine Großeltern haben nicht geschrieben oder gelesen, wie ich es heute tue. Sie hatten Probleme Formulare der Krankenkasse oder des Finanzamts zu bearbeiten. Sie erzeugten ihr Weltbild aus eigenen Beobachtungen und den Erzählungen anderer. Das führt einerseits zu einem oftmals direkten, herzlichen und pragmatisch-empathischen Zugang zum Leben, aber auch zu Unsicherheiten in vielen Bereichen.

Dass man sein Leben gestalten könnte, war ihnen fremd. Und das, obwohl sie als Landwirt*innen/Bauern und Bäuerinnen oft Entscheidungen treffen mussten: Heute Heu ernten oder besser noch bis morgen warten? Ist dieses Tier krank oder nicht? Kaufen wir diese Maschine oder nicht? Es dominierte ein Fatalismus, der alle wichtigen Ereignisse als von außen kommend ansah: sei es der Krieg, die Verordnungen für die Landwirtschaft aus Brüssel oder Stuttgart, sei es der Krebs meiner leiblichen Mutter, das alles kommt, fast wie das Wetter, von außen in das Dorf (vgl. Salzborn 2021). Da kann man nix machen, sich nur ‚anpassen‘. Ich wollte mich nicht anpassen.

Auf dem Dorf kennt jede*r sprichwörtlich jeden und jede, es ist ein Not- und ein Terrorzusammenhang (vgl. Jeggle und Illien 1978a; Jeggle und Illien 1978b)². Man ist darauf angewiesen miteinander auszukommen, sich Nachbar*innenschaftshilfe zu leisten, womöglich auch, wenn man sich nicht leiden kann. Es gab, da sich die meisten seit der Kindheit ‚kannten‘, auch viele herzliche Freund*innenschaften und

2 Mehr dazu in den aktuellen Lektüreempfehlungen der Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (vgl. Deutsche Gesellschaft für Soziologie, 2022). Dörfliches Leben im Österreich der 1970er beschreibt Gabriele Kögl in ihrem Roman *Gipskind* (vgl. Kögl 2020), eine Klassenreise vom Dorf an die Universität (und zurück) hart am Rand des Kitsches und Dörte Hansen in ihrer sehr bekannten *Mittagstunde* (vgl. Hansen 2018).

manchmal auch Lebensweisheit. Aber oft wurde Abweichung sanktioniert, herrschte Engstirnigkeit und Misstrauen gegenüber (dem) ‚Fremden‘ vor. Für viele war damals wichtig, was die Nachbar*innen dachten oder nur denken könnten. Das Dorf war mir zu eng, zu langweilig, zu oberflächlich. Es war mir teilweise verschlossen, so wie auch ich mich gegenüber ‚dem Dorf‘ verschloss.

Ich bin 1966 geboren, meine Mutter war 24 Jahre jung, als sie 1964 heiratete, mein Vater (geboren 1935) war seit seinem 18. Lebensjahr Bauarbeiter und – qua Geburt – Landwirt.³ Kurz nachdem ich eingeschult wurde, erkrankte meine Mutter 1973 an Brustkrebs und verstarb im März 1975. Das Dorf im nördlichen Baden-Württemberg, in dem ich aufwuchs, hatte keine 1000 Einwohner*innen (vgl. Hüttner 2019)⁴. Die Kreisstadt, in der im Supermarkt eingekauft wurde und wo die weiterführenden Schulen lagen, war sieben Kilometer entfernt. Einmal, morgens und dann am frühen Nachmittag, fuhr der Schulbus hin. Zuhause und im Dorf wurde Dialekt gesprochen. Als ich eingeschult wurde, wurde ich vom Lehrer darauf hingewiesen, nicht „Hä“ zu sagen, wenn ich etwas akustisch nicht verstanden hatte, sondern „wie bitte?“⁵. Zu einer Decke wurde in meiner Familie „Teppich“ gesagt und zu einem Schrank „Behälter“. Das Austreiben des Dialektes wird in autobiographischen Texten von >> Klassenreisenden oft beschrieben, es ist fast konstitutiv für diese. Heute lebe ich, seit 30 Jahren, in einer norddeutschen Großstadt in einem rot-rot-grünen Quartier, habe studiert und zwei Kinder erzogen und lebe mit diesen seit 2010 ein Modell, in dem die Kinder eine Woche bei mir sind und eine Woche bei ihrer Mutter (sog. paritätische Doppelresidenz). Ich bin politisch interessiert seit ungefähr 1982, organisiert in irgendeiner Form seit 1988.

Als ich zur Schule ging, das Abitur machte ich 1985, gab es kein Internet, keine Mobiltelefone, kein Privatfernsehen, eine Schachtel Zigaretten kostet 3 DM (1,50 Euro) und in Gebäuden und Zügen wurde noch geraucht. Im Schulkontext kannte ich bis zum Abitur, meines Wissens nach, keine einzige migrantische oder nicht heterosexuelle Person. In der Politik der BRD gab es bis 1982/1983 nur drei wichtige Parteien, ab dann tauchten *Die Grünen* als relevante politische Kraft in den Parlamenten und im Fernsehen sichtbar auf. Weltpolitisch gab es mit ‚Ost‘ und ‚West‘ zwei Blöcke. Die DDR war für mich ein weißer Fleck, ich wusste zwar irgendwie, dass es sie gab, konnte aber die Lage keiner einzigen größeren Stadt dort nennen. Für mein Leben spielte sie keine

3 Wobei meine Eltern nie von sich als „Landwirte“ sondern von „Bauern“ sprachen. Mein Vater sagte aber, wir „hätten eine Landwirtschaft“ (vgl. Hüttner 2019).

4 Ich habe in dem angegebenen Text über meine Kindheit und Jugend berichtet.

5 Zum Dialekt (vgl. Kupper 1988)

Rolle. Langhaarige erregten immer noch Aufsehen. Kontakt zu Gewerkschaften hatte ich erstmals mit 22 Jahren.

Die erste politische Erinnerung, die ich habe, ist der Bundestagswahlkampf 1980. Franz Josef Strauß von der CSU kandidierte gegen den amtierenden Bundeskanzler Helmut Schmidt von der SPD. Cholerischer Stiernacken gegen kühlen Technokraten. Süddeutsch gegen Norddeutsch. Dass Strauß irgendwie unwählbar war, war mir klar, hinzukam, dass der Vater von Nina aus meiner Klasse der Erststimmenkandidat der Grünen in dem Landkreis war, in dem ich aufwuchs. Es ist heute schwer vorstellbar, aber damals, und auch noch einige Jahre danach, waren die Grünen der parlamentarische Arm und Ausdruck der vielen Protestbewegungen jener Jahre (für mich zuerst Umwelt- und Friedensbewegung). Sie sprachen vom Standbein (außerparlamentarisch) und Spielbein (Parlament).

Ich war sehr wissbegierig und las viel. Bis heute erzeugt Politische- und Sachliteratur in mir so viele Emotionen, wie es bei anderen wohl durch Belletristik geschieht. Erschien mir Bildung als unbewusster Ausweg? Bis zur sechsten Klasse war ich ein guter Schüler, der seinem Vater viel Freude mit seinen guten Noten machte (Zeugnis 4. Klasse: „Bernd wurde zum Klassensprecher gewählt“), dann kamen im Gymnasium zusehends schlechte Noten, in der achten und neunten Klasse war zum Halbjahr die Versetzung gefährdet. Ich war auch, wenn ich mich nicht irre, der einzige aus meiner Grundschulklasse, der aufs Gymnasium ging.

Zuerst las ich Heftchenromane aus dem Tante-Emma-Laden im Dorf, dann gab es noch die kleine Schul- und später die besser ausgestattete Stadtbibliothek. In der Oberstufe wechselte ich zum beruflichen Gymnasium Wirtschaft und hatte endlich Französisch, traf dort vor allem viele neue Mitschüler*innen, die kulturell der >> Alternativbewegung angehörten. Es wurde viel Musik gehört, meist aus der Flower-Power-Zeit (Bob Dylan, Janis Joplin etc.) und viel miteinander gesprochen und gefeiert. Zwar fuhren viele dieser Leute zu Demonstrationen, ob sie aber ‚politisch‘ waren, ist schwer zu beurteilen. Parallel knüpfte ich über Hartmut, den Sohn des Pfarrers meines Dorfes und von Beruf Schreiner, Kontakte zum Jugendzentrum (JuZe) der nahegelegenen Kreisstadt.⁶ Hartmut beriet mich bei meinem Antrag auf Kriegsdienstverweigerung, und mit ihm zog ich die nächsten drei bis vier Jahre umher. Im JuZe hielt ich mich dann von 1985 bis 1987, als ich für das Studium wegzog, regelmäßig auf: Im JuZe gab es eine Frauengruppe. Wir veranstalteten

6 Die Bedeutung von Jugendzentren für neue soziale Bewegungen im Westdeutschland der 1970er und 1980er Jahre hat David Templin in mehreren seiner Publikationen eindrücklich untersucht.

Konzerte, fuhren mit mehreren Autos nach Wackersdorf, rüttelten am Bauzaun für die dort geplante Wiederaufbereitungsanlage (für abgebrannte atomare Brennelemente, WAA) und gründeten 1987 eine Gruppe, die dazu aufrief, die Volkszählung zu boykottieren, was mir dann mein erstes Gerichtsverfahren einbrachte. In der Zeit eignete ich mir viel >> Gegen_Wissen an. Lehrer*innen waren für mich sehr wichtig. Lehrer*innen, die mit uns in Deutsch oder Philosophie feministische Sciencefiction oder die Frühschriften von Marx lasen (Danke Herr Gebhard). Viele Lehrer*innen in meiner Oberstufe waren vermutlich linke Sozialdemokrat*innen und wirkten auf mich wie sehr aufgeklärte, ‚moderne‘ Menschen.

Ein Bewusstsein über die NS-Vergangenheit Deutschlands hatte niemand, diese spielte für mich bis 1988 keinerlei Rolle, mit ihr wurde ich höchstens durch die Fernsehserie Holocaust und, für mich noch beeindruckender, dem umfangreichen Mehrteiler „Heimat“ von Edgar Reitz konfrontiert.⁷ Es gab also für mich die dörfliche Öffentlichkeit und die eher kleinstädtische mit jeweiligen Musikstilen, >> Kleidungs-codes etc. Im Dorf Jeans- und Lederjacke, Hard Rock und Heavy Metal, im JuZe dann vor allem New Wave und auch Punk. Es gab damals im ländlichen Raum ein jugendkulturelles *Sampling* von Stilen. Man konnte wie ich gefärbte Latzhosen tragen und trotzdem italienischen Polit-Punk oder Dead Kennedys hören, man konnte wie mein Bruder privat stundenlang Heavy Metal hören und trotzdem in der Jugendblaskapelle spielen. Mein Vater litt sehr, als ich mich mit 14 oder 15 weigerte, mein Hemd in die Hose zu stecken. Aber durch unser Schicksal mit dem frühen Tod der leiblichen Mutter hatten wir wohl auch etwas Narrenfreiheit im Dorf. Später hatte ich lange Haare... Ich politisierte mich, weil ich mir Wissen aneignete, und zwar *nicht* mit dem Vorsatz, mich zu politisieren, sondern weil es mich interessierte. Im Rückblick kann ich sagen, dass ich mich dafür mit anderen zusammentun musste, also Gleichgesinnte finden und damit zusammenhängend, passende Orte. Erlebnisse in politischen Gruppen, linke Zentren und Buchläden, Konzert- und Demonstrationsbesuche waren dafür wichtig.⁸ Das JuZe, Freund*innen, Festivals waren dafür sehr, sehr wichtig, auch sog. Alternativkneipen, von denen es im Landkreis mehrere gab, und die ich oft aufsuchte, waren dafür wichtig. Sie waren Orte einer *anderen* Kommunikation und Praxis, ja sozusagen kleine Freiräume. Vieles habe ich mir aber selbst durchs Lesen erarbeitet,

7 Die herausragende Bedeutung der Serie „Holocaust“ für die Rezeption der Shoa ist mehrfach untersucht worden. Sie wurde erstmals im Januar 1979 in Deutschland ausgestrahlt. Ich vermute, dass ich sie erst später sah. „Heimat“ wurde erstmals im Herbst 1984, also kurz nach meinem 18. Geburtstag, ausgestrahlt und von mir gesehen.

8 Mutlangen und Heilbronn, zwei der drei Orte, an denen 1983 amerikanische Pershing 2 Raketen stationiert werden sollten, liegen unter 100 Kilometer von meinem Dorf entfernt.

mir durch Lektüre Wissen angeeignet, dieses aufgesaugt wie ein Schwamm. Auf Festivals (auf so vielen war ich gar nicht) konnte Gemeinschaft erlebt und linke Literatur und Aufkleber gekauft werden.

Wollte ich mich damals politisch informieren, war ich auf Gespräche (!), das Fernsehen, die Schule und die Lektüre angewiesen. Politische Zeitschriften und Broschüren musste man sich per Post bestellen, dazu hatte ich mir mühsam die Adressen erschlossen.⁹ Vor Ort direkt kaufen konnte ich nur die „konkret“ und die Bücher, die es im normalen Buchladen gab; dort gab es die Reihe „fischer alternativ“ und „rororo aktuell“, mit denen große Publikumsverlage auf die Themen der Protestbewegungen reagierten und diese zugleich bis in die Provinz hinein popularisierten. Ich hatte allerdings als Abiturient schon 1984/85 linke Zeitschriften abonniert, wie z.B. die „Graswurzelrevolution“ oder den „atom-express“, bestellte mir aus Berlin, Hamburg, München und Göttingen Broschüren. Diese Polit-Lektüre war sicher auch Eskapismus, eine Reise im Kopf in das Berlin der Studierendenrevolte 1967 oder das Nicaragua der (damaligen) Gegenwart. Mit ihr konnte ich die Stallarbeit und die Schule, die beide für mich keine Katastrophen waren, dann doch besser ‚ertragen‘. Im Rückblick – damals empfand ich das anders – sind die politischen Bewegungen, in denen ich mich politisierte, vor allem von Angst gekennzeichnet. Angst vor der Zukunft, vor Überwachung durch einen allmächtigen Staat, vor Tod in einem Atomkrieg. Trotzdem herrschte oft eine Aufbruchsstimmung wie in vielen Jugendbewegungen.

Hier scheinen tiefliegende, kollektive und psychische Strukturen und auch meine individuellen Dispositionen auf. Die Öko-Bewegung jener Jahre war 30 bis 40 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus neben anderem von Agrarromantik, Großstadtfeindschaft, und – womöglich auch – einer Geringschätzung der Moderne gekennzeichnet. Motive also, wie sie in vielen politischen Strömungen auftauchen, von der Kunst der klassischen Moderne über die Lebensreform und die (historische) Jugendbewegung bis hin zum Konservatismus und seiner ‚Radikalisierung‘ im Nationalsozialismus (vgl. Siegfried und Templin 2019).

Freude gab es eher in der Musik, um diese drehte sich im Jugendzentrum viel. Drogen interessierten mich nicht. Der auf dem Dorf sehr verbreitete Alkohol und die Folgen seines Konsums schreckten mich ab. Ich begann aber sehr früh, mit 13 oder 14 Jahren, das Rauchen.

Meine politische Entwicklung radikalisierte sich insofern, als dass ich nach dem Durchlaufen des alternativen und eher >> hippiesken und auch irgendwie grün-christlichen Milieu zusehends links bzw.

9 Früher enthielten viele linke und alternative Publikationen Adresslisten, sozusagen die Vorform der mittlerweile außer Mode gekommenen Linklisten. Sie waren damals, wie auch Jahreskalender, sehr wichtig.

linksradikal wurde. Mit Hartmut besuchte ich z.B. schon Anfang Mai 1985 das Tribunal gegen den Weltwirtschaftsgipfel in Bonn samt seiner, vergleichsweise, kämpferischen Demonstration (vgl. Göttinger Arbeitskreis gegen Atomenergie 1985, 75). Plötzlich warfen da Vermummte neben uns die Scheiben von Karstadt ein, was mich so gar nicht störte. Abends wurden wir vor dem Bundeskanzleramt festgenommen und erhielten, wegen „Verstoß gegen das Bannmeilengesetz“ einen Platzverweis. Einige Jahre später erzählt mir ein junger Mitarbeiter des Bürgermeisteramtes meiner Gemeinde, dass der Verfassungsschutz bald danach bei ihm angerufen hatte, um sich nach mir zu erkundigen.

Dieser Kongress war kurz nach dem schriftlichen Abitur. Später, im Winter 1985/86 fuhren wir auch nach Wackersdorf in die bayrische Oberpfalz an den Bauplatz der Wiederaufbereitungsanlage, etwa bei der ersten Platzbesetzung (war das kalt in meinem Billigschlafsack von Quelle) und bei den Zaunkämpfen dann im Sommer 1986.

Mir war schon früh klar, dass ich Politikwissenschaft studieren wollte. Sicher wusste ich, dass im damaligen Westberlin oder auch in Frankfurt am Main spannende Professor*innen lehrten, die Professor*innen, die auch in den linken Zeitschriften, die ich las, erwähnt wurden. Ich entschied mich aber dann für Konstanz am Bodensee, zum einen, weil ich über Konstanz aus Erzählungen von Hartmut, dessen zwei ältere Schwestern dort lebten, relativ viel wusste, zum anderen, weil mir (als Dorfkind?) Frankfurt und Berlin dann doch zu groß, fremd und im übertragenen Sinne, zu weit weg erschienen. Mein schon in den Jahren vor der Universität durch Lektüre angeeignetes Wissen half mir dort sehr. Ich hatte den Eindruck, ich wüsste *mehr* als viele meiner Mitstudierenden, nicht umgekehrt, wie es ja viele Klassenreisende beschreiben. Meine Eltern legten mir keine Steine in den Weg, ließen mich machen, ja, unterstützten mich aktiv (Stiefmutter) z.B. durch Kontakte zur Schule, beim Schulwechsel nach Klasse 10 und durch Desinteresse (Vater).

In Konstanz war ich dann mehrere Jahre fest in autonomen Gruppen organisiert, kandidierte weit hinten auf der Alternativen Linken Liste zum Gemeinderat, besetzte 1991 das Jugendzentrum mit, war drei Jahre lang Redakteur einer alternativen, monatlich erscheinenden Stadtzeitung. Hatte vier Abende die Woche einen „Polit-Termin“, fuhr mit meinen Polit-Leuten zu Demonstrationen und Konferenzen nach Freiburg, Stuttgart, Zürich, Köln und anderswo. Für mich war diese letztliche Kleinstadt mit einer in der Wende von den 1960er zu den 1970er Jahren gegründeten Reform- und Campus-Universität die große weite Welt. Ich traf erstmals bewusst Leute, die schon deutlich länger als ich selbst

politisch aktiv waren¹⁰, unter anderem meine erste Freundin. Ich dachte, ich könnte den Lauf der Welt verändern. Von der Schule an bis zur Geburt meines ersten Kindes habe ich in einer linken Blase, wenn nicht Echokammer gelebt. Umso schöner war es dann, andere Eltern zu treffen, die nicht Teile der radikalen Linken waren.

Warum habe ich mich denn nun politisiert?

Ein Teil meiner Politisierung waren sicherlich die normalen Pubertätskonflikte und Identitätsfindungsprozesse. Ich wollte nicht so sein wie die ‚dumpfen Bauern‘ in meinem Dorf. Vieles dort kommt mir in der Erinnerung so grob, oberflächlich und unempathisch vor. Ich möchte keinesfalls falsch verstanden werden: Bauern und Bäuerinnen sind nicht per se dumpf. Ich erinnere mich an viele, wenn auch im Leben damals eher seltene, Momente der Zugewandtheit meines Vaters: Er fuhr sonntags früh mit seinen Söhnen ins Hallenbad. Er zeigte mir, wie man einen Sack richtig hält oder ein Fahrrad flickt. Er spielte gerne Karten und ließ uns immer an Weihnachten die Einnahmen aus dem Weihnachtsbaumverkauf addieren. Angewandte lebensnahe Pädagogik!

Ich bin auch geprägt durch meine Stiefmutter (die ich „Mutter“ nenne, mit der ich aber letztlich nur sieben bzw., wenn ich die Zeit des Zivildienstes mitrechne, neun Jahre in einem Haushalt lebte). Ihre Erziehung und Werte ihrer ‚intellektuellen‘, eher akademischen Verwandtschaft haben mich sehr beeinflusst. Durch sie habe ich – auch – das Sprechen und Diskutieren gelernt. Meine (soziale) Mutter war sehr früh – Ende der 1950er Jahre – verwitwet, zog trotzdem zwei Kinder groß, begann Ende der 1960er Jahre dann noch ein Studium und ließ sich doch, nach einigen Jahren Berufstätigkeit als Grundschullehrerin und als ihre eigenen Kinder erwachsen waren, mit Anfang 40 auf ein völlig neues Leben ein, weil sie einen Bauern heiraten wollte. Meinen Vater: Sie brachte ungewohnte, neue und demokratische Prinzipien (Sprechen, Kompromisse) auf den Bauernhof. Für meinen Vater sicher ebenso eine große Herausforderung wie für sie selbst.

Vielen Linken und Linksradikalen gefällt das nicht, aber die stärkste Prägung erfährt ein Mensch durch die Eltern. Sie sind, meiner Meinung nach, *die* Vorbilder. Ich war und bin durch meine bäuerliche Herkunft geprägt. Landwirtschaftliche Familien sind näher an der Natur und eine eigene Sozialform.¹¹ Sie müssen immer für die Tiere da sein – auch ich und mein Bruder haben jahrelang auf dem Hof mitgeholfen, jeden

10 Diese sind heute bereits verstorben oder um die 70 Jahre alt, was mir nicht ganz begreiflich ist.

11 Vgl. Hüttner 2009 passim.

Tag im Stall, im Winter im Wald und bei der Ernte. Bauern und Bäuerinnen haben wenig(er) Freizeit, sind der Natur mehr ausgesetzt (Wetter, Krankheiten der Tiere) als andere, und doch ebenso Teil einer hochverregelten, bürokratischen Maschinerie.¹² Bäuerliche Werte sind erst einmal andere als die der Industriegesellschaft. Im Milieu meiner Kindheit war Handarbeit dominant, intellektuelle Arbeit war fremd, und galt wenig; ich wurde als Jugendlicher später dann als ‚Theoretiker‘ bezeichnet. Heute bin ich einer – und freue mich sehr, wenn ich irgendwo mit den Händen arbeiten darf. Durch meine Politisierung konnte ich (mir) einen Raum erschließen, der erst einmal nur für mich (da) war und konnte mich real und in der Fantasie weniger ohnmächtiger fühlen. Das war, eine Art Ermächtigung Jahre nach dem Tod meiner (leiblichen) Mutter. Mein großes politisches Interesse war letztlich auch eine Ausweichbewegung vor der Trauer und der unbeantwortbaren Frage: „Warum musste meine Mutter sterben?“ Es war eine Aneignung von imaginierter und auch realer Macht (ich machte auch nach der Stationierung der Raketen 1983 mit Protest weiter und radikalisiere mich weiter).

Am wichtigsten für eine Politisierung ist es, Verbündete zu treffen und zu haben. Ich habe diese im Laufe meines Lebens immer wieder erkannt, getroffen, in einzelnen Freund*innenschaften, damals in der Oberstufe, im JuZe, im Studium und lange Zeit fühlte ich mich (imaginär) verbunden mit allen, die sich gegen Ausbeutung und Unterdrückung organisieren.¹³ Auf dem Land kamen damals viele Dinge später an. So entdeckte und lebte ich z.B. die ‚Alternativkultur‘ erst, als in ihren Hochburgen schon von Intellektuellen längst ihr Ende beschrieben wurde. Der Philosoph Ernst Bloch nennt ein ähnliches Phänomen ‚Ungleichzeitigkeit‘ und meint damit, dass (zu Beginn des 20. Jahrhunderts) in einer Gesellschaft verschiedene Stufen des gesellschaftlichen Fortschritts nebeneinander existieren können. Spuren dieses Phänomens kann ich auch in meiner Biografie entdecken, etwa mentale Strukturen des Kaiserreiches und der Subsistenzwirtschaft, aber Mitte in den 1970er Jahren. Eine Rolle könnte auch meine religiöse Prägung durch eine Sozialisation in einem christlichen Milieu spielen. Meine Oma, die verstarb, als ich elf Jahre war, war sehr religiös, auch meine soziale Mutter stammt aus einem kirchlichen Milieu, ließ sich dies aber nie anmerken. Ich war als Kind natürlich auch im Kindergottesdienst (damals: Kinderkirche genannt), wurde mit dreizehn evangelisch

12 Meine Eltern gaben die Landwirtschaft im Jahre 2000 mit Erreichen des Renteneintrittsalters meines Vaters auf. Sie und mein Bruder leben aber noch auf dem Anwesen.

13 Dass ich später mit die größten Enttäuschungen meines Lebens mit und durch Menschen hatte, die sich für linksradikal hielten, widerspricht dieser Erfahrung nicht.

konfirmiert und stritt mich als Jugendlicher bald danach mit dem DIY-Jungescharleiter über die Existenz ‚des Bösen‘.

Heute sehe ich viele Parallelen zwischen Religion und ‚linkem‘ Denken und Glaubenssätzen: Die Suche nach Erlösung und zukünftige Heilserwartung durch das Jenseits oder den Sozialismus/die Revolution, der Messianismus, andere überzeugen zu wollen, dies sind doch erstaunliche Parallelen und Ähnlichkeiten. Über die Frage, ob ich ein sehr moralischer Mensch bin, müsste ich mehr nachdenken.

Rückblick, Einordnung und Theoretisierung II

Ich möchte nicht nachträglich eine Kontinuität, oder gar eine Zwangsläufigkeit in meiner Biographie konstruieren, und damit der „biografischen Illusion“ (Bourdieu 1990, 75-81) verfallen, auch wenn ich eine Linie erkenne. Bourdieu spricht von der Lebensgeschichte als einem „perfekten sozialen Artefakt“, also einem nachträglich konstruierten, sozusagen künstlich geschaffenen Produkt. Meine Politisierung war für mich unzweifelhaft eine Befreiung. Als Postbeamter wäre ich sicher nicht glücklich geworden. Dass mein umfangreiches Wissen im Feld ‚Politik‘ zu meinem Beruf werden könnte, war für mich erst ab Ende 30 eine Möglichkeit und dann auch ein Ziel.

In meinem Leben spielte der Zufall und vor allem die Initiative anderer eine wichtige Rolle, eine nachträgliche Sinnkonstruktion sehe ich eher kritisch. Aber mein Leben ist Resultat meiner Handlungen.

Heute erkenne ich meine Wurzeln an, ich stehe zu ihnen und schätze sie. Dort wurden, trotz allem, die Quellen erzeugt, die mir Energie bis heute geben. Wenn ich den Dialekt meiner Heimat höre, fühle ich mich wohl. Deutlich ist mir allerdings der stetige und komplexe Prozess meiner Entwicklung. Wahnsinn, fast ein Quantensprung. Aber ich spüre auch, wie einsam und unverstanden ich, wie viele meiner Generation, doch als Kind, als Jugendlicher oftmals war. Welche Kraft ich für Politisierung aufwenden musste – und im Rückblick zur Verfügung hatte.

Noch heute bin gerne hilfsbereit und offen für Neues, so habe ich vor zehn Jahren angefangen im Einzelunterricht und in Chören zu singen; und mich sehr für Kunst zu interessieren, beides sehr bewegende und bereichernde Entwicklungen für mich.

Ich habe mir die Fähigkeit bewahrt, immer wieder, trotz Irrwegen, ‚Niederlagen‘, Um-Brüchen und tiefen Kränkungen etwas Neues aufzubauen, mir neue Peers zu suchen. Das war mühsam und kostete viel Kraft und Zeit und ich brauchte dazu, vor allem in der nachholenden Trauer-‚Arbeit‘, auch externe Hilfe (Danke Frau Becker!). Aber ich konnte sie suchen, finden, annehmen, und wurde später dafür ‚belohnt‘.

Ich konnte ein anderes Leben führen, als es für mich vielleicht vorgesehen war, und für meine Kinder da und ein guter Vater sein. Im Moment geht es mir so gut wie selten zuvor. Das habe ich auch meiner ‚Politisierung‘ zu verdanken. Ich weiß heute aber, auch mehr als noch vor 20 Jahren, wo ich herkomme und wie mich meine Herkunft prägt.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1990 [1986]. *Die biographische Illusion*. In *BIOS* 3, 1, S. 75-81.
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie. 2022. Aktuelle Lektüreempfehlungen der Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie. Online unter: <https://soziologie.de/sektionen/land-agrar-und-ernaehrungssoziologie/leseliste> [zuletzt abgerufen am 12.2.2022].
- Göttinger Arbeitskreis gegen Atomenergie. 1985. *Unterdrückung, Hunger, Krieg, die Folgen imperialistischer Politik - Materialien gegen den Weltwirtschaftsgipfel vom 2.-4. Mai in Bonn*. Göttingen: Göttinger Arbeitskreis gegen Atomenergie.
- Hansen, Dörte. 2018. *Mittagsstunde*. München: Hansen.
- Hüttner, Bernd. 2019. *Vater, Bauer, Arbeiter. Ein Leben in verschiedenen Widersprüchen*. Online unter: <https://www.autonomie-magazin.org/2019/03/proletarische-welten-v-vater-bauer-arbeiter-ein-leben-in-verschiedenen-widerspruechen/> [zuletzt abgerufen am 12.2.2022].
- Hüttner, Bernd. 2019. Schulden macht man nicht. In *Boden unter den Füßen. Bauernsöhne erzählen ihre Geschichte*, hrsg. von Ulrike Siegel, München: Landwirtschaftsverlag. Online unter: http://www.bernd-huettner.de/wp-content/uploads/2016/01/huettner_bauernsohn_erfahrungsbericht_2009.pdf [zuletzt abgerufen am 12.2.2022].
- Jeggle, Utz und Albert Illien. 1978a. Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. In *Dorfpolitik*, hrsg. von Hans Günter Wehling, 38-53: Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jeggle, Utz und Albert Illien. 1978b. Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner. In *Dorfpolitik*, hrsg. von Hans Günter Wehling, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kögl, Gabriele. 2020. *Gipskind*. Wien: Picus Verlag.
- Kuppler, Alfred. 1988. *Hohenlohisch soll nicht sterben! Eine Sammlung hohenlohischer Dialektwörter, Eigenheiten der Hohenloher Mundart, Redensarten*. Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlagshaus.
- Salzborn, Samuel. 2021. Die alltagskulturelle Abwehr der Erinnerung: Die Shoah im Film. In *Über jeden Verdacht erhaben? Antisemitismus in Kunst und Kultur*, hrsg. von Stella Leder, Berlin/Leipzig: Hentrich und Hentrich.
- Siegfried, Detlef und David Templin (Hrsg.). 2019. *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980. Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert* (Jahrbuch Jugendbewegung und Jugendkulturen, Band 15). Vandenhoeck und Ruprecht Verlag: Göttingen.

Zwischen Empowerment und Politisierung in der Sozialen Arbeit – eine Betrachtung der Frage inwieweit Sozialarbeiter*innen Politisierungsprozesse in der Gesellschaft anregen können und sollten

Johanna Neuland

Soziale Arbeit ist aus vielen sozialen Systemen der heutigen Gesellschaft nicht mehr wegzudenken. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, Menschen in prekären Lebensverhältnissen zu unterstützen und ihnen zu einem eigenständigen, eigenverantwortlichen und selbstbestimmten Leben zu verhelfen. Dadurch wirken Sozialarbeitende intensiv und oft langfristig auf ihre Klient*innen – neben >> Empowerment sollte hier auch immer die Anregung zu Politisierungsprozessen gehören. Aber was bedeutet das genau und wie schaffen es Sozialarbeiter*innen Politisierungsprozesse anzustoßen und zu begleiten, neben all den anderen Aufgaben, die die Professionellen mit ihren Adressat*innen tagtäglich bearbeiten? Welche Rolle nehmen Sozialarbeitende dabei ein?

Soziale Arbeit ist untrennbar mit Politik, deren Entscheidungen und Wirkungen auf die Gesellschaft verbunden, da sozialarbeiterisches Handeln politisch konstruiert ist und Sozialarbeiter*innen sozialpolitische Entscheidungen ausführen (vgl. Rieger 2007, 86). Soziale Arbeit ist demnach ein Instrument der Sozialpolitik (vgl. Dahme und Wohlfahrt 2005, 6), aber auch des vorherrschenden >> Kapitalismus und befindet sich damit, wie Schütze (1996) schon ausdrückte unter „Zugzwängen“ und „vielfältigem Druck“ (vgl. Schütze 1996, 247). Thiersch (2002) beschreibt Soziale Arbeit in vermehrt widersprüchlichen Situationen zwischen eigener Professionalität bzw. Streben nach sozialer Gerechtigkeit und der Konkurrenzgesellschaft, die mit zunehmender Dominanz betriebswirtschaftliche Auflagen für Effektivität und Effizienz mit sich bringt (vgl. Thiersch 2002, 5ff.). Soziale Arbeit ist somit eine Profession, die sich dauerhaft in Spannungsfeldern befindet, jedoch dadurch die Gesellschaft aktiv mitgestalten kann.

Entstanden ist die Soziale Arbeit durch die zunehmende Industrialisierung im 19. Jahrhundert und damit ein vergleichsweiser junger Beruf, der sich erst in den letzten Jahrhunderten herausbildete und formte. Die Profession wird auch als Begleiterscheinung des Kapitalismus gesehen, da sie unverzichtbar ist, um auf soziale Beschädigungen einzelner Menschen einzuwirken, die der Kapitalismus erst verursacht. Die >> Soziale Frage, die sich aus der Industriellen Revolution und dem

Frühkapitalismus ergab, zu entschärfen, ist zur Aufgabe der Sozialen Arbeit geworden und deshalb auch aus unserer heutigen Gesellschaft nicht mehr wegzudenken (vgl. Seithe 2012, 39f.). Statt einer aktiven Bekämpfung des kapitalistischen Systems entwickelte sich, als Antwort auf die Soziale Frage, der Sozialstaat mit der dazugehörigen Sozialen Arbeit. Daraus entstand für die Profession eine mehrdimensionale Aufgabenstruktur, die sich auch im politischen >> Mandat widerspiegelt (vgl. ebd., 399). Sozialarbeitende müssen sich demnach grundsätzlich mit den Problemlagen ihrer Klient*innen beschäftigen, die unter anderem durch politische Zwänge erzeugt wurden. Erschwerend hinzu kommt, dass das Hilfenetz der Sozialen Arbeit leider oft erst dann ansetzt, wenn andere Institutionen wie Gesundheits-, Bildungs- und Sozialisationseinrichtungen die Eingliederung der Menschen nicht mehr realisieren können (vgl. Klassen 2001, 75ff.). Das bedeutet und impliziert wiederum, dass Soziale Arbeit ein politisches Mandat braucht, um soziale Gerechtigkeit zu fördern und Probleme zu bearbeiten, die überhaupt erst durch die Politik und Gesellschaftsform aufgetreten sind.

Um die genannten individuellen Problemlagen zu beseitigen, muss sich Soziale Arbeit in gesellschaftliche Diskussionen einmischen und ihr politisches Mandat offensiv angehen, um es gegebenenfalls zu erweitern (vgl. Thiersch 2002, 28). Die Herausforderung für Sozialarbeiter*innen für soziale Gerechtigkeit einzustehen und aktiv für sie zu arbeiten, benötigt jedoch eine gewisse sozialpolitische Kompetenz – als auch (an erster Stelle) ein Bewusstsein für gesellschaftliche Kontexte (vgl. Sünder 1995, 87). Das heißt, dass erst indem Problemlagen und >> hegemoniale Diskurse den Sozialarbeitenden bewusstwerden, Veränderungen angegangen und politisch gehandelt werden kann. Gleichzeitig ist es Aufgabe der Sozialarbeiter*innen Menschen, die durch das herrschende System in Notlagen (wie Arbeitslosigkeit, Armut, gesellschaftliche Ausgrenzung, >> strukturelle Gewalt, soziale Benachteiligung usw.) gekommen sind, in ihrer Lebensbewältigung zu unterstützen und somit „[...] die sozialen Problemlagen, die einer gelungenen Lebensbewältigung ihres Klientel im Weg stehen, aufzuzeigen, zu verändern bzw. deren Veränderung von der Gesellschaft zu fordern“ (Seithe 2012, 400). Das bedeutet, dass das politische Mandat der Sozialen Arbeit darin besteht, die Notstände und Belastungen des herrschenden kapitalistischen Systems aufzuzeigen, um Veränderungen voranzubringen. Sozialarbeiter*innen übernehmen dadurch eine essenzielle Rolle für Politisierungsprozesse in der Gesellschaft, da sie Verantwortungen in unzähligen sozialen Systemen übernehmen und damit gleichzeitig Menschen in unterschiedlichen Lebenswelten ansprechen.

Zusammenfassend besteht die Notwendigkeit eines politischen Mandates in der allgemeinen Funktion der Sozialen Arbeit, als Menschenrechtsprofession, um sozialen Ungleichheiten entgegenzuwirken. Durch die politische Mandatierung der Sozialen Arbeit werden gesellschaftliche Problemlagen aufgedeckt und durch die Methodenvielfalt der Profession werden diese Problemstellungen mit den Klient*innen nachhaltig verbessert. Die Einmischungskompetenzen der Sozialarbeiter*innen müssen demnach alltäglich realisiert werden, „[w]enn Akteur[*innen] der Sozialen Arbeit sich auch zukünftig als Vertreter[*innen] der Aufklärung und nicht der Ökonomisierung, Privatisierung, Destabilisierung und Flexibilisierung des Sozialstaates verstehen wollen [...]“ (Thole und Cloos 2005, 53).

Durch die umfassende Zuständigkeit der Sozialen Arbeit wird neben dem politischen Mandat zuvor noch von einem Tripelmandat gesprochen, durch welches Sozialarbeiter*innen ihren Klient*innen, dem Staat/der Gesellschaft und dem eigenen Berufsethos verpflichtet sind. Die diversen Aufgaben, die Sozialarbeiter*innen übernehmen, führen häufig zu einem Spagat zwischen den Mandaten. Der Ethikkodex, also das Berufsethos der Sozialarbeitenden, wird auch als Menschenrechtsbezug verstanden und somit als drittes Mandat, welches die Soziale Arbeit benötigt, um die eigene Fachlichkeit (neben Sozialstaatsbezug und Klient*innenzentrierung – erstes und zweites Mandat) zu sichern (vgl. Großmaß 2005, 21f.). Die Grenzen der ersten beiden Mandate werden durch das Verständnis der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession sichtbar, da durch das ethische Bewusstsein der Sozialarbeiter*innen Aufträge entstehen, die weder von Klient*innen noch von Institutionen als Auftraggeber*innen kommen. Die Richtlinien des dritten Mandates bestehen aus den Menschenrechten und einem allgemeinen ethischen Bewusstsein der Fachkräfte (vgl. Prasad 2016, 21). Demnach hat die Diskussion des Tripelmandates der Sozialen Arbeit und damit die Einführung in die Menschenrechtsprofessionsdebatte¹⁴ eine ebenfalls zentrale Bedeutung für die politische Mandatierung der Sozialen Arbeit, da sie einen ethischen Maßstab in die Profession einführt. Durch das dritte Mandat verpflichtet sich die Soziale Arbeit die gesellschaftlichen und individuellen Verhältnisse kritisch zu betrachten und für Situationen selbstbestimmter Aufträge zu formulieren, um dem Ethikkodex gerecht zu werden (vgl. Staub- Bernasconi 2010, 52). Die

14 Soziale Arbeit wurde 1992 durch das UNO-Dokument *Human Rights* als Human-Rights-Profession beschrieben, was eine Profession impliziert, „[...] die sich lokal, national wie international für soziale Gerechtigkeit als Weiterentwicklung von Menschen- und Sozialrechten einsetzt, auf diese Weise zu gesellschaftlichem Wandel beiträgt und [...] die Verletzbarkeit von Menschen durch sozialökonomische Erschütterungen [...]“ (Stark 2007, 70) niemals aus dem Blick verliert.

Rolle der Sozialarbeitenden ist demnach eine entscheidende für die Politisierungsprozesse einzelner Menschen, aber auch der Gesellschaft. Wie zuvor ausgeführt, müssen sich die Fachkräfte regelmäßig mit dem Thema der Politisierung auseinandersetzen, da sich ihre Arbeit auf alle erdenklichen Lebensbereiche der Klient*innen auswirken und damit hegemoniale Prozesse durchbrochen werden können. Das gelingt jedoch nur, wenn Sozialarbeiter*innen „[...] ihre unabweislichen hoheitsstaatlichen Verwaltungs- und Herrschaftsaufgaben aktiv und beherzt, staatskritisch, organisationskritisch und selbstkritisch angehen und gestalten [...]“ (Schütze 1996, 247). Das bedeutet für die Fachkräfte, dass sie sich regelmäßig mit politischen, sozialen, kulturellen etc. Themen auseinandersetzen müssen, um nicht zum Spielball des aktivierenden Staats und des Kapitalismus zu werden. Die Aufgabe der Sozialarbeitenden für ihre Klient*innen einzustehen und ihr Handeln stets moralisch zu überprüfen, leitet sich aus der Auseinandersetzung mit dem Thema Politisierung ab. Um heutige unterdrückende bzw. behindernde und diskriminierende Gesellschaftsstrukturen zu bekämpfen, muss die Forderung einer verstärkten Politisierung der Sozialen Arbeit gestellt werden. Eine ausgeprägte Verankerung der Thematik im Studium wirkt zusätzlich positiv auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit und lehrt den angehenden Fachkräften eine frühe Auseinandersetzung mit dem Themenbereich. Nur durch eine Politisierung der Profession können Politisierungsprozesse für einzelne Klient*innen oder Gruppen angestoßen werden.

Neben kritischen Sozialarbeiter*innen benötigt Politisierung einen Raum bzw. einen Rahmen, in dem der Prozess mit Klient*innen durchlaufen werden kann. Dafür in der täglichen Arbeit die Zeit und den Raum zu finden, ist eine Herausforderung, der sich Sozialarbeitende stellen sollten. Politisierung in der Sozialen Arbeit kann demnach bezogen auf Ort, Zeit und Art unterschiedlich ablaufen. Ausschlaggebend ist hier, dass die Fachkräfte eine beratende Rolle einnehmen, wie sie es auch in anderen Themenbereichen der Sozialen Arbeit tun. Klient*innen sollten partizipativ angeleitet werden, Selbstverantwortung zu übernehmen und somit autonome Entscheidungen zu treffen. Politisierung funktioniert demnach nur mit einer der Grundsäulen der Sozialen Arbeit: der Alltags- und Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch. Sozialarbeitende müssen Klient*innen in ihrer Lebenswelt begreifen und Angebote, die die Fachkräfte entwickeln, müssen dahingehend angepasst werden (vgl. Thiersch et al. 2012, 186ff.). Transparenz über die Hilfe, die geleistet wird, sollte ebenfalls Teil der Arbeit sein, da Klient*innen dadurch besser entscheiden können, in welchem Rahmen sie die Hilfe annehmen. Praktisch können bspw. politische Bildungsangebote

(jungen) Menschen helfen, Meinungen und Werte zu bilden, jedoch ist ein Einzelgespräch in einer Alltagssituation ebenfalls möglich, um Klient*innen zu empowern, sich selbst zu politisieren. Bildlich gesprochen können Adressat*innen der Sozialen Arbeit Politisierungsprozesse sowohl bei einer Diskussion über das Wahlrecht in Deutschland während des Abendbrots in einer Wohngruppe für Kinder und Jugendliche durchlaufen als auch bei dem Ausfüllen eines Antrags auf ALG II für und mit einem alleinerziehenden Elternteil.

Professionelle und Klient*innen durchlaufen demnach dauernd Politisierungsprozesse in der Sozialen Arbeit – zum einen, wenn Sozialarbeitende engagiert Partei ergreifen für die Interessen und Belange von Ausgegrenzten und Hilfsbedürftigen der Gesellschaft, um einer weiterführenden Ökonomisierung der sozialen Bereiche entgegenzuwirken (vgl. Galuske 2008, 25). Zum zweiten durch die regelmäßige Thematisierung der Folgen von aktueller >> neoliberaler Spar- und Kontrollpolitik und zum dritten durch die ideologiekritische Auseinandersetzung mit den eigenen Angeboten und Leistungen als Sozialarbeiter*in (vgl. ebenda). Außerdem ist es das Ziel die Handlungsfähigkeiten von Klient*innen zu erweitern, um der Unterdrückung durch die hegemonialen Maßstäbe entgegenzuwirken (vgl. Bitzan und Klöck 1993, 11). Politisierungsprozesse bei Klient*innen anzustoßen und zu begleiten, kann und sollte also eine Art des Empowerments sein, das noch viel mehr in das Alltagshandeln der Fachkräfte übergehen muss.

Wenn Sozialarbeitende selbst politisiert sind und ihre Arbeit kritisch verrichten, kann die gesamte Gesellschaft profitieren, da Soziale Arbeit in allen sozialen Schichten agiert. Die Möglichkeit der Sozialarbeiter*innen Menschen in unterschiedlichen Problem- und Lebenslagen zu erreichen, kann Teile der Gesellschaft politisieren. Dafür müssen die Professionellen in ihrer Ausbildung einen erweiterten Schwerpunkt auf Politische Bildung und Politisierungsprozesse erhalten, um einzelne Menschen und Gruppen dahingehend zu fördern. Nur kritische Sozialarbeiter*innen können zu Politisierungsprozessen anregen, da diese Kompetenz ausschlaggebend ist, um Missstände zu erkennen, staatskritisch und damit parteilich für die Klient*innen zu agieren. Wenn das die Ausbildung nicht ausreichend übernimmt, sollten sich Sozialarbeiter*innen dahingehend selbst weiterzubilden versuchen. Politisierungsprozesse in der Sozialen Arbeit werden durch niederschwellige Bildungsarbeit verschiedenen Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen ermöglicht, womit die Prozesse auch für Individuen und Gruppen ermöglicht werden können, die keine anderweitigen Bildungsmöglichkeiten haben. Mit dem Angebot Politisierungsprozesse zu begleiten, können Klient*innen divers umgehen – wichtig ist jedoch,

dass sie überhaupt die Möglichkeit haben, sich aktiv für eine Beteiligung an der Gesellschaft oder ein passives Leben im System zu entscheiden. Diese Entscheidung den Klient*innen der Sozialen Arbeit zu ermöglichen, ist die Aufgabe aller Sozialarbeitenden und sollte verstärkt angegangen werden.

Teile dieses Beitrags entstammen meiner Bachelorthesis „Politisches Bewusstsein in der Sozialen Arbeit – wie eine (re-)politisierende Sozialarbeit die professionelle Identität des Berufes stärkt an dem Beispiel der Arbeit mit Geflüchteten“. Die Abschnitte wurden teilweise verändert, überarbeitet und in den Kontext gesetzt.

Literaturverzeichnis

- Bitzan, Maria und Klöck, Tilo. 1993. „*Wer streitet denn mit Aschenputtel?*“: *Konfliktorientierung und Geschlechterdifferenz – eine Chance zur Politisierung sozialer Arbeit?* München: AG SPAK Publikationen.
- Dahme, Heinz J. und Wohlfahrt, Norbert. 2005. Sozialinvestitionen: Zur Selektivität der neuen Sozialpolitik und den Folgen für die Soziale Arbeit. In *Aktivierende Soziale Arbeit: Theorie – Handlungsfelder – Praxis*, herausgegeben von Heinz J. Dahme und Norbert Wohlfahrt, S. 6-20. Hohengehren: Schneider Verlag.
- Galuske, Michael. 2008. Fürsorgliche Aktivierung – Anmerkungen zu Gegenwart und Zukunft Sozialer Arbeit im aktivierenden Sozialstaat. In *Soziale Arbeit nach dem Sozialpädagogischen Jahrhundert: Positionsbestimmungen Sozialer Arbeit im Post-Wohlfahrtsstaat*, herausgegeben von Birgit Bütow, Karl A. Chassé und Rainer Hirt, S. 9-28. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Großmaß, Ruth. 2010. Soziale Arbeit – eine Menschenrechtsprofession? Zur ethischen Dimension der beruflichen Praxis. In *Soziale Arbeit grenzenlos: Festschrift für Christine Labonté-Roset*, herausgegeben von Brigitte Geißler-Piltz und Jutta Rübiger, S. 21-34. Opladen und Farmington Hills: Budrich UniPress.
- Klassen, Michael. 2001. *Systemtheorie als wissenschaftlicher Bezugsrahmen für eine Handlungstheorie der Sozialen Arbeit*. Marburg: Tectum Verlag.
- Prasad, Nivedita. 2016. Das Werk von Silvia Staub-Bernasconi. In *Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit – Schwerpunkt Menschenrechte: Ein Lese- und Lehrbuch*, herausgegeben von Manuela Leideritz und Silke Vlecken, S. 13-28. Opladen, Berlin und Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Rieger, Günther. 2007. Politisierung als professionelle Herausforderung. In *Repolitisierung Sozialer Arbeit: Engagiert und professionell*,

herausgegeben von Manfred Lallinger und Günther Rieger, S. 85-108. Rottenburg-Stuttgart: Akademie der Diözese.

- Schütze, Fritz. 1996. Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen. In *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, herausgegeben von Arno Combe und Werner Helsper, S. 183-275. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Seithe, Mechthild. 2012. *Schwarzbuch Soziale Arbeit. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Stark, Christian. 2007. Politisches Engagement in der Sozialarbeit – Ist die politische Sozialarbeit tot? Plädoyer für eine Re-Politisierung der Sozialen Arbeit. In *Repolitisierung Sozialer Arbeit: Engagiert und professionell*, herausgegeben von Manfred Lallinger und Günther Rieger, S. 69-82. Rottenburg-Stuttgart: Akademie der Diözese.

- Staub-Bernasconi, Silvia. 2010. Macht in der Sozialen Arbeit. In *Soziale Arbeit grenzenlos: Festschrift für Christine Labonté-Roset*, herausgegeben von Brigitte Geißler-Piltz und Jutta Rübiger, S. 35-54. Opladen und Farmington Hills: Budrich UniPress.

- Staub-Bernasconi, Silvia. 2018. *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität. 2. Auflage*. Opladen und Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Sünger, Heinz. 1995. Theoretische Ansätze, gesellschaftspolitische Kontexte und professionelle Perspektiven der Sozialen Arbeit. In *Theorie, Politik und Praxis Sozialer Arbeit*, herausgegeben von Heinz Sünger, S. 72-99. Bielefeld: Kleine Verlag.

- Thiersch, Hans. 2002. *Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit: Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

- Thiersch, Hans, Grunwald, Klaus und Königter, Stefan. 2012. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage*, herausgegeben von Werner Thole, S. 175-196. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Thole, Werner und Cloos, Peter. 2005. Soziale Ungleichheiten und das Projekt „Soziale Arbeit“: Soziale Arbeit im öffentlichen Raum – oder: Eine Gesellschaft ohne Soziale Arbeit ist nicht gestaltbar. In *Soziale Arbeit im öffentlichen Raum: Soziale Gerechtigkeit in der Gestaltung des Sozialen. Hans-Uwe-Otto zum 65. Geburtstag*, herausgegeben von Werner Thole, Peter Closs, Friedrich Ortmann und Volkhardt Strutwolf, S.37-54. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Angst und Politisierung – Politisierung gegen Angst: Angst vor Verdrängung und die Selbstorganisation von Mieter*innen

Konstantin Sergiou

Regelmäßig, wenn es in Zeitungsartikeln, wissenschaftlichen Publikationen und Redebeiträgen um steigende Mieten, drohende oder akute Verdrängung sowie den Protest dagegen geht, taucht der Begriff der Angst auf.

Mal wird die Angst nur gestreift, wenn zum Beispiel lediglich das Wort in einer Überschrift oder einem Satz fällt. Beispiele hierfür gibt es im Überfluss – wie in der Online-Ausgabe des Berliner Kuriers vom 11. Dezember 2021: „Die Angst vor Verdrängung: Berlin zahlte 530 Millionen Euro für 2674 Wohnungen“ (BK, 2021). Im Artikel geht es um das bezirkliche Vorkaufsrecht,¹⁵ mit dem in Berlin seit 2015 Wohnungen vom Markt genommen wurden, bis das Bundesverwaltungsgericht dieser Praxis Anfang November 2021 die rechtliche Grundlage entzog. Angst kann aber auch explizit Thema sein. In einer repräsentativen Studie der Caritas von Ende 2017 gaben etwa 74% der Befragten an, dass sie fürchten, durch zu hohe Wohnkosten (also die Miete einschließlich Nebenkosten) zu verarmen oder wohnungslos zu werden (vgl. Caritas 2018, 11).

Dass psychisch-emotionale Aspekte von Verdrängung eine wichtige Rolle im öffentlichen Diskurs einnehmen können, zeigt auch die letztjährige Juli-Ausgabe der Zeitschrift *Psychologie Heute*. In ihr wurde der Berliner Stadtsoziologe Andrej Holm zu den psychischen Auswirkungen von steigenden Mieten und Verdrängungsdruck interviewt. Im Gespräch stand das Phänomen von Stress im Zentrum, und als dessen Ursache nannte Holm die Angst vor dem Wohnungsverlust. Dieser kann tatsächlich drohen, wenn der Anreiz für Hausbesitzer*innen und Immobilienkonzerne steigt, Altmietler*innen loszuwerden, um ihre Wohnung erheblich teurer neu zu vermieten¹⁶ (vgl. Luerweg 2021, 46).

15 Das bezirkliche Vorkaufsrecht ist eine Möglichkeit der Kommune, zugunsten von Dritten in abgeschlossene Immobilien-Kaufverträge anstelle des*der Käufers*Käuferin einzusteigen. Details erläutert diese Broschüre des Berliner Mietervereins: <https://www.berliner-mieterverein.de/magazin/online/mm1020/der-broschuerentipp-vorkaufsrecht-einfach-erklart-102013b.htm>.

16 Dieser Anreiz ergibt sich aus der sog. Neuvermietungslücke: dem Unterschied zwischen der potentiellen Miethöhe in bewohnten Wohnungen und der potentiellen Miethöhe bei Neuvermietung derselben Wohnungen. Dieser gibt ein Mietsteigerungspotential an: Liegt letztere Miethöhe höher als erstere, ist es profitabler, die Wohnung neu zu vermieten.

Die Existenz dieses Mietsteigerungspotenzials auch im sozialen Wohnungsbau thematisiert ein Beitrag im Sammelband Gentrifizierung in Berlin: Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien aus dem Jahr 2016. Auch dort spielt Angst vor Verdrängung als eine „psychologische Folge des Gentrification-Prozesses im eigenen Wohnhaus“ (Ertelt et al. 2016, 136) eine wichtige Rolle. Die Autor*innen des Beitrags differenzieren auf der Grundlage von Interviews mit (ehemaligen) Mieter*innen von Sozialwohnungen die Formen der Angst: Angst vor *economical displacement* (also vor Mieterhöhungen, wodurch die Wohnung aufgegeben werden muss, um sich eine billigere zu suchen), vor *exclusionary displacement* (Angst davor, keine Wohnalternative im bekannten Wohnumfeld zu bekommen, weil dieses sich verändert hat) und vor *physical displacements* und Räumungsklagen (Angst vor einer richterlich angeordneten und ggf. polizeilich gewaltsam durchgesetzten Räumung) (vgl. ebd., 136-139). Wichtig ist zu bemerken, dass im Kontext dieser Dreiteilung die Angst vor Mieterhöhungen am häufigsten genannt wurde.

Angst vor der Verdrängung aus der eigenen Wohnung und dem eigenen Wohnumfeld wird nicht zuletzt auch in Veröffentlichungen und Redebeiträgen von Hausgemeinschaften und Nachbar*innenschaftsinitiativen aufgegriffen, in denen Mieter*innen gegen Verdrängung handlungsfähig werden.

In einem Redebeitrag einer Mieterin der Hausgemeinschaft *Wilde3* auf einer Kundgebung im Januar 2021, spricht sie sich für die Enteignung großer Immobilienkonzerne aus, weil diese das Wohnen als Geschäft sähen, und „eine Strategie der Profitsteigerung um jeden Preis“ verfolgen (Redebeitrag Kundgebung H48 bleibt! 2021, Absatz 7). Sie führt fort: „[...] Viele hier haben Angst vor Verdrängung oder davor, sich keine Wohnung mehr leisten zu können. Und das mit gutem Grund: Private Wohnungskonzerne [...] spielen in Berlin Monopoly. Allein in den letzten 10 Jahren sind hier in Neukölln die Mieten über 100% gestiegen.“ (ebd.).

Diese Beispiele zeigen, dass die Angst vor Verdrängung ein wichtiger Faktor ist, mit dem die verschiedenen Akteur*innen, die sich in stadtpolitischen Konflikten wiederfinden, die von diesen berichten oder diese beobachten, bewusst oder unbewusst umgehen müssen.

Angst und Angstbewältigung bei Dieter Wyss

Wie lässt sich die Angst vor Verdrängung im Rahmen von Politisierung – das heißt hier: innerhalb der Selbstorganisation von Mieter*innen im eigenen Wohnhaus – bewältigen? In aktivistischen Kontexten werden Emotionen zwar thematisiert, aber oft eher als

Nebenschauplatz betrachtet. Die Verbindung von Emotionen mit der alltäglichen politischen Arbeit erscheint schwierig und auch riskant, weil (scheinbar) die Sicherheit von Rationalität und Strukturiertheit von Diskussionen und Aktionen durch das (vermeintlich) "Irrationale" und "Chaotische" der Emotionalität bedroht wird. Auf der anderen Seite kann eine Fokussierung auf Emotionen als Maß von politischer Praxis schlechthin tatsächlich zur Überforderung und Lähmung führen. Beide Positionen sind gleichermaßen einseitig und erscheinen als wenig konstruktiv. Wenn die Emotion Angst zumindest bei der Verdrängung von Mieter*innen aus ihren Wohnungen eine zentrale Rolle spielt, dann muss sie bei der Politisierung in diesem Bereich auch als deren struktureller Bestandteil berücksichtigt, und nicht bloß als ‚Nebenprodukt‘ aufgefasst werden, ohne jedoch, dass darum die Praxis selbstorganisierter Mieter*innengruppen nur um die emotionalen Befindlichkeiten ihrer Mitglieder kreisen sollte.

Die diesem Text zugrundeliegende These ist demnach: Wenn die Selbstorganisation der Mieter*innen, um gegen Verdrängung handlungsfähig zu werden, als Politisierung verstanden wird, sollte die Emotion Angst, die innerhalb dieser Selbstorganisation eine wichtige Rolle spielt, selbst *politisch behandelt* werden können. ‚Behandlung‘ meint hier keine Therapie, sondern das Erlernen eines Umgangs mit Angst (und, vielleicht, ihre Überwindung) ‚im Fahrwasser‘ von >> emanzipatorischen kollektiven – eben *politischen* – Prozessen.

Um darüber nachzudenken, wie das geschehen kann, muss die Emotion der Angst zunächst fassbar gemacht und in ein ‚theoretisches Modell‘ umgewandelt werden, wodurch ihr Verhältnis zur Selbstorganisation von Mieter*innen sowie ihr Einfluss auf deren Motivationen und Aktivitäten veranschaulicht werden kann. Hierfür sollen Überlegungen des Psychotherapeuten Dieter Wyss herangezogen werden.

Für Wyss (1968) werden im Verlauf der frühkindlichen Entwicklung die Erfahrung des Ich und die Erfahrungen von Raum und Zeit gemeinsam hervorgebracht. Mit der sich steigernden Interaktion des Kleinkindes in und mit seiner Umwelt, wird auch dessen Raum- und Zeitbewusstsein parallel zur Erfahrung seiner Ablösung von dieser Umwelt und der Konstitution seines Ich immer schärfer und differenzierter. Wyss ordnet dabei dem Raum das Vertrauen zu, den das Kleinkind notwendigerweise in seine Umwelt hat, ist es dieser doch am Anfang seines Lebens lange Zeit schutzlos ausgeliefert, der Zeit aber einer mit dem Handeln verbundene Verantwortung (vgl. ebd., 44). Die Verschränkung von beidem erwähnt er zunächst an der Schwelle zur Aufmerksamkeit, wenn das Kleinkind beginnt, in der umfassenden Einheit der Umwelt einzelne Gegenstände zu erfassen, was dem Erleben

ihres räumlichen (nah - fern) und zeitlichen (vorher - nachher) Abstandes entspricht (vgl. ebd., 40-42), sowie auf der Ebene der Ausprägung einer höheren Form von Verantwortung durch das Kind, die mit dem „reflektierten Bewusstsein seines Tuns“ (ebd.) einhergeht. Die Verantwortung manifestiert sich als Verständnis des Kindes von der zeitlichen Kausalität seiner Handlungen in Bezug zu den räumlich ausdifferenzierten Gegenständen.

Auf das Verhältnis von Raum und Zeit bezieht Wyss (1973) nun einen Teil seiner Theorie der psychischen Störungen bzw. psychischen Leiden. Das hier interessierende Leiden an der Angst betrifft dieses Verhältnis von Raum und Zeit in der Form des Verhältnisses von Wirklichkeit und Möglichkeit. Die Wirklichkeit, welche dem Raum zugeordnet wird, die sich das Kleinkind 'vertrauensvoll' erschließt, und beim Umgang mit dessen Widerständen es sein eigenes Können entdeckt (vgl. ebd., 88-93; 124), steht dem Möglichen gegenüber. Es entspricht der Zeit, die „*das alles Ermöglichende*“ oder „*die alle Möglichkeiten enthaltende Zukunft*“ ist (ebd., 123). Zeit ist also eine Art Metapher für die fortwährende Möglichkeit auf Veränderung. Wyss geht von einem Antagonismus zwischen Wirklichkeit und Möglichem aus, der darin besteht, dass die Wirklichkeit, als durch bestimmte ergriffene Möglichkeiten gestaltet ist, „das Ermöglichte, die Begrenzung der Möglichkeiten, das Notwendige [...] eigentlich das Un-Mögliche ist“ (ebd.), während dem Möglichen fortwährend neue Möglichkeiten zur Veränderung dieser Wirklichkeit entspringen, indem es permanent in das „Gefüge der begrenzten Möglichkeiten, die Wirklichkeit ausmachen [...], eindringt, und die festgelegte, gewordene Wirklichkeit in Frage stellt [...]“ (ebd.). Das könnte auch so ausgedrückt werden: Was jetzt gerade ist, muss nicht so bleiben – die Festigkeit der Verhältnisse kann immer durch Veränderung in Frage gestellt werden, aber jede tatsächliche Veränderung gerinnt früher oder später wieder zu neuen festgewachsenen Verhältnissen. Für das handelnde Individuum, das sich der Konsequenzen seiner Handlungen bewusst ist, stellt sich der Antagonismus zwischen dem Möglichen und der Wirklichkeit als „*Konflikt der Wahl im Entwurf vieler Möglichkeiten aus einem Möglichen*“ dar (ebd.). Indem das Individuum sich für eine Handlung entscheidet, und dabei seine Möglichkeits-Auswahl auf eine einzige, letztlich zu verwirklichende herunter bricht, verleiht es der Wirklichkeit eine konkrete Gestalt, welche sich dem unbegrenzten und gestaltlosen Möglichen entgegenstellt (vgl. ebd., 124). Das Individuum existiert also am Schnittpunkt von Raum – Wirklichkeit und Zeit – Möglichem. Es muss genauso mit den Begrenzungen der Wirklichkeit zurechtkommen, die seine Handlungsoptionen einschränken, wie mit dem (Über)Angebot an Möglichkeiten,

welches permanent in die Wirklichkeit einbricht und sein Vertrauen in ihre Sicherheit erschüttern.

Bei der Angst nun, so schreibt Wyss, kann das Individuum nicht mehr damit umgehen, dem Möglichen ausgesetzt zu sein. Es wird durch dessen Einbruch (den Einbruch der Zeit) in seinen gewohnten Alltag (seinen Raum) überfordert und beginnt, das Mögliche selbst als bedrohlich wahrzunehmen: „[...] *in jedem Fall liegt der Angst die dem Individuum einwohnende Vorwegnahme des Möglichen zugrunde* – eines Möglichen, das jedoch nicht Gegenstand erwünschter Hoffnung, sondern gefürchteter Bedrohung ist.“ (ebd., 475) Durch das Erleiden von Angstfällen (im Erlebnis hereinbrechender Zeit) und die angstvolle Abwehr gegen die Situationen, die diese auslösen könnten, verliert der*die an der Angst Leidende so zunehmend das Vertrauen in den Raum: „Die Konstanz des Raumes, die als unproblematisch von dem Gesunden wahrgenommen und erlebt wird, Grundlage des sich der Welt immer wieder öffnenden Vertrauens ist, der Raum, der dieses Öffnen ermöglicht, ist fragwürdig geworden.“ (ebd., 477) Denn die hereinbrechende Zeit wird gegenüber dem Raum als ‚übergriffig‘ empfunden, sodass der Raum selbst durch diese *zu Zeit* gestaltet wird. Wyss: „In der Angstkrankheit wird der Raum zur Zeit deformiert, er, die Grundlage der Konstanz und der Ordnung des Zu-Einanders der Dinge, wird zur dämonisch-pulsierenden Fratze der Vergänglichkeit.“ (ebd.).

Eine grundlegende Möglichkeit der Bewältigung von Angst beschreibt Wyss (1976) innerhalb seines Kommunikationsmodells. Er versteht Kommunikation als wechselseitiges Geben (Sich-Mitteilen) und Nehmen (eine Erwiderung hinnehmen) auf der Grundlage eines gemeinsamen Themas (vgl. ebd., 23-35). Themen sind „Bedeutungskonstanten“ (ebd., 27), Strukturen, in denen Menschen sich selbst, sich gegenseitig und ihre gemeinsame Welt als bedeutungsvoll entwerfen und erfahren, um darüber miteinander kommunizieren zu können. Der Austauschcharakter der Kommunikation wird angetrieben durch das Bedürfnis nach derselben aufgrund eines Mangels (vgl. ebd., 35-45). Der Begriff des Mangels an Kommunikation verweist auf die behandelte Ambivalenz zwischen der Wirklichkeit und dem Möglichen: wo Mangel herrscht, existiert das Bedürfnis danach, ihn auszufüllen, woran sich die Suche nach Möglichkeiten ausrichtet, diese Ausfüllung zu realisieren. Der Mangel an Kommunikation treibt also für seine Ausfüllung zu konkreten Kommunikationshandlungen an (vgl. ebd., 40-41). Hier taucht das Motiv der Festigung der Wirklichkeit/des Raumes gegenüber der fließenden Zeit in Form des Kommunikationsaktes wieder auf: Die Wahl einer Kommunikationsmöglichkeit aus dem Möglichen der Kommunikation festigt das wirkliche Kommunikationsverhältnis, das

den Mangel ausfüllt, gegenüber der Fülle an anderen Kommunikationsmöglichkeiten, die nicht ausgewählt wurden. Die Wahl konkreter Kommunikationsmöglichkeiten hat dabei zwei Seiten: Zum einen schließt sie ganz viele Alternativen aus (Einschränkung der Kommunikation im Allgemeinen durch Wahl konkreter Kommunikationsmöglichkeiten gegenüber anderen), zum anderen eröffnet sie einen Entwicklungspfad, der neue Auswahlmöglichkeiten mit sich bringt (Ausdifferenzierung der Kommunikation) (vgl. ebd., 287-289). Wyss identifiziert nun zwei Arten des Umgangs mit dieser Einschränkung. Die Ausweitung von Kommunikation ist der ‚konstruktive Umgang‘. Die Einschränkung wirkt als Hindernis, dessen Überwindung einen Menschen dazu befähigt, neue Kommunikationsformen für unterschiedliche Situationen zu erlernen und ihn dadurch bereichert sowie zugleich sein Kommunikationsvermögen zur Bewältigung der wiederkehrenden Einschränkung vertieft und erweitert: „Differenzierung, Steigerung, zunehmende gegenseitige Abhängigkeit und Mit-einander-Verschränkt-Sein der Kommunikationsmöglichkeiten“ (ebd., 289) kennzeichnen die Ausweitung der Kommunikation. Ihr steht auf der anderen Seite die ‚destruktive‘ Verringerung von Kommunikation gegenüber. Sie äußert sich angesichts der Gefahr eines absoluten Endes von Kommunikation, in welches jede Kommunikationseinschränkung umschlagen kann (vgl. ebd., 289-290). Diese Gefahr droht, insofern jeder Wechsel von Mitteilung und Erwidierung Akte der Setzung durch die Kommunikationspartner*innen beinhaltet, von denen jeder das Potential hat, die Sicherheit des gemeinsamen Themas durch die Setzung eines neuen aufzukündigen (vgl. ebd., 293). Dies kommt Wyss zufolge dem Erlebnis einer *Nichtung*¹⁷ der Kommunikations-Position des-*derjenigen gleich, der*die sich sozusagen für die Wahl der eigenen Kommunikationsmöglichkeiten auf das gemeinsame Thema verlassen hat, und dem*der durch die Gegen-Setzung eines anderen Themas nun diese Sicherheit entzogen wird. Wyss nennt diese Gefahr, dass ein Kommunikationsakt als Akt der Einschränkung diese, statt sie voranzutreiben, zu einem Ende führt, angstaussendend: „Jede Einschränkung als Bestandteil des Umgangs zwischen Subjekt und Welt im Setzen von Themen und Gegen-setzen von Gegenthemen birgt die Möglichkeit von Angst.“ (ebd., 325). Hier kann auf Angst als erlebten Übergriff der Zeit auf den Raum zurückgekommen werden: die Gefahr eines Endes der Kommunikation durch die Setzung eines anderen, das eigene Thema beendenden

17 Der Begriff der Nichtung kann für die Zwecke dieses Texts als Überwinden, Eindämmen, Kontrollieren verstanden werden, was aktives Tun und ‚Umgehen-mit‘ im Gegensatz zu passivem Ertragen impliziert. Dies führt zum Erleben des eigenen Ich als handlungsfähig und damit mächtig.

Gegen-Themas, kann als Angst vor dem destabilisierenden Eindringen der Kommunikationshandlung der*des Anderen in den eigenen Raum verstanden werden. Die Bewältigung dieser Angst besteht Wyss zufolge darin, durch das Eingehen von Bindungen bzw. das Lösen aus diesen (vgl. ebd., 113-115) zu einer Erfahrung davon zu gelangen, wie es ist, *sich selbst* als kommunizierenden Menschen zu setzen, und damit innerhalb der Kommunikation eine Position der Gleichwertigkeit mit seinem Gegenüber einzunehmen (vgl. ebd., 328). Dadurch wird das, was die Kommunikation de facto einschränkt, das Phantom eines übermächtigen Gegenübers, „entmächtigt“ (ebd., 328), was einem Anwachsen der eigenen Macht entspricht, mit der tatsächlichen Einschränkung umzugehen:

*„[...] im Wahrnehmen des Gegners und seiner Thematik, in seinem Erschließen und Entdecken, in der Auseinandersetzung selbst, [...], binde ich mich [Hervorhebung durch mich, K.S.] in einer wahrnehmend, erkennenden, beurteilenden Orientierung und löse mich [Hervorhebung durch mich, K.S.] von meiner mich einschränkenden Angst. Mich aus der Auseinandersetzung bindend oder lösend, komme ich dazu, die Entscheidung zu fällen: das Angsterzeugende ist nicht Angsterzeugend. Was bedeutet dieser Positionswechsel in der Auseinandersetzung? Er bedeutet Zuwachs an Ebenbürtigkeit mit dem Gegner[*innen], der potentiell jeder Andere als Daseiender ist in der Auseinandersetzung, er umschließt die Erfahrung selbst nichten zu können.“ (ebd., 328f.).*

Der eigene Raum kann gegen den Eingriff und dessen Gestaltung durch das Gegenüber verteidigt werden, indem die eigene Kommunikationsmacht erlebt wird, selbst über (zeitliche) Kommunikationsakte Raum gestalten zu können. Das Ich wird dabei stabilisiert, indem durch die Erfahrung von Kommunikationsmacht als Form von Handlungsmacht,¹⁸ dessen Vermögen, Zeit in Raum und umgekehrt Raum in Zeit zu transponieren, erhalten bleibt bzw. wiederentdeckt wird. Ohne auf Wyss' Transpositionsbegriff näher einzugehen (vgl. Wyss 1996, 218-219), soll dieser als Vermögen verstanden werden, sich auf seinen eigenen Raum verlassen zu können, um auf dieser Grundlage (zeitliche) Handlungsfähigkeit zu entwickeln, sowie – umgekehrt – sich auf seine

18 Handlungsmacht bezieht sich auf den vorangehenden Begriff der Nichtung: Sofern, wie hier, Kommunikation als Handlung verstanden wird, und das Erlebnis der kommunikativen Nichtung des Gegenübers die eigene Handlungsfähigkeit als Macht spüren lässt, kann das aktive, selbstbewusste Kommunizieren Gegenteil von Ohnmacht, eben als Handlungsmacht, ‚Macht, handeln zu können‘, erlebt werden.

Handlungsfähigkeit verlassen zu können, um sicher im eigenen Raum zu agieren. Zusammenfassend ist also zu sagen: Angst kann mit Dieter Wyss verstanden werden als Destabilisierung der eigenen Handlungsmacht in Form einer erlebten Überforderung des Raums und Raumerlebens durch die Zeit und das Zeiterleben. Beides – Raum- und Zeiterleben – gehört von den Anfängen der frühkindlichen Entwicklung an zur Ausbildung eines selbständigen Ich: Während der Raum mit der stabilen Realität der eigenen Existenz und der Umwelt verknüpft ist, steht die Zeit für das Mögliche als unerschöpfliches Reservoir an Handlungsmöglichkeiten, mit denen die Realität verändert werden kann. Angst ist das Erlebnis der Gefahr andauernder unkontrollierter Veränderung der Realität, die zu einem Verlust ihrer grundlegenden Sicherheit führt. Dieses Angsterleben, aber auch dessen Bewältigung, kann innerhalb der Kommunikation stattfinden: die Angst, die von einem*r als übermächtig empfundene*n Kommunikationspartner*in ausgeht, lässt sich durch die Entdeckung der eigenen Kommunikationsmöglichkeiten und deren Ausweitung überwinden.

Angst vor Verdrängung und Selbstorganisierung

Im Anschluss an diese theoretischen Überlegungen soll die Angst vor Verdrängung und der Umgang damit nachfolgend am Beispiel von sich organisierenden Mieter*innen illustriert werden. Der hier skizzierte Ausschnitt aus einem Gespräch über einen solchen beginnenden Organisationsprozess ist real. Es fand mit einem*r Mieter*in beim Immobilienunternehmen Heimstaden in Friedrichshain-Kreuzberg statt und orientierte sich an sechs Fragen.

Was war angstausslösend und wie hat die Angst sich angefühlt?

Das angstausslösende Ereignis war ein Brief vom Bezirk, in dem über den Verkauf des eigenen Wohnhauses informiert, Aufklärung über dessen Auswirkungen auf das aktuelle Mietverhältnis, und die Einladung zu einem Beratungstreffen im Bezirksamt ausgesprochen wurde. Das Beratungstreffen sollte der Mieter*innenschaft die Option des bezirklichen Vorkaufsrechts nahebringen. Dieser Moment der ersten Konfrontation mit der Verdrängungsbedrohung in Form des Briefes sei der schlimmste gewesen, weil er eine fundamentale Unsicherheit hinsichtlich der Zukunft mit sich brachte. Es war eine Empfindung gewesen, „als ob plötzlich alles zusammenfällt, weil ein Lebensplan nicht mehr funktioniert.“

Was war die Reaktion auf die Angst?

Für den*die Mieter*in war es erleichternd, den Brief mit dem*r eigenen Partner*in besprechen zu können, und so nicht allein mit der Verdrängungsproblematik konfrontiert zu werden. Jene*r hielt den Brief, der ohne Umschlag händisch direkt in die Briefkästen eingeworfen worden war, zunächst für nicht echt. Es sei beiden schwergefallen, ihn zu verdauen und die Versuchung sei groß gewesen, seinen alarmierenden Gehalt wegzurationalisieren. Die finale Reaktion war jedoch durch das Haus zu gehen, bei Nachbar*innen zu klingeln und schon für den nächsten Tag zu einer Hausversammlung einzuladen. Auf dieser stellte sich heraus, dass sich bei vielen anderen Hausbewohner*innen, welche den Brief ebenfalls erhalten hatten, ähnliche Vermeidungsstrategien eingestellt hatten. Sie wollten den Brief z.B. „irgendwann“ lesen, „wenn sie den Kopf dafür haben“. Die Ergebnisse der ersten selbstorganisierten Hausversammlung waren eine umfassende Kontaktaufnahme mit allen bekannten Mieter*innen-Initiativen in der Stadt, um nach Hilfe zu fragen, sowie die Verabredung, als Bewohner*innen des Hauses gemeinsam das Treffen im Bezirksamt zu besuchen.

Hat sich aus der Reaktion auf die Angst Aktivität entwickelt? Wenn ja, welcher Art?

Das offizielle Treffen im Bezirksamt nach der Hausversammlung brachte die Nachricht, dass für die erfolgreiche Ausübung des Vorkaufsrechts nur vier Wochen Zeit bestehen. Das bedeutete einen enorm kurzen Zeitraum für die Mieter*innenschaft, sich zu organisieren. Nichtsdestotrotz schaffte es das Haus binnen einer Woche erste Online-Kommunikationsmittel wie einen Mailverteiler einzurichten. Transparente vor dem Haus zu malen und aufzuhängen sowie Flyer an Passant*innen zu verteilen. Damit konnte eine erste Öffentlichkeit im Kreis der unmittelbaren Nachbar*innenschaft geschaffen werden.

Was hat die gemeinsame, kollektive Aktivität mit der Angst gemacht?

Die genauen Schritte, in denen die Angst durch einen kollektiven Prozess verändert worden ist, sind im Rückblick nicht mehr zu benennen. Irgendwann im Entwicklungsverlauf der politischen Aktivität spielte Angst einfach keine Rolle mehr. Dabei ist die Stellung, welche die*der interviewte Mieter*in bei der Selbstorganisation des Hauses innehatte, zu beachten. Er*Sie hatte von Anfang an die Entscheidung getroffen, sich nicht zu verstecken, sondern offensiv mit dem

eigenen Status als Verdrängungsbedrohte*r umzugehen. Durch den Kontakt mit anderen Mieter*innen-Initiativen machte er*sie die Bekanntschaft mit Menschen, die ihrerseits mit ihren Gesichtern und Namen öffentlich für stadtpolitische Anliegen eintreten, was viel Sicherheit vermittelt hat.

Wodurch wurde die Angst ersetzt?

Die empfundene Angst wich dem Gefühl, nicht in einer ausweglosen Lage zu sein. Durch den Aktivismus konnten Beziehungen zu anderen aktiven Mieter*innen und Hausgemeinschaften geknüpft werden, was die Zuversicht für die Wirksamkeit des gemeinsam geführten Kampfes gegen Verdrängung wachsen ließ. Die wahrgenommene Option, aktiv zu werden und für den eigenen Verbleib zu protestieren, ließ die eigene Selbstwirksamkeit und Selbstermächtigung spürbar werden. Damit änderte sich der Umgang mit der Verdrängungsbedrohung – sie war kaum oder gar nicht mehr angstauslösend.

Wie hat sich die Raumwahrnehmung durch den Aktivismus verändert?

Dadurch, dass das Engagement gegen Verdrängung nicht nur im, sondern auch vor dem eigenen Wohnhaus und in der Straße stattfand, konnte der*die interviewte Mieter*in viele neue Bekanntschaften schließen und die Geschichte ihrer*seiner Nachbar*innen erfahren. Das sei ein tolles Gefühl gewesen: „Sehr viele Fenster gegenüber sind nicht mehr anonym. [...] Die Stadt besteht nun aus Räumen mit Menschen, nicht mehr aus Wänden.“ Die Beziehung zur eigenen Nachbar*innenschaft wurde als erneuert beschrieben, als ein Ankommen nach vielen Jahren des anonymen Lebens im Kiez.

Ein Modell zur Bewältigung von Angst durch Politisierung

Anhand dieser Schilderungen lassen sich Wyss' Überlegungen zur Angst als ‚theoretisches Modell‘ für einen möglichen Umgang mit Angst im Alltag der stadtpolitischen Organisation verstehen.

Das angstauslösende Ereignis – der Brief mit der Benachrichtigung des Hausverkaufs – ist in diesem Fall der Einbruch des Möglichen in das Leben der Mieter*innen. Da sie nicht wissen, was konkret mit ihrem Wohnhaus geplant ist, sehen sie sich erst einmal einer äußerst verunsichernden Fülle an Möglichkeiten seitens ihrer Eigentümer*innen ausgesetzt: Mieterhöhung nach Mietspiegel, Mieterhöhung durch Erhöhung der Nebenkosten, Mieterhöhung durch umlagefähige Modernisierungen,

Umwandlung in Eigentumswohnungen und anschließende Eigenbedarfsklagen oder Ähnliches. Die Konfrontation damit ist häufig überfordernd, die Betroffenen fühlen sich – partiell oder gänzlich, für einen Moment oder länger – in ihrer Stabilität beeinträchtigt und ihrer Handlungsmacht beraubt. Gewohnte Sicherheiten werden in Frage gestellt, die Zukunft selbst erscheint als gefährlich. Vermeidungsstrategien, mit welchen der Realität, der Gefahr ausgewichen werden soll, können die Folge sein. Es handelt sich hierbei bereits um einen ersten Akt der Kommunikationseinschränkung: durch die Vermeidung einer Auseinandersetzung mit der Gefahr werden nachgelagerte Chancen auf ein Zusammenkommen mit anderen Mieter*innen im gleichen Haus, die ebenfalls betroffen sind, vertan. Statt selbst aktiv zu werden, ist ein Mensch dann darauf angewiesen, dass jemand anderes den ersten Schritt macht, und gibt so die Initiative aus der Hand. Es kann sich in diesen kritischen ersten Momenten der Konfrontation mit der Angst hingegen als konstruktiv erweisen, den angstausslösenden Brief zusammen mit anderen Menschen zu bewältigen. Ein solch früher Schritt der Kommunikationsausweitung kann bereits als erste Maßnahme gegen die Angst wirken. Er kann zugleich als das Knüpfen erster Beziehungen fungieren, aus denen wichtige Informationen oder Bekanntschaften mit potentiellen Bündnispartner*innen hervorgehen können.

In jedem Fall ist darüber hinaus die Bekanntmachung des Briefs im eigenen Haus die wichtigste Form eines konstruktiven Umgangs mit der Angst durch Kommunikationsausweitung. Das Klingeln bei Nachbar*innen und das Gespräch mit ihnen hebt dabei das Problem der Verdrängungsbedrohung aus dem eigenen privaten Umfeld heraus und in das über-private Umfeld verschiedener Mietparteien hinein. Dort erscheint es nicht mehr als bloß privates, sondern als gemeinsames Problem, das folglich auch nicht mehr nur individuell, sondern gemeinsam zu lösen ist. Hier zeigt sich die politische Dimension von Angstbewältigung (was zuvor als politische ‚Behandlung‘ von Angst genannt wurde), die mithilfe von Wyss’ Theorie denkbar wird: Die Mitteilung der eigenen Betroffenheit an die Nachbar*innen ist *zugleich* der erste Schritt von Selbstorganisation als politisches Aktiv-Werden gegen Verdrängungsgefahr und ein Akt der Kommunikationsausweitung, welcher der Angst als Übergriff der Zeit auf den Raum entgegenwirken kann. Im Privaten belassen, kann die Angst eine Eingrenzung in die eigenen vier Wände bewirken, die keine Sicherheit mehr bieten, weil sie den Optionen der Hauseigentümer*innen hinsichtlich Eingriff und Veränderung ausgeliefert sind. Betroffene, die auf diese Angst nicht mit einer Ausweitung ihrer Kommunikation im Haus, und damit mit einer Ausweitung ihres Kommunikationsraums über ihren privaten Raum

hinaus reagieren, laufen Gefahr, irgendwann in der Angst vor Verdrängung ‚zu wohnen‘. Diese Angst erobert ja den Raum der eigenen Wohnung, der als Rückzugs- und Erholungsort eigentlich helfen soll, Stärke gegen äußere Herausforderungen und Sicherheit gegen Gefahren zu bieten. Gerade Angst vor Verdrängung kann durch das Eindringen in diesen Raum und dessen Deformierung eine existenzielle Dimension annehmen. Weil sie nicht mehr nur metaphorisch, sondern tatsächlich den eigenen Raum radikal destabilisiert, wird das ‚Ich‘ und dessen Handlungsfähigkeit stark einschränkt. Durch die Ausweitung der Kommunikation mit den Nachbar*innen in Form von Vernetzung und die damit einhergehende Politisierung des Verdrängungsproblems kann demgegenüber der Raum des gesamten Wohnhauses als gemeinsamer Kommunikationsraum entdeckt und dies als Ausgangslage für eine Restabilisierung und sogar Ausweitung des individuellen Raumerlebens genutzt werden, was wiederum die Ausbildung von über-privater, kollektiver, eben *politischer* Handlungsfähigkeit vorantreibt. Diese kann den Mieter*innen die angstbewältigende Erfahrung bescheren, gegenüber ihren Hauseigentümer*innen ‚setzend‘ (im Sinne von Wyss: durch die kommunikative Nichtung des*der Hauseigentümers*in sich selbst als handlungsfähig setzend) zu sein: sie wechseln durch ihr Engagement vom passiven zum aktiven Part in der Auseinandersetzung.

Die Selbstorganisierung, die im und mit dem eigenen Haus angesichts von Verdrängung betrieben wird, kann so nicht nur faktisch die Tilgung der Angst unter den Mieter*innen, sondern langfristig auch deren Ausbildung von mehr Selbstvertrauen als aktive politische Subjekte zur Folge haben. Auch eine neue Qualität der Bindung an den eigenen städtischen Raum, die Vertiefung der Beziehungen zum eigenen Haus, zur eigenen Straße und zum ganzen Kiez als *eigenem* Raum, ist ein gewünschter Effekt der Selbstorganisierung gegen Verdrängung. Dabei ist ‚das Eigene‘ dieses Raumes nicht im Sinne von exklusiver Privateigentümer*innenschaft zu verstehen, sondern als jeweils individuelle Inanspruchnahme von *gemeinsamem* städtischem Raum, von Raum als Gemeingut. Politisierung sollte daher im Kontext von Stadtpolitik als ein Prozess der Selbstorganisation gedacht werden, der zwar im eigenen Haus aus Gründen der Verteidigung vor Verdrängung und der Bewältigung der damit einhergehenden Angst beginnt, dessen Fluchtpunkt aber die Ausweitung und kollektive Verwaltung des gemeinsam genutzten Raumes ist. Die Absicht dieses Textes ist es, ein Nachdenken über die Angst vor Verdrängung anzustoßen, welche ermöglichen soll, sie *für* Selbstorganisationsprozesse und die davon möglicherweise ausgehende umfassendere Politisierung der Stadtbewohner*innen fruchtbar zu machen, statt sie als hemmenden Faktor und Zeichen der

Ohnmacht selbst zu fürchten. Wenn >> Emanzipation (auch) die Freiheit von Angst bedeutet und wir Politik im Namen der Emanzipation betreiben wollen, sollten wir in und mit unseren politischen Praktiken lernen, Angst als Bestandteil unseres Emanzipationsprozesses zu akzeptieren und den Umgang mit ihr zu meistern, damit sie uns dabei nicht mehr im Weg stehen kann.

Literatur

- Berliner Kurier. 2021. Online unter: <https://www.berliner-kurier.de/berlin/die-angst-vor-verdraengung-berlin-zahlte-530-millionen-euro-fuer-2674-wohnungen-li.200108> [zuletzt abgerufen am 24.02.2022].
- Ertelt, Greta, Carlotta-Elena Schulz, Georg Thieme, Christiane Uhlig. 2016. Die statemaded-rental-gap: Gentrification im Sozialwohnungsbau, In *Gentrifizierung in Berlin. Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien*, herausgegeben von Ilse Helbrecht, S. 107-150. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Luerweg Frank. 2021. Im Fokus: Stressfaktor Wohnen. In *Psychologie Heute*. Heft 7.
- Menschenrecht auf Wohnen. Studie zur Caritaskampagne „Jeder Mensch braucht ein Zuhause“. 2018. Online unter: https://www.caritas.de/cms/contents/caritas.de/medien/dokumente/kampagnen/2018/forderungen-flyer-go/menschenrecht-auf-wo/2018-01-08-menschenrecht-auf-wohnen-caritas-studie_v2.pdf [zuletzt abgerufen am 24.02.2022].
- Redebeitrag Kundgebung H48 bleibt!, 16.01.2021. 2021. Online unter: <https://www.h48bleibt.org/wp-content/uploads/2021/01/Redebeitrag-von-DWenteignen.pdf> [zuletzt abgerufen am 24.02.2022].
- Wyss, Dieter. 1996. Die Angsterkrankung aus der Sicht der anthropologisch-integrativen Psychotherapie, In *Das Phänomen Angst. Pathologie, Genese und Therapie*, herausgegeben von Hermann Fallert und Hermann Lang. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Wyss, Dieter. 1973. *Beziehung und Gestalt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wyss, Dieter. 1976. *Mitteilung und Antwort*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wyss, Dieter. 1968. *Strukturen der Moral*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Momente, Prozesse, Reflexionen – ein Methodenvorschlag zur biografischen Annäherung an *Politisierung*

Kollektiv RTR Führungsproblem

Welche Momente haben dich in deinem Leben politisch geprägt? Erinnerst du dich an bestimmte Orte, Begegnungen, Situationen oder einzelne Personen? Waren es Momente des Lesens, Handelns, Sprechens oder eine Erfahrung von Ungerechtigkeit? Welche Rolle haben (politische) Gruppen und kollektive Momente dabei gespielt? Und begreifst du dich eigentlich als politisch, seit wann und warum?

All diesen Fragen nähert sich die Biografiearbeit: mit einem Blick in unsere eigene Historie, auf Momente, die etwas in uns angestoßen haben oder die wir im Nachhinein als prägend verstehen. Das Betrachten politischer Erlebnisse und unserer politischen Sozialisation kann uns helfen, das zu verstehen, was uns politisch macht, uns politisiert hat.

Unser Weg zu einer biografischen Auseinandersetzung mit Politisierung

Beim Nachdenken und Diskutieren über politische Praxis und gesellschaftliche >> Utopien haben wir, das Herausgeber*innenkollektiv dieses Bandes, uns gefragt, wie es dazu kommt, dass Menschen politisch aktiv werden. Orientiert an unseren eigenen Biografien debattierten wir Politisierung im Kontext von NoPediga, >> Ende Gelände & Co: Was hat (vor allem) junge Menschen damals dazu gebracht, aktiv zu werden, auf die Straße zu gehen, selbst Protest zu organisieren, sich in Bezugsgruppen zusammenzuschließen? Warum organisieren sich Menschen (in bestimmten Kontexten)?

Bei der Suche nach Antworten auf all diese Fragen waren wir teilweise von einem strategischen Interesse geleitet. Dieses Interesse wollen wir transparent machen. Es geht uns darum, linke Politik zugänglicher zu machen und mehr Menschen zu politischem Denken und Handeln zu bewegen, damit sie sich ihrer Lebensumstände ermächtigen und sie aktiv verändern können. Im Gespräch merkten wir immer wieder, wie sehr wir aus unseren jeweiligen Positionen sprechen, geprägt von unseren eigenen Politisierungs-Biografien. Um uns also dem Kern dessen, was Politisierung eigentlich bedeuten kann, was sie ausmacht und was mit ihr einhergeht, zu nähern, entschieden wir uns, eine Methode zu entwickeln, mit deren Hilfe wir unterschiedlichsten

Politisierungs-Biografien und damit diversen Zugängen, Verständnissen und Abläufen von Politisierungsprozessen näherkommen können. Durchgeführt haben wir die Methode zunächst mit Menschen in unseren Umfeldern, Freund*innen, Genoss*innen, Verbündeten. Die Ergebnisse findet ihr am Ende dieses Beitrags. Motiviert von dem positiven Feedback möchten wir im Folgenden unsere Ideen dazu teilen, wie die Methode für Einzelpersonen und Gruppen gewinnbringend sein kann.

Biografiearbeit – wozu?

Die Biografiearbeit zielt darauf ab, zur Selbstreflexion anzuregen, Politisierungs- und Organisationsprozesse zu unterstützen und Menschen zu politischer Arbeit zu empowern. Als selbstreflexive Methode unterstützt sie dabei, sich eigenen >> Privilegien und Betroffenheiten bewusst zu werden (Consciousness-Raising)¹⁹ sowie diese innerhalb einer gesellschaftskritischen Haltung einzuordnen. Es wird thematisiert, wie Politisierungsprozesse durch Ausschlussmechanismen und Barrieren gehemmt oder eingeschränkt werden können. Damit geht auch eine Diskussion darüber einher, wie ein Ankommen in und ein Aufbau von Gruppen sowie eine nachhaltige und langfristige Zusammenarbeit ermöglicht werden können. Auch für die Reflexion und Diskussion von Gruppendynamiken ist Platz. Schließlich dient die Methode dem >> Empowerment zu politischer Arbeit durch die Bearbeitung von Fragestellungen wie: Wo bin ich/sind wir? Was ist unsere gemeinsame Basis, unsere Stärken und Fähigkeiten? Wo will ich/wollen wir hin? Was ist meine/unsere Utopie?

Biografiearbeit – für wen?

Die Biografiearbeit kann demnach von jeglichen (linken) politischen Gruppen in verschiedenen Stadien ihres Gruppenprozesses genutzt werden. Durch den Austausch über Erlebnisse, Momente und Personen, die uns in dem, wie wir politisch Denken und Handeln, geprägt haben, entsteht Raum für Kennenlernen und/oder gemeinsame Gruppenreflexion. In dem Erkennen von Parallelen und Synergien kann die Biografiearbeit dazu anregen, die gemeinsame politische (Zusammen-)Arbeit zu stärken, indem sie beispielsweise dazu einlädt über langfristige Motivationen oder Gewinnung neuer Menschen nachzudenken.

19 Consciousness Raising, also die Bewusstwerdung von gesellschaftlichen Strukturen wurde in den 1970/80er Jahren in feministischen Kontexten zum Erfahrungsaustausch genutzt. Mehr dazu im Beitrag „Meine Probleme sind deine sind unsere – Reflexion eines Kollektiven Selbstverständigungsprozesses“.

Einzelpersonen können mithilfe der Biografiearbeit ihr (individuell oder in Gruppen organisiertes) politisches Aktiv-Sein reflektieren oder nach passenden Wegen suchen, aktiv zu werden. Sie können sich auch mit weiteren Menschen zur Anwendung der Methode zusammenschließen, um in einen Austausch über unterschiedliche Erfahrungsmomente und Erlebnisse zu kommen. Die Methode will dabei zu politischer Arbeit ermächtigen und aktivieren.

Du oder ihr habt Lust bekommen, die Biografiearbeit nun alleine oder als Gruppe durchzuführen? Dann findet ihr im Anhang dieses Buches eine Anleitung und Material dazu.

Biografiearbeit – Was haben wir erfahren?

Im Folgenden wollen wir einige Aspekte teilen, die für uns und Menschen, mit denen wir gesprochen haben, in ihren Politisierungsprozessen von Bedeutung waren. Wir haben ihre Aussagen und Diskussionen der Biografiearbeiten ausgewertet und in einer gemeinsamen Gruppendiskussion als ein Gesamtergebnis zusammengefügt. Dabei haben wir uns bewusst dazu entschieden, die Erkenntnisse als Fragen zu formulieren, da die Biografiearbeit eigene Reflexionen und freie Assoziationen nutzt, die wir nicht vorwegnehmen wollen. Außerdem werden viele dieser Fragen auch in anderen Texten dieses Buches aufgegriffen.

Was können Ausgangspunkte für Politisierung sein?

Welche Umstände, Kontexte, Menschen und Erlebnisse haben Einfluss auf Politisierungsprozesse?

Zeitpunkte können für verschiedene Formen von Politisierung eine Rolle spielen: bin ich schon *früh* ‚politisiert‘ worden, weil ich schon immer in bestimmten Umfeldern unterwegs war, in denen es gewisse Verhaltensnormen und geteilte Werte gibt? Sind einige Praktiken und Einstellungen für mich dadurch selbstverständlich? Wie viel Reflexion findet darüber statt? Wurde ich *später* angefixt von linkspolitischen Kontexten, z.B. durch den Umzug in eine neue Stadt, den Beginn des Studiums, einen neuen Freund*innenkreis? Habe ich nun das Gefühl Dinge nachholen zu müssen? Wie viele >> Codes muss ich ‚nachlernen‘, über was habe ich auch schon vorher nachgedacht? Ist die Politisierung damit eine bewusste Entscheidung? *Wechseln sich Phasen* zwischen politisch Handeln und Denken auch ab? Wie viel dieses Denkens ist theoretisch und wie viel vor allem selbstreflexiv? Und wo lassen sich da überhaupt Grenzen ziehen? Gab es Phasen des Aktiv-Seins und dann

wieder Pausen und Zeiten des Rückzugs? Wodurch wurden diese Phasen eingeleitet und angestoßen? Bleibt mein Aktiv-Sein dadurch etwas, was sich durch mein Leben zieht oder brenne ich nur kurz für gewisse Themen?

Welche *Reflexionsmomente* gab es für mich? Wann und wie haben sich bestimmte Ansichten und Praktiken normalisiert, sind zu einer Selbstverständlichkeit und vielleicht auch weniger hinterfragbar geworden? Wie offen bin ich gegenüber verschiedenen Ansichten und wo ziehe ich Grenzen und warum? Wodurch wurden meine Reflexionsmomente ausgelöst? Welche Orts- und Situationswechsel oder welche Perspektive von außen hat sie bedingt?

In welchen *sozialen Umfeldern*, Kontexten, Communities bewege ich mich oder habe ich mich bewegt? Welche Normen gelten dort? Ist es zum Beispiel selbstverständlich, zu einer Demo zu gehen, oder nicht? Wie haben diese Normen meine Politisierung beeinflusst? Wen zähle ich zu meinen Umfeldern, die mich beeinflusst haben? Geht es um *enge Freund*innen*? Wie sehr habe ich diese (unbewusst) ausgewählt nach einer bestimmten Gleichheit, z.B. weil wir ähnliche Ansichten und Erfahrungen teilen? Wann habe ich angefangen, No-Gos in sozialen Beziehungen zu formulieren? Mit wem hänge ich nicht (mehr) ab? Was macht diese Gleichheit mit unseren Umfeldern? Welche Ein- und Ausschluss-Mechanismen werden dort wirksam? Welche Zugänge werden eröffnet und versperrt? Welche Informationen sind für wen zugänglich? Wie viel Politisierung findet gleichzeitig und gemeinsam statt? Fordern wir voneinander Reflexionen und Verbindlichkeiten, die Politisierungsprozesse verstärken?

Was ist mit Menschen, mit denen es bestimmte Verbindlichkeiten und Nähe nicht gibt? Wie wirken solche *loseren Politkontakte* auf meine eigene politische Positionierung? Was passiert, wenn Menschen sich immer wieder rausziehen (müssen) aus Organisationen, z.B. wegen zwischenmenschlicher Konflikte oder Gewalt? Wie wird in loseren Umfeldern Verantwortung übernommen, damit Menschen auch trotz z.B. psychischer Belastungen, finanzieller Möglichkeiten oder anderen Hürden nicht rausfallen aus den Strukturen?

Welche *Orte* sind mir begegnet? Wo habe ich diese als angenehm erlebt und mich als Teil des Raumes gefühlt? Was hat diesen Raum zu diesem Ort gemacht? Wie ist er gestaltet? Welche Normen sind dort wirksam? Wo hat mich die Erfahrung von Räumlichkeit auch in eine andere Richtung gelenkt? Wovon habe ich mich abgegrenzt oder abgrenzen müssen?

In welchen *institutionalisierten Kontexten* habe ich Zugang zu Themen bekommen und wie sind diese darin politisch geworden,

wurden sie zum Politikum gemacht? Welche Rolle(n) habe ich dort eingenommen? Welche Praxis resultierte daraus für mich? Welche (neuen) Perspektiven habe ich dort kennengelernt?

Durch welche *kollektiven* Prozesse habe ich Zugänge erhalten? In welchen Kollektiven wurden Zugänge verhandelt und sich gemeinsam politisiert? Wie sahen diese gemeinsamen Prozesse aus? Welche Form von ‚Kollektiv‘ spricht mich an? Was brauche ich für kollektives Denken und Handeln? Was ziehe ich daraus für mich, meine eigene politische Gewordenheit? Wann und worüber möchte ich nicht kollektiv verhandeln?

Welche *theoretischen* Einflüsse haben mich geprägt? Was habe ich wo gelesen, gehört und besprochen? Was bedeutet für mich Theorie? Wie verhält sie sich zu meiner Praxis? Welche Erfahrungen und Quellen sind Teil meiner Theorie(n)? Welche Zugänge hat sie mir vermittelt? Was habe ich über mich, meine >> Positionierungen, die Gesellschaft erfahren?

Wie habe ich *individuell* angefangen aktiv zu werden, sei es in der Reflexion oder Praxis? Welche auslösenden Momente gab es? Welche Quellen haben mir Zugänge verschafft? Hatte ich schon immer ein Gefühl von (Un-)Gerechtigkeit? Woher kommt es und hat es mich motiviert? Welche Rolle spielt *meine eigene gesellschaftliche Position* in der Zugänglichkeit der Quellen?

Welche *einschneidenden Erlebnisse* haben dazu geführt, dass ich angefangen habe in einen Politisierungsprozess einzutauchen? Welche Wahrnehmungen, Gefühle und Gedanken sind damit einhergegangen? War ich selbst Akteur*in dieser Erlebnisse oder sind es auch Erfahrungen anderer? Welche Beziehungen habe ich zu anderen, deren einschneidende Erlebnisse bei mir etwas ausgelöst haben? Wie viel Nähe braucht es, damit die Geschichten mich berühren? Aus welchen Positionen heraus werden diese Geschichten erzählt? Und wie bin ich selbst in Bezug darauf positioniert? Habe ich aus gesellschaftlich privilegierten Positionen länger gebraucht, um bestimmte Ungerechtigkeiten festzustellen? Welche habe ich wann angefangen zu sehen? Wie bin ich zu einer Wahrnehmung von globaler Ungerechtigkeit gekommen?

Ist das Benennen und Einordnen von *gesellschaftlichen Positionen* ein Schlüsselmoment? Welche Unterschiede gibt es zwischen privilegierten und >> marginalisierten Positionen in der Art der Politisierung? Was folgt daraus für die konkrete politische Arbeit? Welche Auswirkungen auf mein Selbstbild als politisch (oder auch nicht) haben verschiedene Positionierungen? Was wird überhaupt als politisch verstanden? Welche Erfahrungen von (staatlicher) Repression oder anderen Ausschluss- und Abwertungs-Mechanismen habe ich gemacht,

die als einschneidende Erlebnisse, politische Zugänge eröffnet oder verschlossen haben? Wie ist oder muss mein Verhältnis zu Lohnarbeit sein? Wie hat sich daraus eine politische Praxis entwickelt, in selbst-organisierten oder institutionalisierten Kontexten? Habe ich mich mit meinem Elternhaus identifiziert, über Politik gesprochen oder mich abgegrenzt? Wie beeinflusst das den Zeitpunkt meiner Politisierung?

Biografiefarbeit – Eine Einladung...

All diese Fragen können auch euch nach der Bearbeitung der Biografiefarbeit anregen, weiter ins Gespräch zu kommen. Uns bleibt an dieser Stelle, noch einmal aufzuzeigen, wozu die Biografiefarbeit nun für euch nützlich sein kann. Wir glauben, dass es ermächtigen kann, eigene Geschichten zu erzählen, mit denen wir verstehen, was uns antreibt, wie unser Selbstbild vom Politisch-Sein geprägt ist und wie unsere aktuelle politische Arbeit Politisierungsprozesse anderer Menschen beeinflusst. Wir laden euch also ein: Erzählt Geschichten, teilt sie und lernt von ihnen.

Material zur Methode Biografiearbeit

Kollektiv RTR Führungsproblem

Durchführung der Biografiearbeit als Einzelperson(en)

Du hast zwei Möglichkeiten, an die Biografiearbeit zu heranzugehen. Entweder du nutzt sie als Einzelreflexion und bearbeitest sie dementsprechend alleine oder du suchst dir andere Menschen (Freund*innen, Bekannte, Familie, Interessierte), die Lust haben gemeinsam mit dir die Biografiearbeit zu zweit oder in einer Kleingruppe durchzuführen.

Durchführung alleine

Lies dir zunächst die Einleitung in die Biografiearbeit durch. Sie erklärt dir, worum es gehen soll. Anschließend bearbeitest du Baustein 1. Mache dann eine Pause, um anschließend Baustein 3) zu bearbeiten.

Material: Einführung; Baustein 1; Baustein 3; DIN A4 Papier, bunte Stifte, Schreibmaterial

Durchführung Kleingruppe

Lest euch zuerst die Einleitung in die Biografiearbeit durch. Sie erklärt euch, worum es gehen soll. Anschließend bearbeitet ihr in Einzelarbeit Baustein 1. Dann findet ihr euch zu zweit zusammen, um Baustein 2 zu bearbeiten. Schließlich schaut ihr euch die Anleitung zu Baustein 3 an und überlegt euch, ob ihr eine Moderation aus eurer Runde benötigt oder gemeinsam in ein freieres Gespräch gehen wollt.

Material: Einführung; Baustein 1; Baustein 2; Baustein 3; DIN A4 Papier, bunte Stifte, Schreibmaterial

Durchführung als zusammenarbeitende Gruppe

Wenn ihr die Biografiearbeit als organisierte und zusammenarbeitende Gruppe durchführen wollt, bietet es sich an, im Vorfeld eine oder zwei vorbereitende und moderierende Personen zu bestimmen. Diese können sich in die Methode einlesen und euch als Gruppe bei eurem Prozess begleiten. Die Moderation arbeitet sich dabei insbesondere in die Einleitung zur Biografiearbeit und in Baustein 3 ein, da sie die Methode

einführen und Baustein 3 moderieren wird. Baustein 1 und 2 finden in Einzelarbeit bzw. Partner*innenarbeit statt; hier hat die Moderation die Aufgabe, sich vorher Gedanken zum Setting, Einteilungen,... zu machen und während der Bearbeitung den Rahmen zu halten.

Material: Einführung; Baustein 1; Baustein 2; Baustein 3; DIN A4 Papier, bunte Stifte, Schreibmaterial

Einführung in die Biografiearbeit

Hallo und willkommen zu dieser Politisierungs-Biografie-Aufgabe. Um die Methode durchzuführen, solltet ihr²⁰ mindestens 2 Stunden Zeit haben. Die Zeitangaben dienen als grobe Orientierung. Für die Reflexion (Baustein 3) könnt ihr aber auch mehr Zeit einplanen. Ihr solltet dabei an einem ruhigen Ort sein, der es ermöglicht, dass alle Teilnehmer*innen Raum für Einzelarbeit und eigene Gedanken haben. Seid euch bewusst, dass euch diese Übung gegebenenfalls an Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen erinnert, und damit verbundene negative Gefühle hervorrufen kann. Wenn einzelnen Teilnehmer*innen eine Aufgabe zu viel wird oder er*sie nicht mehr kann, kann jederzeit abgebrochen werden. Das konkrete Thema der euch nun vorliegenden Biografiearbeit heißt Politisierung. Politisierung bedeutet erstmal nur so viel wie „Politisch-Werden“. Was genau das heißt oder heißen kann, könnt ihr nun herausfinden. Dabei geht es darum, dass ihr Erlebnisse, Erfahrungen und Momente aus eurem Leben teilt und diese später gemeinsam diskutiert. Uns ist wichtig zu sagen, dass die nachfolgenden Übungen und Fragestellungen Anregungen sind. Ihr entscheidet selbst, wo ihr Schwerpunkte setzen, Fragen überspringen oder über weitere Themen sprechen wollt.

Die Biografiearbeit besteht aus drei aufeinanderfolgenden Bausteinen, die unterschiedliche Aufgaben beinhalten. Der erste ist eine Einzelarbeit, in der ihr euch kreativ und erfahrungsbasiert Momenten der politischen Prägung nähert. Hierbei stehen die Selbstauseinandersetzung und Betrachtung der eigenen Biografie im Fokus. Der zweite Baustein arbeitet mit den Ergebnissen des ersten Bausteins: In Partner*innenarbeit werden mit Hilfe des *Aktiven Zuhörens*²¹, Gedankengänge und Erlebnisse vorgestellt. Hierbei teilen die Teilnehmer*innen

20 Als Einzelperson oder Gruppe.

21 Unter aktivem Zuhören werden die emotionalen und gedanklichen Bemühungen eine*r Zuhörer*in verstanden, eine*n Redner*in voll und ganz zu verstehen. Dabei sollen nicht nur die Inhalte, sondern auch die Emotionen und Gefühle erfasst werden. Es kann hilfreich sein, sich selbst zurückzustellen und sich ganz auf das Gegenüber zu konzentrieren, sowie Gesprächsführungstechniken wie Nachfragen und Paraphrasieren zu nutzen und das Wahrgenommene zu spiegeln.

nur, was sie bereit sind zu teilen. Der dritte Baustein setzte sich dann etwas abstrakter mit dem Thema Politisierung auseinander: Hier werden die eigenen Erfahrungen kontextualisiert. Bei Gruppen werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede genutzt, um zu erarbeiten, was wir aus unseren eigenen Politisierungsbiografien in Hinsicht auf unsere politische Praxis schlussfolgern können. Alle drei Bausteine werden einzeln mit Hilfe eines Textes erläutert. Moderiert ihr die Biografiearbeit in einer Gruppe, könnt ihr diese Texte als Hinleitungen zu den einzelnen Bausteinen nutzen.

Bei der Durchführung der Biografiearbeit allein bietet sich eine Pause zwischen Baustein 1 und 3 an. Führt ihr die Biografiearbeit in Kleingruppen oder organisierten Gruppen durch, solltet ihr zwischen Baustein 2 und 3 eine Pause einplanen.

Baustein 1: Kreative Phase (30 Min.)

Aufgabe:

Nimm dir so viele Stifte wie du möchtest, ein großes Blatt Papier und eine Viertelstunde Zeit. Male einen Fluss, der sich über das Blatt hinweg schlängelt. Wie wild er ist und wohin er verläuft, ist ganz dir überlassen. Deinem Ausdruck sind keine Grenzen gesetzt: verwende Bilder, Symbole, Zahlen und Worte, was auch immer in deinen Flusslauf oder um ihn herum passt.

Diese Fragen können dir dabei als Orientierung dienen und sich in deinem Bild wiederfinden:

- 1) Welche Themen, Anlässe, Personen, Erlebnisse haben Dich zum Nachdenken über Politik gebracht? Welche (Ungerechtigkeits-) Erfahrungen, Momente der Gemeinschaft, politische Events, Gespräche oder Erzählungen etc. waren dabei wichtig?
- 2) Gab es Momente, in denen du etwas politisch und/oder gesellschaftlich (für dich oder für andere) verändern wolltest und/oder das auch getan hast?

Wenn ja: Was hat dich motiviert bzw. motiviert dich (zu Handeln)?
Wenn nein: Was hat dich gehindert bzw. hindert dich?

Baustein 2: Erzählung/Vorstellung des Werks (30 Min.)

Aufgabe:

Schau dir dein fertiges Bild an. Dann erzähle deiner*deinem Gesprächspartner*in von deinem Bild, den Momenten, Themen, Erlebnissen und Personen, die dir eingefallen sind. Du musst nicht alles erzählen, sondern entscheidest selbst, was du teilen möchtest und was nicht. Auch die Reihenfolge, die Schwerpunktsetzung und die Menge an Details sind ganz dir überlassen. Deine Erzählung kann (muss aber nicht) linear sein. Teile einfach die Gedanken, bei denen dir danach ist.

Wenn du möchtest, kannst du deinen Fluss zeigen. Du kannst ihn aber auch einfach für dich behalten.

Dein*e Gesprächspartner*in wird vielleicht manchmal nachfragen oder weitere Impulse geben. Ob und wie du auf diese antworten oder eingehen möchtest, ist auch dir überlassen. Erzähle auch hier nur das, was du teilen möchtest.

Achtet darauf, dass ihr euch nacheinander Raum zum Erzählen gebt. Am besten erzählt eine Person für etwa 15 Minuten, dann wechselt ihr. Hört eurer*eurem Gesprächspartner*in dabei aktiv zu und fragt nach, wenn ihr etwas für interessant oder wichtig haltet. Vermeidet dabei Bewertungen. Achtet darauf, dass der Fokus auf den Erlebnissen und Erfahrungen jener Person bleibt, die gerade erzählt. Eine Interpretation und Analyse erfolgt in Baustein 3.

Baustein 3: Reflexion (60 Min.)

Aufgabe:

In diesem Abschnitt soll es darum gehen, die Erzählung(en) zu deuten und vielleicht einen allgemeineren Sinn zu finden.

Wenn du die Übung alleine machst, schau dir deine Zeichnung noch einmal an und überlege, ob und welche Bedeutungen du in den gemalten Erfahrungen, Symbolen und Begriffen siehst.

Wenn ihr die Übung mit mehreren Menschen macht, überlegt gemeinsam, ob und wie ihr Begriffe und Ideen aus den unterschiedlichen Erzählungen deuten könntet.

Wir haben euch eine Liste an Fragen zusammengestellt, die euch bei euren Überlegungen helfen können. Sie dienen nur als Anstoß und müssen nicht alle bearbeitet werden. Wenn eine Person zu einem Punkt nichts sagen möchte, ist das natürlich in Ordnung. Wenn euch ein Punkt nicht wichtig ist, braucht ihr ihn nicht zu besprechen. Dabei können die Punkte von allen beteiligten Menschen eingebracht oder von der Moderation gestellt werden.

Unterpunkt „Deutung/Bedeutung der eigenen Erfahrung“

Wie ist es dir mit der kreativen Übung und mit dem Erzählen darüber ergangen? Wie hast du dich gefühlt?

Nach Baustein 2, möchtest du deinem Fluss noch etwas hinzufügen? Wenn ja, warum?

Welche Bedeutung haben für dich die Menschen, über die du gesprochen hast? Welche Bedeutung haben Momente und Erlebnisse?

Gibt es Themen, die Dich überhaupt nicht berührt haben, von denen Du aber heute denkst, dass sie eigentlich politisch wichtig waren bzw. sind? Was denkst du, warum dich das damals nicht berührt hat? Was denkst du, warum berührt dich das Thema heute?

Für Übungen mit mehreren Menschen: Gibt es Gemeinsamkeiten/Unterschiede?

Unterpunkt „Begriffe“

Wie verstehst du ‚politisch‘? Wie verstehst du ‚Politisierung‘?

Wenn du deinen Fluss anguckst, findest du, dass du ‚politisiert‘ bist?
Findest du, dass du ‚politisch aktiv‘ bist?

Welche Aktivitäten/Arbeit bezeichnest du selbst (nicht) als politisch und welche andere (nicht)? Gibt es da einen Unterschied?
Woher könnte er kommen?

Unterpunkt „Positionierung“

Wo erfährst du Vor- oder Nachteile durch deine gesellschaftliche Positionierung (d.h. durch deine Zuordnung, z.B. in Bezug auf Geschlecht, Sexualität, Klasse, soziale und regionale Herkunft und aktuelle Situation, Rassismuserfahrungen, Behinderungen, Alter, Religion, etc.)?

Hängt deine gesellschaftliche Positionierung deiner Meinung nach mit deinen politischen und gesellschaftlichen Erfahrungen und Aktivitäten zusammen? Wenn ja, wie?

Unterpunkt „gemeinsam Politisch-aktiv-Sein“

(nur für gemeinsam aktive Gruppen)

Welche Unterschiede in euren Erfahrungen und Meinungen seht ihr? Was bedeutet das für eure gemeinsame politische Arbeit? Falls daraus Konflikte oder Spannungen entstehen, wie löst oder nutzt ihr diese?

In welchen Punkten seid ihr euch ähnlich? Welche positiven und negativen Auswirkungen hat das auf euch als Gruppe und euer Politisch-aktiv-Sein?

Was bedeuten die Erkenntnisse aus diesem Teil für das Wachsen eurer Gruppe? Und was für eure Zusammenarbeit mit anderen (Gruppen)?

Unterpunkt „Fazit“

Hast du noch eine Frage?

Wie hat dir die gesamte Erfahrung/die drei Übungen gefallen bzw. wie hast du dich dabei gefühlt?

Optional: Baustein 4: Selbstreflexion

Falls du Lust, Zeit und das Gefühl hast, dass das eine spannende Erfahrung war, könntest du jetzt noch einen kleinen Moment der Selbstreflexion anhängen. Du könntest zum Beispiel für dich selbst in 5-6 Sätzen aufschreiben, was dir besonders wichtig oder spannend vorgekommen ist, woran du dich selbst erinnern möchtest oder welche Fragen sich dir gestellt haben. Das heißt, du kannst hier ein kleines Fazit für dich selbst formulieren und das für dich mitnehmen.

Natürlich kannst du auch nochmal etwas malen oder deine Gedanken anders kreativ ausdrücken. Du kannst es aber auch einfach lassen und nichts notieren. Du kannst dein Fazit für dich behalten oder es teilen. Hier geht es vor allem darum, dass du etwas mitnehmen kannst, nicht darum, das mit den anderen zu teilen.

Über Zugänge und gesellschaftliche Positionierungen

(Anti-)Klassismus und Politisierung im Gespräch – aktiv werden und aktiv bleiben

Tanja Abou, Maja Bogojević, Marie Kottwitz, Frede Macioszek,
Thao Nguyen und Daniel Weber

Soziale Bewegungen in Deutschland sind in ihrer Zusammensetzung von politisch aktiven Menschen nicht divers, sondern überwiegend >> weiß und akademisch. Das wird immer wieder diskutiert, festgestellt, anerkannt und kritisiert. Das Institut für Protest- und Bewegungsforschung hat beispielsweise Teilnehmer*innen von *Fridays for Future*-Demonstrationen im Jahr 2019 befragt: während über 90 Prozent mindestens Abitur oder einen universitären Abschluss haben und sich der ‚unteren‘ bzw. ‚oberen Mittelschicht‘ zugehörig fühlen, ordnen sich knappe 5 Prozent der Arbeiter*innenklasse zu (Sommer et al. 2019, 13f.). „Müssen wir also wieder über Klasse reden?“ wird in gesellschaftlichen Debatten zuletzt öfters gefragt. Die Antwort lautet: die Klassengesellschaft und die Unterdrückung, die mit ihr einhergeht, waren im >> Kapitalismus nie verschwunden. Wir müssen nun endlich denen zuhören, die schon seit langem darüber reden. Und das gilt auch für linke Bewegungen und Räume von Aktivist*innen, in denen Menschen aus der Arbeiter*innen- und materiellen Armutsklasse Ausschlüsse erfahren.

In den 1970er Jahren wird in den USA von Schwarzen und feministisch-lesbischen Gruppen wie *The Furies* und *Combahee River Collective* innerlinke Kritik an einem von weißen Frauen aus der Mittelklasse besetzten Feminismus, der Sexismus thematisiert, aber andere Unterdrückungsverhältnisse ausspart, laut (vgl. Abou 2017). Ausschlüsse und Diskriminierungen aufgrund der Klassenherkunft oder Klassenzugehörigkeit bezeichnen sie als Klassismus.²² In Deutschland ist es ebenso die Schwarze Frauenbewegung, die in den 1980ern Forderungen an die Frauen- und Lesbenbewegung stellt, Unterdrückungsverhältnisse wie

22 Wir können hier keine längere Einführung in den Klassismus-Begriff bieten, geschweige denn wollen wir einen Beitrag zu einer wissenschafts-theoretischen Debatte um Klasse leisten. Für theoretische, praktische und autobiografische Zugänge zu Klassismus gibt es verschiedene Bücher, die wir je nach Leser*inneninteresse empfehlen, z.B. *Klassenfahrt* (Hrsg. Knop & Macioszek 2022), *Solidarisch gegen Klassismus* (Hrsg. Seeck & Theißl 2020), *Klassismus und Wissenschaft* (Hrsg. Altieri & Hüttner 2020), *Klassismus. Eine Einführung* (Kemper & Weinbach 2009) und *Die Bedeutung von Klasse* (hooks 2020). Auf www.wasistklassismus.org findet sich eine kurze Einführung auf Deutsch und Englisch, ein Text zu Klassismus im Nationalsozialismus sowie Links zu Initiativen und Materialien. Vielen Dank an alle, die sich mit ihren Erfahrungen zeigen und dazu schreiben – auch, wenn ihr hier nicht genannt seid!

Rassismus und Klassismus mitzudenken. Wir knüpfen an diese Kämpfe an und stehen an der Seite von Aktivist*innen,²³ die sich für die Sichtbarkeit sogenannter >> intersektionaler, d.h. verschränkter und sich verstärkender, Unterdrückungserfahrungen einsetzen. Unsere intersektionale Perspektive wird aufgrund unserer unterschiedlichen >> Positionierungen und Erfahrungen auch in diesem Beitrag deutlich. Klassismus richtet sich z.B. gegen „einkommensarme, erwerbslose und wohnungslose Menschen oder Arbeiter*innenkinder“ (Seeck 2020, 17) und schließt systematisch von Ressourcen aus (vgl. Abou 2017, 1), d.h. Klassismus „begrenzt den Zugang zu Wohnraum, Bildungsabschlüssen, Gesundheitsversorgung, Macht, Netzwerken, Teilhabe, Anerkennung und Geld“ (ebd.). Klassismus bringt für negativ Betroffene Erfahrungen von Verletzungen und Gewalt mit sich. Gleichzeitig werden sie für diese Hindernisse, Ausschlüsse und Erfahrungen verantwortlich gemacht und abgewertet. Sie seien selbst schuld an ihrer Situation. Denn in der Leistungsgesellschaft könne es doch jede*r schaffen, wenn sie*r sich anstrengt. Menschen aus der Arbeiter*innen- und materiellen Armutsklasse seien zu ‚faul‘ und zu ‚dumm‘, so die Vorurteile (vgl. Seeck 2020, 17). In kapitalistischen Gesellschaften ist diese wie auch andere menschenverachtende Einstellungen verwurzelt, wir wachsen mit ihr auf und bekommen sie schon früh durch Institutionen wie die Schule oder im Fernsehen vermittelt – bis wir es auch als Diskriminierte glauben. So wird die Illusion einer Gesellschaft von Gleichen aufrechterhalten, anstatt das erkannt wird: Der Reichtum und Wohlstand einiger Wenigen baut auf der Ausbeutung der anderen Vielen auf.

Auch bezüglich der politischen Einstellungen von Menschen, die negativ von Klassismus betroffen sind, gibt es Vorurteile: sie seien uninteressiert, würden die Zusammenhänge nicht sehen, seien rechts und würden entsprechend wählen. Mit diesen Vorurteilen wollen wir aufräumen. Wir möchten thematisieren, dass Menschen, die (intersektional) diskriminiert werden, auch in politischen Kontexten Begrenzungen und Ausschlüsse erfahren. Und das zeigt sich auch in linken Bewegungen. Darüber sind wir ins Gespräch gekommen – und wir möchten anregen, dass über Klassenunterschiede gesprochen wird und jene hinterfragt werden: in jeder Gruppe, die (links-)politisch engagiert ist, in jeder Bewegungsorganisation, in der öffentlichen Debatte. Denn wir sind davon überzeugt: für ein linkes Gesellschaftsprojekt einer sozial gerechte(re)n Gesellschaft, brauchen wir eine Öffnung für

23 Auch hier würden wir gern alle Wegbereiter*innen und heutigen Gruppen aufzählen, die so wichtige Politarbeit machen: von den Prololesben und Selbstorganisation der Schwarzer Frauen über Erwerbsloseninitiativen bis hin zu Organisationen von Studierenden. Fühlt euch alle gemeint: Danke!

diejenigen, die im Kapitalismus ausgebeutet, abgewertet und an den Rand gedrängt werden.

Welche Hindernisse und Herausforderungen erschweren und verhindern die Politisierung von Menschen aus der Arbeiter*innen- und materiellen Armutsklasse? Welche Widerstände sorgen dafür, dass sie nicht politisch aktiv werden oder bleiben können? Was verletzt und zwingt zu Rückzug? Wir verweilen nicht in Kritik, sondern fragen uns: Wie wird Politisierung trotzdem ermöglicht? Was >> empowert? Welche Veränderungen brauchen unsere Organisationen, unsere Beziehungen und unsere Räume? Wie können wir nach innen solidarischer und bedürfnisorientierter und nach außen anticlassistisch(er) handeln? Wie stärken wir unsere Zusammenschlüsse? Im Rahmen der Jahrestagung des Instituts für Protest- und Bewegungsforschung 2021 mit dem Titel *Soziale Bewegungen und die soziale Frage* haben Tanja und Dani eine Gesprächsrunde organisiert, in der persönliche Erfahrungen im Hinblick auf einige dieser Fragen geteilt worden sind. Diese >> aktivistischen Perspektiven auf (Anti-)Klassismus in sozialen Bewegungen haben wir hier verschriftlicht.

Tanja hat die Arbeit des Bildungs- und Politikkollektivs, für das Dani hier schreibt, ab dem ersten Workshop inspiriert und unterstützt. Die Gesprächspartner*innen Maja, Marie, Frede und Thao haben wie Tanja Beiträge im Sammelband *Klassenfahrt*, herausgegeben von Frede mit Julian Knop, veröffentlicht. Im Anschluss an die Gesprächsrunde haben die Autor*innen aus ihren Beiträgen vorgelesen.

Aktiv werden!

Tanja: Wie habt ihr euch politisiert? Wie seid ihr dazu gekommen, euch als politische Menschen zu begreifen?

Marie: Ich kann mich noch ziemlich gut an eine ganz krasse Wut erinnern, an ein Gefühl von allgemeiner Ungerechtigkeit. Da war ich 13 oder 14, als mir die Welt so unfair erschien und ich mir gesagt habe: mensch kriegt im Leben nichts geschenkt, also muss ich mich selbst gegen Ungerechtigkeit und dafür, dass dieses Gefühl weggeht, einsetzen.

Maja: Ich habe das ähnlich wie Marie erlebt. Vor allem aus eigener >> Positioniertheit heraus habe ich gemerkt, dass Personen mit unterschiedlichen Positionierungen in der Welt unterschiedliche Erfahrungen machen, Ausschlüsse erfahren und z.B. mit Rassismus, Klassismus oder >> Ableismus konfrontiert sind. Das hat bei mir ein großes Wutgefühl ausgelöst – aber auch das Gefühl, dass man selbst etwas tun kann. Dieser Optimismus mit einer Prise >> Utopie hat mir

eine Perspektive für die Zukunft gegeben: wir können das besser machen. Und die Verantwortung dafür, dass es besser wird, liegt auch bei mir.

Ich habe dann langsam angefangen, mich in linken Gruppen zu organisieren und engagieren. Auch in diesen Gruppen habe ich stark gemerkt, dass Personen ganz unterschiedliche Erfahrungen machen. Ich habe zuhause andere Erfahrungen gemacht und anders gesprochen, als es in den Gruppen normal war. Schnell habe ich gefühlt, dass ich mich dieser anderen Norm anpassen muss. Obwohl es in linken Polit-Kreisen anders sein sollte als gesamtgesellschaftlich, musste ich feststellen, dass es dort auch Rassismus, Klassismus etc. gab und gibt.

Das Organisieren und Aktiv -Sein in Gruppen ist eine Form von Politisierung oder Engagement, die zählbar ist. Ich möchte nicht unsichtbar lassen, was gleichzeitig zuhause passiert ist, z.B. Personen zur Ausländerbehörde zu begleiten oder den Cousins Nachhilfe geben. Politisierung im Privaten und in Gruppen sind Formen bzw. Orte der Politisierung, die jeweils eigene Schwierigkeiten und Potenziale mitbringen.

Thao: Ich kann mich auch nicht an ein konkretes Schlüsselereignis der Politisierung erinnern, sondern wie Maja habe ich gemerkt, dass ich mit bestimmten Voraussetzungen – oder eben auch fehlenden Voraussetzungen – auf diese Welt gekommen bin. Ich bin in eine bestimmte Familienkonstellation hineingeboren, die meinen Handlungsrahmen mitbestimmt. Mein Weg in diesem System wurde mir vorgelegt.

Ich bin in einem ziemlich migrantischen Arbeiter*innenviertel in Hamburg aufgewachsen. >> Gentrifizierung, >> Segregation und Armut waren dort alltägliche Probleme, die mich sehr stark betroffen haben. Dafür war konstant ein sehr großes Bewusstsein da. Erfahrungen von Rassismus und Klassismus haben eine entscheidende Rolle dabei gespielt, wie sich mein Weg geformt hat und welche Kämpfe ich zu führen hatte. Mein Leben war automatisch politisch, ich konnte mir das nicht aussuchen.

In Gruppen habe ich dann ähnliche Erfahrungen gemacht wie Maja. Ich habe lange gebraucht zu verstehen, wie mein eigener Aktivismus aussehen soll.

Frede: Ich frage mich immer wieder, ob ich mich in der Zeit meines Studiums zufällig politisiert habe. Gleichzeitig hat Thao einen guten Punkt genannt: eigentlich ist schon das ganze Leben politisch. Deswegen kann Politisierung vielleicht doch kein Zufall sein. Jedenfalls habe ich mich erst nachdem ich angefangen habe zu studieren als politisch begriffen bzw. habe wahrgenommen, dass ich mich in

einem Prozess der Politisierung befinde. Politisiert habe ich mich zunächst nicht über (Anti-)Klassismus, sondern über meine >> Queerness und über eine linke queerfeministische Community im weitesten Sinne bzw. über Einzelpersonen.

Tanja: Maja, du beschreibst Erfahrungen in Polit-Gruppen, die mich an das Hochstapler*innensyndrom denken lassen. Damit beschreiben viele Menschen, die aus der materiellen Armuts- oder Arbeiter*innenklasse sind und ein Studium aufnehmen das Gefühl, an der Uni fehl am Platz zu sein. Trifft das auf deine Erfahrungen in politischen Bewegungskontexten zu?

Maja: Als ich mich mit ca. 14 erstmals in linken Gruppen organisiert habe, konnte ich das Hochstapler*innensyndrom noch nicht benennen und zu Ende fühlen. Heute würde ich sagen, dass ich sowohl in linken Kreisen als auch überall anders mit dem Hochstapler*innensyndrom zu kämpfen habe. Was ich aber damals schon gemerkt habe: viele Begriffe, mit denen in Polit-Gruppen gearbeitet wird, verstand ich nicht richtig. Auch bei Normen, die nicht über Sprache funktionieren, sondern die man sieht und mit dem sogenannten >> Habitus zu tun haben, habe ich Unterschiede bemerkt: wie gebe ich mich? Wie sitze ich? Wie esse ich? Wie kleide ich mich? Damals dachte ich die ganze Zeit: ich bin falsch und ich mache das nicht richtig. Ich konnte nicht benennen, dass alles, was um mich herum passierte unfair oder ausschließend war. Erst später, als ich jene Begriffe, dieses Vokabular, Austausch darüber und >> Empowerment-Räume – also Räume, in denen man sich selbst ermächtigen kann – kennengelernt habe, konnte ich die Puzzle-Teile zusammensetzen. Heute kann ich auf mein 14-jähriges Ich blicken und einordnen, dass ich ausschließende Erfahrungen gemacht habe. Heute kann ich verstehen, dass die Art und Weise, wie man spricht und sich gibt an den Kontext geknüpft ist, aus dem man kommt. Ich wünschte, ich hätte das viel früher verstanden und die Schuld für diese Erfahrungen nicht bei mir gesucht.

Thao: Mir ging's sehr ähnlich. Meine ersten Bewegungsschritte habe ich in der Anti-Atomkraft-Bewegung und der Grünen Jugend gemacht. In diesen Räumen habe ich mich nie wohlfühlt. Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, ich werde dafür verurteilt wie ich aussehe und wie mein Konsumverhalten ist. Ich hatte das Gefühl, dass viele andere Lebensrealitäten gar nicht in den Blick genommen wurden und der Fokus sehr stark auf Konsumkritik lag. Den Anpassungsdruck habe ich als hoch wahrgenommen. Maja hat Sprache als Abgrenzungsmechanismus schon genannt. Aber auch >> Szene-Codes oder Szene-Kleidung erfüllen diese Funktion. Ich hatte das Gefühl, ich sehe ganz

anders aus, ich verhalte mich auch nicht richtig und bin hier ganz falsch. Diese Scham oder diese Angst vor >> Stigmatisierung hat mich dann teilweise auch daran gehindert, mich in diesen Kreisen weiter zu organisieren.

Marie: Daran kann ich gut anknüpfen, Thao. Meine erste Organisation war in einer großen Umweltorganisation. Ich habe mich da auch nie so richtig wohl und zuhause gefühlt, sondern hatte viel mit >> Klassensham zu kämpfen – also mit dem Gefühl, dass das, wie ich in meiner Herkunftsfamilie lebe, nicht das ist, was hier als toll angesehen wird. Meine Eltern sind nicht ausschließlich im Bio-Laden einkaufen gegangen, ich habe keine Fair-Trade-Klamotten getragen, ich konnte nicht akademisch sprechen. Darauf folgen ganz viele Dinge: dass dir nicht zugehört wird, dass mensch sich außen vor fühlt und das Gefühl hat, die Kämpfe, die hier gekämpft werden, sind nicht meine Kämpfe. Das hatte ich ganz stark. Klassensham ist z.B. auch ein Grund dafür, dass ich Vegetarier*in geworden bin – ich habe nicht ausgehalten, davon abzuweichen, kein Fleisch zu essen und sich Tofu leisten zu können. Ich kann mir vorstellen, dass das Menschen kennen, die einen ähnlichen Hintergrund haben und sich in Umweltkontexten politisieren.

Tanja: Dazu gibt es einen tollen englischsprachigen Text mit dem Zitat „Tofu is a class issue“ (Leondar Wright o.J.).

Frede: Mit dem Hochstapler*innensyndrom kann ich viel anfangen – einerseits kenne ich das aus Uni-Kontexten und Polit-Gruppen, in denen sich viele Studierende organisiert haben, andererseits ist das auch ein Phänomen in queeren Kreisen: bin ich queer, trans* oder schwul genug als trans* Person, die ich bin?

Aktiv bleiben!

Tanja: Ihr beschreibt Ausschlussmechanismen wie das Kritisiert-Werden fürs Abweichen von Normen. Ihr beschreibt Widerstände und Gefühle des Nicht-Dazu-Passens. Und ihr beschreibt als Folge den Anpassungsdruck, z.B. eine bestimmte Sprache zu erlernen. Nun seid ihr weiterhin in unterschiedlichen Kontexten politisch aktiv und macht fantastische Dinge. Wie seid ihr trotz alledem dageblieben?

Frede: Mich motivieren Empowerment-Erfahrungen. Im Laufe der letzten Jahre habe ich immer wieder politisierte Personen kennengelernt, die Erfahrungen teilen, die ich gemacht habe. Sich zu vernetzen, zu verbünden und Räume zu haben, in denen über diese

Erfahrungen gesprochen werden kann, motiviert mich, politisch aktiv zu bleiben.

Maja: Ich habe ähnliche Erfahrungen gemacht. Gleichzeitig finde ich für's Dabeibleiben wichtig, diskriminierende Erfahrungen, die überall in der Gesellschaft gemacht werden, nicht auch in selbstorganisierten Gruppen zu machen. Wir leben in einem unterdrückenden System, in dem Menschen gegeneinander ausgespielt werden und unter menschenrechtsverletzenden Bedingungen arbeiten. Im Kapitalismus gibt es Rassismus und Klassismus, es gibt Armut und Abschiebungen. Dafür sind wir im Einzelnen nicht verantwortlich. Klar, von mir und meinen Freund*innen kenne ich ein Verantwortungsgefühl, es für nachfolgende Generationen besser machen zu wollen und solidarisch für diejenigen, denen es schlechter geht, mitzukämpfen. Doch zunächst sind wir dafür verantwortlich, was auf einer zwischenmenschlichen Ebene – also zwischen dir und mir – passiert. Ich als Einzelperson habe eine Verantwortung dafür, mich für Themen, die mich nicht negativ betreffen und Erfahrungen, die ich aufgrund meiner Positionierung nicht mitbringe, zu sensibilisieren. Von Personen, die mit mir politisch organisiert sind, erwarte ich diese Erkenntnis oder möchte sie zumindest einfordern können. Politisierung und Politisch-aktiv-Sein ist ein Entlern-Prozess von diskriminierenden Denk- und Handlungsweisen. Individuelle Konsumkritik, die ihr erwähnt habt, ist für mich eine diskriminierende Falle, in die wir nicht tapen dürfen.

Übrigens denke ich, dass Personen, die Diskriminierung erfahren, niemandem schulden, diese gesellschaftlichen Missstände zu thematisieren, dabei federführend zu sein oder sie sogar zu lösen. Ich bin ein Fan von >> Selbstfürsorge!

Thao: Ich habe lange meine eigene Identität rund um politischen Aktivismus konstruiert. Das war zu viel, das hat mich zerrissen und mich teilweise an meine Grenzen gebracht. Dabeizubleiben ist also eine Frage der Ressourcen. Gemeinsam ressourcenorientiert zu arbeiten, Energie einzuteilen, sensibel für unterschiedliche Ressourcen zu sein und nicht selbst >> ableistischen Tendenzen zu verfallen, finde ich deshalb wichtig.

Gleichzeitig muss ich mir immer wieder vergegenwärtigen: warum mache ich das eigentlich? Was ist meine Vision eines gleichberechtigten Lebens und einer Gesellschaft für uns alle? Das bespreche ich auch gern mit Menschen aus älteren Generationen, um von ihnen zu lernen. Auch wenn immer wieder die gleichen Kämpfe gekämpft werden, tanke ich dabei Kraft.

Tanja: Ich freue mich immer, wenn ich in der Bewegungsgeschichte und von Menschen, die vorgekämpft haben, Worte und Formulierungen finde, die meinem Gefühl entsprechen und die ich weitertragen kann, um zu verkünden: Du bist nicht allein! Nimm' dir das Recht und den Raum die Politik zu machen, die dir gut tut – mit Menschen, die dir guttun. Und lass' dabei weg, was dir nicht guttut!

Danke Thao, dass du auch das Thema Ressourcen aufbringst. Das, was Menschen als Aktivismus empfinden oder als aktivistisch gefeiert wird, muss man auch erstmal leisten können. Dafür braucht man Zeit, Geld und Repräsentationsmöglichkeiten.

Marie: Ich stimme euch in allen Punkten zu. Wenn ich in die Vergangenheit blicke, merke ich, dass verbündete Menschen für mich sehr wichtig waren. Ich hätte bestimmt den Mut verloren, mit anderen solidarisch zu kämpfen, wenn ich nicht immer wieder Menschen gehabt hätte, mit denen ich mich verbunden gefühlt habe. Gerade in politischen Kontexten waren das oft Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben; vor denen ich mich nicht rechtfertigen musste; mit denen ich gewisse Positionen geteilt habe, weil wir ähnliche Lebensrealitäten hatten. Wir dürfen nicht unterschätzen, dass Menschen ein großes Bedürfnis nach Verbundenheit, Beziehungen und Austausch haben. Und manchmal geht das am besten mit denen, mit denen wir ähnliche Erfahrungen teilen.

Was mir auch Widerstandskraft gibt, ist, wenn ich empowernde Texte lese oder Menschen zuhöre und mir dabei denke: genau, so sehe ich das auch! Das verleiht mir Stärke, um mich weiter mit den Kämpfen auseinanderzusetzen. Sich nur auf das Negative zu konzentrieren, kann schmerzhaft sein. Ich kann es auch, wie von Maja angesprochen, komplett lassen – ich frage mich nur, wie lange das gut geht. Andere Menschen können das vielleicht, mir persönlich fällt das schwer.

Maja: Thao, ich greife dein Vergegenwärtigen, wofür man kämpft, auf. Denn damit verbinde ich Ziele zu setzen – auch Unterziele, die einzelne Aspekte eines übergeordneten Ziels beinhalten, aber Auswirkungen auf alle haben. So können wir punktuell kleine Erfolge feiern. Das Berliner Landesantidiskriminierungsgesetz – wenn auch nicht perfekt und z.B. aus anticlassistischer Perspektive kritisierbar – ist so ein Erfolg, den wir jahrelanger migrantischer Selbstorganisation zu verdanken haben. Der Migrationsrat und viele weitere Organisationen haben sich dafür eingesetzt, dass wir nun etwas haben, worauf wir uns rechtlich beziehen können, wenn wir diskriminiert werden. Kleinere Erfolge in Polit-Gruppen, in Familien oder auf struktureller Ebene sind wichtig für positives und utopisches

Denken. Wir brauchen Visionen, um nicht kaputt zu gehen. Mentale Gesundheit und Ressourcen mitdenken ist wichtig.

Tanja: Ja, das Berliner Landesantidiskriminierungsgesetz benennt – anders als andere Antidiskriminierungsgesetzgebung – soziale Herkunft das erste Mal als Diskriminierungsmerkmal mit. Wenn wir damit irgendwann mal die Jobcenter verklagen können, bin ich richtig glücklich! Das sehen nicht alle so und gerade der antiklassistische Kampf wird oft verkürzt als einer kritisiert, der nur zum Ziel habe, ‚netter zu den Armen zu sein‘. Natürlich wollen wir am Ende den Kapitalismus abschaffen, wollen das gute Leben für alle mit radikaler Gleichheit. Aber ich finde es überhaupt nicht verwerflich, innerhalb des Systems für Verbesserungen zu kämpfen – für bessere Lebensbedingungen im Hier und Jetzt. Ich bin keine Freundin der Verelendungsthese, die besagt, dass es den Arbeiter*innen nur schlecht genug gehen muss, damit sie aufstehen. Das habe ich bei meiner Herkunftsfamilie und auch bei anderen Leuten nicht gesehen, die von diesem System kaputt gemacht und ausgebeutet werden. Ihr habt Faktoren genannt, die das Politisch-aktiv-Bleiben erschweren können. Und ihr habt geteilt, was euch das Aktiv-Bleiben erleichtert. Welche weiteren Negativ- aber auch Positiv-Beispiele in eurer politischen Praxis habt ihr?

Frede: Für mich ist jeder kleine Schritt, jeder Erfolg in verschiedenen Bereichen, egal ob in den letzten Jahren oder im letzten Jahrhundert, ein Positiv-Beispiel. Jeder einzelne Streik von Arbeiter*innen, z.B. von Pfleger*innen 2021 in Berlin, aber auch außerhalb des deutschsprachigen Raums. Die Organisierung der *Prololesben* ist ein weiteres Positiv-Beispiel. Auch Sammelband-Veröffentlichungen für die Sichtbarkeit von Themen sind Erfolge, für Klassismus können da z.B. *Klassismus und Wissenschaft, Solidarisch gegen Klassismus* oder unser Sammelband *Klassenfahrt* genannt werden.

Marie: Es gibt so viele Negativ-Beispiele, die mich so wütend machen, dass ich sie meistens wieder vergesse. Deswegen ein Positiv-Beispiel aus meiner eigenen politischen Biografie zu einer Zeit, in der ich viele Begriffe noch nicht wirklich kannte: nach der Phase in der Umweltorganisation habe ich mich relativ schnell in einer >> FLINTA-Gruppe in einem Jugendzentrum ohne aktive Sozialarbeiter*innen wiedergefunden. Wir waren auf uns gestellt und hatten einen eigenen Raum. Es war cool, dass wir nicht von erwachsenen Menschen belangt wurden. Die meisten hatten keinen akademischen Hintergrund und waren nicht *weiß* und nicht alle waren hetero. Das war für mich eine wichtige Zeit, auch für meine Politisierung. Ich habe Verbundenheit gespürt. Es ging auf einmal nicht darum, Kämpfe

zu kämpfen, mit denen ich nichts zu tun habe, sondern ich habe angefangen, meine eigenen Kämpfe zu führen und für mich einzustehen – auf einer persönlichen und politischen Ebene. Dabei habe ich begriffen, dass, wenn Menschen zusammenhalten und Erfahrungen teilen, dann hat das eine krasse Strahlkraft. Ich bin für diese Zeit sehr dankbar und wünsche sie so ähnlich auch anderen!

Thao: Coole Erfahrungen mache ich in politischen Räumen, die sich intersektional verstehen, d.h. wo Kategorien wie >> ‚race‘, class (Klasse) und >> gender zusammengedacht werden – und wo class nicht hinten runterfällt. In solchen Räumen ist für mich empowernd, über meine Scham zu reden und dass sie verschwinden kann. Ich denke, viele Menschen, die aus Arbeiter*innenfamilien kommen, kennen auch diese Form von Scham bzw. tragen sie immer mit sich herum: Die Scham darüber, woher sie kommen und dass sie darauf reduziert werden. Scham lebt davon, dass man sie verschweigt und vertuscht. Sie kann verschwinden, wenn man sie sich genau anschaut und sie genau benennt. Das vor allem mit Freund*innen zu tun, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, ist für mich emanzipatorisch und heilend.

Maja: Danke für's Teilen. Ich kann da gut mitgehen. Mir hat mein eigener Weiterbildungsprozess geholfen – damit meine ich einerseits Dinge und Zusammenhänge aus einer wissenschaftlichen Perspektive zu verstehen, andererseits Fragen an meine Familie, an meine Eltern zu stellen und über Zustände zu sprechen. Ich habe zum Beispiel gefragt: warum dürfen manche Menschen nicht in Deutschland arbeiten? Warum dürfen manche Menschen nicht mehr in Deutschland leben und werden abgeschoben? Warum haben manche Menschen kein Geld? Deshalb traue ich mich auch heute, diese Fragen zu stellen und zu erkennen, dass das keine individuellen, sondern strukturelle Probleme sind.

Ich kann gerne ein paar Projekte in Berlin nennen, die wichtige Arbeit machen: der *Migrationsrat*, *RomaniPhen e.V.* – ein Kollektiv von Romnja* und Sintezi* – *Jewish Intersectional* sind Beispiele für Projekte, die community-basiert arbeiten und Menschen mit ähnlichen Erfahrungen und Positionierungen versammeln. Das sorgt dafür, dass man in einem >> safer space ist.

Ich greife Fredes Blick in die Vergangenheit auf: Ich finde auch wichtig, sichtbar zu machen, dass uns der Weg in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten geebnet wurde. Neue Projekte bauen auf der Arbeit, der Kritik, dem Widerstand von beispielsweise Gastarbeiter*innen, Vertragsarbeiter*innen, queeren Menschen auf – Menschen, die vor uns da waren und Dinge für uns erkämpft haben.

*Eine Anmerkung zum Schluss: Ich begrüße auch, dass medial oder im Kunst- und Kulturbereich erkannt wird, dass >> diversity – sprich die Zusammensetzung von unterschiedlichen Perspektiven – sehr wichtig ist. Aber es darf nicht auf der Repräsentationsebene bleiben, sondern die Strukturen müssen sich ändern, Unterdrückung muss aufhören! Es bringt z.B. nichts, migrantische Arbeiter*innen auf Zeitschriftencovers abzubilden, wenn die Zeitschrift voll mit rassistischen und klassistischen Artikeln ist.*

*Tanja: Ihr sprecht intersektionale Verschränkungen, beispielsweise von Rassismus und Klassismus an. In meiner Wahrnehmung sind diese Verschränkungen in den letzten Jahren benennbarer gemacht worden. Das liegt unter anderem daran, dass man heute eher weiß: es gibt auch Klassismus. Und das wiederum liegt an Menschen wie euch, die sich mit ihren Biografien zeigen, Erfahrungen teilen und politische Kämpfe führen. Wir danken euch herzlich für das Gespräch und freuen uns auf eure Texte aus dem Sammelband *Klassenfahrt*.*

Reflexionsfragen – ein Angebot für dich oder deine Gruppe

Wir laden dich ein, dir allein, mit Freund*innen oder mit deiner Gruppe die folgenden Fragen zu stellen. Die Fragen können dich und euch dabei unterstützen, über Klasse, Klassenunterschiede und Klassismus ins Gespräch zu kommen. Sie sind eine Möglichkeit deine und eure Beziehung zu reflektieren und gemeinsam zu lernen, um eure Praxis zu verändern. Es handelt sich dabei um keinen vollständigen Fragenkatalog. Die meisten Fragen sind so gestellt, dass du sie unabhängig von deinem Klassenhintergrund beantworten kannst. Über Klassismus zu sprechen kann emotional aufwühlend, anstrengend und verletzend sein. Das kann Gefühle wie Trauer, Scham und Wut auslösen. Bleib' bei dir und achte darauf, wie es dir dabei geht. Nimm dir Auszeiten oder verschaffe dir Räume, die dir guttun. Nicht alle Fragen müssen beantwortet werden – erst recht nicht auf einmal. Die Fragen fokussieren sich wie unser Beitrag auf Klassismus, können aber auch vor dem Hintergrund deiner gesellschaftlichen Position neben Klasse bzw. mit Blick auf intersektionale Diskriminierungserfahrungen gelesen werden.

Der erste Fragenblock ist allgemeiner formuliert und kann auch ohne Gruppenerfahrung beantwortet werden. Der zweite Block baut auf dem ersten auf und adressiert Gruppenkontexte.

Was verbindest du mit dem Begriff Klasse?

- Falls du negative Assoziationen hast: woher kommen diese ganz konkret?

- Hast du schon einmal über deine Klassenherkunft und deine Klassenposition nachgedacht? Wie ging es dir dabei? Welche Gefühle hattest du?
- Kannst du deine Klassenherkunft und -position benennen? Wenn nicht: was brauchst du, damit du es kannst?²⁴ Welche >> Privilegien gehen mit deiner Klassenherkunft und -position einher? Wie kannst du sie nutzen?
- Inwiefern fühlst du dich von Klassismus betroffen?
- Wo und wie zeigt sich Klassismus in deinem Leben, in deinem Alltag?
- Wie begegnest du Situationen, in denen Klassismus eine Rolle spielt?
- Inwiefern und in welchen Situationen hast du selbst klassistische Gedanken oder handelst klassistisch?
- Kennst du die Klassenhintergründe deiner Beziehungen, z.B. deiner Freund*innen oder deiner politischen Kontakte? Kannst du sie einschätzen? Woran machst du sie fest? Inwiefern verändert das deine Wahrnehmung der Menschen und den Umgang mit ihnen?
- Sprichst du mit Menschen in deinem Umfeld bzw. mit politischen Kontakten über Geld oder Geldsorgen? Mit wem genau und warum? Mit wem nicht und warum nicht? Was brauchst du, um darüber sprechen zu können?
- Wenn du dich negativ von Klassismus betroffen fühlst: was tut dir im Alltag gut, um mit negativen Erfahrungen und Verletzungen umzugehen? Was tut dir nicht gut?
- Kannst du über diese Erfahrungen sprechen? Mit wem kannst du das? Was brauchst du, um darüber sprechen zu können?
- Inwiefern suchst du dir Unterstützung? Kannst du sie annehmen? Welche Unterstützung wünschst du dir? Von wem (nicht) und warum? Was brauchst du, um sie suchen und annehmen zu können?
- Wo, wann und wie spürst du, dass sich Klassismus mit anderen Unterdrückungserfahrungen verschränkt?
- Wo, wann und wie hast du in deinem Politisierungsprozess die Bedeutung deiner Klassenherkunft oder Klassenposition gespürt?

Wie fühlst du dich in der Gruppe und woran liegt es, dass du dich so fühlst? Was brauchst du, um dich wohler zu fühlen?

24 Auf <http://www.activistclasscultures.org/whats-your-class-path> findest du eine englische Unterstützung, um dir über Klassenherkunft, -position und -pfad Gedanken zu machen.

- Hast du mit deiner Gruppe schonmal über eure jeweilige Klassenherkunft und -position gesprochen? Wie ging es dir dabei? Welche Gefühle hattest du?
- Wie setzt sich deine Gruppe hinsichtlich der Klassenherkunft und -position zusammen?
- Welche Gründe vermutest du dahinter, dass die Gruppe diese Zusammensetzung hat?
- Welche Anforderungen stellst du/stellt ihr an neue Mitglieder? Wie können diese ausschließend wirken?
- Welche unausgesprochenen >> codes gibt es in deiner Gruppe? Wie können diese ausschließend wirken?
- Zu welchen Zeiten und in welchen Räumen trifft ihr euch?
- Inwiefern habt ihr den Anspruch, anticlassistisch nach innen und nach außen zu handeln?
- Wodurch zeigen sich Klassenunterschiede und Klassismus in eurer Praxis innerhalb der Gruppe?
- Inwiefern sprichst du mit der Gruppe über Klassenunterschiede und Klassismus innerhalb der Gruppe? Wer spricht darüber? Wie reagierst du darauf?
- Welche Anforderungen stellst du an deine Gruppenmitglieder?
- Inwiefern sprichst du mit deiner Gruppe über Ressourcen wie Geld, Zeit, Mobilität, Wohnort, Bildung etc.? Wer spricht diese Themen an? Wie geht es dir mit den Gesprächen?
- Wie wird in deiner Gruppe gesprochen? Wie sprichst du? Wie kommuniziert ihr nach außen, also in die Öffentlichkeit?
- Wieviel Redezeit nimmst du dir? Wie viel Redezeit lässt du anderen?
- Hast du das Gefühl, dir wird zugehört? Woran liegt es, dass dir (nicht) zugehört wird?
- Wer übernimmt welche Aufgaben? Wer übernimmt eher unsichtbare Arbeit? Warum? Inwiefern gibt es eine feste Rollenverteilung?
- Wie trifft ihr Entscheidungen? Wer setzt sich bei Entscheidungen eher durch?
- Wem traust du mehr zu als anderen? Warum?
- Was traust du dir zu? Inwiefern hast du das Gefühl, dass dir die Gruppe etwas zutraut?
- Wie leicht oder schwer ist es für dich, in der Gruppe aktiv zu sein? Was erleichtert oder erschwert dich, aktiv zu bleiben?
- Wann und wie fühlst du dich aufgrund deines Klassenhintergrunds ausgeschlossen? Wie gehst du damit um?

- Bist du oder sind Menschen aufgrund von Hindernissen, die mit Klassenherkunft und -position zu tun haben, schonmal ausgestiegen? Wie bist du damit umgegangen?
- Wann und wie bist du sonst darauf aufmerksam (gemacht) (ge) worden, dass eure Gruppe Menschen aufgrund von Klassenunterschieden ausschließt? Wie hast du reagiert?
- Wie könnt ihr es leichter machen, in der Gruppe aktiv zu werden und zu bleiben? Was brauchst du von privilegiierteren Gruppenmitgliedern?
- Wen siehst du in deiner Gruppe als verbündete Person? Warum? Wie können mehr Personen zu deinen Verbündeten werden?
- Was empowert dich im Rahmen deiner Gruppe und politischen Arbeit?
- Was möchtest du zum Thema (Anti-)Klassismus lernen? Wie kannst du dazulernen? Welche Widerstände hast du dagegen?

Falls du allein oder mit einer Gruppe mit diesen Reflexionsfragen gearbeitet hast, würden wir uns sehr über ein Feedback oder einen anonymisierten Erfahrungsbericht freuen. Wenn du allein oder mit deiner Gruppe Unterstützung für diese Auseinandersetzung suchst, melde dich gerne: mail@kikk-kollektiv.org

Quellen

- Abou, Tanja. 2017. *Klassismus. Oder: Was meine ich eigentlich, wenn ich von Klassismus spreche? Eine Annäherung*. Düsseldorf: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e. V. (IDA). Online unter: https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2020/12/ida_klassismus_endgltige_version_vielfalt_mediathek_ohne_demokratie_leben.pdf [zuletzt abgerufen am 20.01.2022].
- Altieri, Riccardo und Hüttner, Bernd (Hrsg.). 2021. *Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien*. Reihe Hochschule Bd. 13. Marburg: BdWi-Verlag.
- hooks, bell. 2020. *Die Bedeutung von Klasse*. Münster: UNRAST.
- Kemper, Andreas und Weinbach, Heike. 2009. *Klassismus. Eine Einführung*. Münster: UNRAST.
- Knop, Julian und Macioszek, Frede (Hrsg.). 2022. *Klassenfahrt. 63 persönliche Geschichten zu Klassismus und feinen Unterschieden*. Münster: edition assemblage.
- Leondar-Wright, Betsy. o.J. It's not „them” – it's us! Online unter: http://www.classmatters.org/2006_07/its-not-them.php.

- Seeck, Francis. 2020. Hä, was heißt denn Klassismus? In *Solidarisch gegen Klassismus organisieren, intervenieren, umverteilen*, herausgegeben von Seeck, Francis und Theißl, Brigitte. Münster: UNRAST.
- Sommer, Moritz, Dieter Rucht, Sebastian Haunss und Sabrina Zajak. 2019. Fridays for Future. Profil, Entstehung und Perspektiven der Protestbewegung in Deutschland, ipb working paper series, 2/2019. Berlin: ipb. Online unter: https://protestinstitut.eu/wp-content/uploads/2021/03/ipb-working-paper_FFF_final_online.pdf [zuletzt abgerufen am 20.01.2022].

Was braucht eine vielfältige Politik?

Eine subjektive Anleitung

Kasia Lorenc

Es ist Sommer 2021. Vor einem Jahr wurde ich von einer Freundin, gemeinsam mit Menschen polnischer Herkunft, die etwas bewegen wollten, angesprochen. Ich habe mich auf den Wahlzettel des Essener >> Integrationsrates setzen lassen. Die Motivation, die ich anfangs verspürt habe, ist in den letzten zwölf Monaten abwechselnd verpufft und gestärkt worden, kontinuierlich gestiegen, um dann wieder zu fallen. Oft fragte ich mich, was ich persönlich für (m)eine maßgeschneiderte Politik der Vielfalt brauche. So entstand diese subjektive Anleitung.

Eine vielfältige Politik braucht Empathie. Sie benötigt Mentoring und Guidance für Newcomer*innen, statt Bashing im Sinne – „was machen Sie hier?“ und „das wissen Sie nicht?“. Fragen stellen und gefragt werden, nicht verstehen und nachhaken, sich unsicher zu sein und eine Antwort fordern. Und Politik der Zugezogenen braucht auch noch Geduld. Geduld, für die vielleicht nicht perfekt formulierte Anfrage, für den Moment des Black-Outs, wenn ein Mikrofon vor einem steht und rot leuchtet, für die zittrige Stimme und die weichen Knie, für die einfache Sprache und abweichende Betonung. Eine vielfältige Politik braucht eine Akzentuierung auf das *Was*, nicht auf das *Wie*.

Eine vielfältige Politik braucht Variationsbreite. Eine vielfältige Politik braucht nicht die Norm. Noch neulich debattierte ich, ob Impfbusse rausfahren sollen, ob Impfangebote an die Menschen getragen werden sollen, ob Impfgelegenheiten im Außenbereich förderlich sein können. Und schwer zu glauben, aber es gibt diejenigen, die zwar Offenheit deklarieren, sie aber nicht leben.

Eine vielfältige Politik braucht Bindung. Echte Bindung. Erschreckend begegnete ich innerhalb des Gremiums Menschen, die die Arbeit (und somit die Mitglieder?) des Integrationsrates für unnötig halten. Die auf der Skala zwischen: „Wir schaffen es“ und: „Wir wollen das gar nicht schaffen“ letzteres befürworten. Vielleicht naiv, aber vielleicht auch genau richtig, sehe ich die Aufgaben der Integrationsräte schon alleine darin, dass sie sich gemeinsam und stark, dennoch kritisch und reflektierend im erstgenannten Bereich positionieren.

Eine vielfältige Politik braucht Sprachen. Für mich gehört Sprache zur Willkommenskultur eines (Bundes-)Landes. Und das gilt nicht nur für die Prestigesprachen. Eine vielfältige Politik braucht eine neue Mehrsprachigkeit in den Kulturbetrieben und Institutionen, die an der

Produktion und Vermittlung von kultureller und politischer Bildung beteiligt sind; eine Mehrsprachigkeit, die die unterschiedlichen Gemeinschaften der jeweiligen Stadt widerspiegelt.

Eine vielfältige Politik braucht ein demokratisches Geben und Nehmen. „Die Migrant*innen *sollen...*“, „Die Einwanderer*innen *müssen...*“. Merken Sie selbst, oder? Wie wäre es *zudem* mit „Die Zugezogenen *können...*“, „Die Zugewanderten *dürfen...*“.

Eine vielfältige Politik braucht Orte der Begegnung. Eine vielfältige Politik braucht keine Denkmäler.

Eine vielfältige Politik braucht durchaus streitbare Persönlichkeiten. Aber eben solche, die andere Ansichten und Meinungen neben der eigenen gelten lassen können.

Es ist Sommer 2021 im Beuys-Jahr. Seit Monaten kursiert sein Begriff der direkten Demokratie. Es gibt keine Zeitung und kein Magazin, die dieses Plädoyer nicht aufgegriffen hätte. Eine vielfältige Politik muss mehr fragen und befragen, statt anzunehmen.

„Man kann sich keine Sachen ausmalen, die man nicht kennt“: Ein Gespräch über Zugänge und Hürden auf dem Weg der Politisierung

Cec, Mitte 20, wohnt in Leipzig. Cec studiert Soziale Arbeit singt gerne, legt auf und verbringt viel Zeit mit Freund*innen. Seit knapp drei Jahren ist Cec in der politischen Bildungsarbeit aktiv. Dabei geht es sowohl um sexualpädagogische Themen als auch um verschiedene Diskriminierungsstrukturen. Chri wohnt mit Cec seit einigen Jahren in einer WG zusammen. Sie ist politisch aktiv und arbeitet als Journalistin (u.a. taz).

Wir sitzen in einem kleinen Park in Leipzig. Es ist ein windiger Winter-nachmittag, die Sonne scheint. Vor uns spielen Leute Tischtennis und hören Musik. Wir trinken Kaffee und essen Kuchen. Immer wieder laufen Leute vorbei, die wir kennen. Seit fünf bzw. sechs Jahren leben wir beide in Leipzig, die meiste Zeit davon zusammen in einer WG. Unsere Politisierungen verliefen unterschiedlich, hängen aber maßgeblich mit dem Umzug nach Leipzig zusammen. Oft sprechen wir über unsere Erfahrungen und Erlebnisse.

Wir haben bei diesem Call an dich gedacht, Cec. Du beschäftigst dich viel mit den verschiedenen Facetten von Politisch -Sein. Warum ist Politisierung ein Stichwort für dich?

Meistens wird Politisierung vorausgesetzt, wenn man in politischen Kontexten aktiv ist. Denn die Politisierung muss ja vor dem Aktivismus passiert sein. Aber man guckt sich diese Politisierungsprozesse nie so richtigesondert an oder spricht darüber. Irgendwann habe ich gemerkt, dass ganz viele dieser Prozesse unterschiedlich sind, eben weil die Zugänge von Menschen zu politischem Wissen, den Kontexten und Gruppen unterschiedlich sind. Wenn man Teil dieser Strukturen ist, bewegt man sich selbstverständlich darin und Barrieren, die es für manche Menschen von Anfang an gibt, sind unsichtbar. Deswegen finde ich es wichtig, verschiedene Zugänge zu zeigen, weil es eben nicht dieselben sind.

Was bedeutet es für dich politisch zu sein ?

Für mich bedeutet das im engeren Sinne, mich als Individuum zu verstehen, das in Strukturen eingebettet ist. Innerhalb dieser Strukturen verstehe ich mich als handelndes Subjekt. Ein weiterer wichtiger Aspekt dabei ist, sich dafür einzusetzen, an den aktuellen Gegebenheiten zu schrauben, sodass sich auch gesellschaftliche Strukturen und das >> kapitalistische System verändern. Dazu gehört auf jeden Fall auch, >> Utopien zu spinnen.

Du meinst also, es geht darum, sich konkrete Alternativen zu überlegen.

Genau. Für mich beschreibt der Prozess der Politisierung zum Teil eine Art Bewusstwerdung. Wann merke ich, dass ich ein politisches Wesen bin? Ich bin nicht einfach hilflos in die Welt geworfen. Es geht darum, dass ich mich selbst wahrnehme und Verantwortung trage. Denn mit meinem Handeln kann ich sowohl auf der individuellen als auch strukturellen Ebene Veränderung herbeiführen.

Wie lief deine eigene Politisierung ab?

Aufgewachsen bin ich in einem Dorf, das nicht besonders groß ist, neben einer Stadt, die nicht besonders groß ist. Ich bin das einzige Kind in einer Familie, die immer genug Geld hatte. Niemand hat einen akademischen Hintergrund, ich bin die erste Person, die Abi gemacht hat und studiert. Meine Eltern kommen beide aus Arbeiter*innenfamilien und haben sich hochgearbeitet. Mein Vater arbeitet viel – zu viel, meiner Meinung nach. Arbeit hat schon immer einen großen Stellenwert eingenommen. Meine Familie hat sich nicht als politisch wahrgenommen und tut es immer noch nicht. Häufig wird dieses mangelnde politische Interesse in linken Kontexten als Problem der >> Privilegierung abgetan. Also nach dem Motto: Eine Person versteht sich nicht als politisches Subjekt, weil sie privilegiert ist. Ich glaube aber, dass das auch ganz viel damit zusammenhängt, dass man denkt, man kann als Einzelperson sowieso nichts verändern oder erreichen. Das Wissen über politische Strukturen fehlt, um Handlungsspielräume in politischen Prozessen erkennen zu können. Und deshalb hat Politisch-Sein, so explizit, dass es ausgesprochen wurde, nie eine Rolle bei uns gespielt. Meine Eltern haben manchmal die Lokalzeitung gelesen. Aber vor allem wegen der Todesanzeigen und so. Bücher gab es bei uns keine. Niemals wären wir ins Theater oder Museum gegangen. Auch mein ganzes Umfeld war nicht politisiert, weder Freund*innen noch Bekannte meiner Eltern. Es gab viele andere Gesprächsthemen, zentral dabei war die Arbeit.

Die Arbeitsmentalität hat das Leben deiner Familie bestimmt, ökonomische Unsicherheiten waren kein Thema. Arbeiten bedeutet, sich was leisten können: Davon habt ihr gezehrt und profitiert, deine Familie war ja nach den gesellschaftlichen Maßstäben auch erfolgreich: Ihr hattet ein eigenes Haus, zwei Autos, seid regelmäßig in den Urlaub gefahren.

Ja, das stimmt. Was das angeht, bin ich sehr privilegiert aufgewachsen. Es waren eher die unsichtbareren Dinge, die später für mich einen Unterschied gemacht haben. Ich war als erste Person aus meiner Familie auf dem Gymnasium, das hat alle überrascht. Ab der 5. Klasse konnten meine Eltern mir nicht mehr bei den Hausaufgaben helfen – bzw. meine Mutter, mein Papa hat ja gearbeitet. Ich war jedes Jahr versetzungsgefährdet. In der 11. Klasse habe ich gemerkt, dass dort ausgesiebt wurde, wer Abi machen kann. Irgendwann ist mir selbst aufgefallen, dass mir im Gegensatz zu anderen aus meinem Jahrgang ganz viel ‚Allgemeinwissen‘ gefehlt hat. Deshalb habe ich mir dann Lexika gekauft, um das aufzuholen. Ich dachte so: OMG (Oh mein Gott), irgendwas stimmt mit mir nicht.

Wann hast du angefangen, dich für politische Inhalte zu interessieren?

Irgendwie habe ich mich schon immer für soziale Gerechtigkeit interessiert, hätte das aber nicht als solches benannt. Über Instagram und YouTube bin ich auf Umweltaktivismus aufmerksam geworden. Aber das war alles nicht kapitalismuskritisch, sondern eine ganz andere Ebene. Ich bin total öko geworden und hab meine ganzen Cremes und Beautyprodukte selbst gemacht.

*Hast du dich alleine mit dem Thema Umwelt auseinandergesetzt? Oder haben deine Freund*innen da mitgemacht?*

Das ist das Ding, ich war die einzige Person. Meine Freund*innen waren ganz anders, meine Familie auch. Niemand konnte so richtig was mit den Themen, die ich spannend fand, anfangen. Eine andere Erinnerung ist, dass ich immer unbedingt in linke Gruppen reinwollte. Aber ich habe nie den Zugang dazu gefunden, weil niemand aus meinem Umfeld irgendwen dort kannte oder organisiert war. Deshalb war das für mich unheimlich schwierig. Dazu kam, dass ich auf dem Land aufgewachsen bin, da ging sowieso gar nichts. In der Stadt gab es wenigstens ein paar Gruppen oder Orte. Ich habe viel mit Leuten von der Oberschule abgehängt und der Freund*innenkreis außerhalb meiner Schule war ziemlich divers. Aber über Ungleichheiten wurde nie explizit gesprochen. Später hatte ich eine andere Clique, in der alle viel Acht darauf gegeben haben, reich auszusehen und dem Schönheitsideal zu entsprechen. Mein ganzes Sein hat sich darauf beschränkt, schön auszusehen – für Jungs

und überhaupt. Das war das einzige, worüber ich mir Gedanken gemacht habe und worüber ich mich mit meinen Freund*innen ausgetauscht habe.

Aber irgendwann gab es einen Wendepunkt. Du hast dich im Gegensatz zu deinem Umfeld politisiert.

Ja, es gab da einen Schlüsselmoment. Ich war feiern mit einer Freundin, die ein bisschen alternativer war. Auf der Party habe ich zwei Typen gesehen, die zwei Jahrgänge über mir waren und miteinander rumgeknutscht haben. Und ich dachte mir nur: Ich will dazu gehören. Ich will das auch. Diese Freiheit, das zu machen worauf man Bock hat, ohne dass dein Umfeld dich verurteilt. Ich wollte unbedingt Zugang zu solchen Kreisen kriegen. Davor habe ich mir nie so viele Gedanken gemacht über Diskriminierungsthemen wie Rassismus, Sexismus oder >> Queerfeindlichkeit. Ich wusste zwar, dass es das gibt, aber ich habe mich nie so explizit damit beschäftigt. Dass die Welt ungerecht und scheiße ist, war mir klar, aber ich konnte das nie so richtig einordnen.

Ein paar Monate später bin ich mit einer Freundin zum Christopher Street Day (CSD) gegangen und dachte wieder: Ich will das. Ich habe eine große Anziehung gespürt. Ich dachte immer, die Leute in diesen Kontexten wären freier, haben mehr Spaß, sind sozialer, cooler und moralischer.

Die Anziehung, die du beschreibst, klingt ja erstmal recht diffus. Wie hast du denn davon erfahren, dass es linke Gruppen und Orte – kurz: Strukturen – gibt?

Wie gesagt, ich wusste, dass viele Sachen auf der Welt ungerecht sind, und wollte, so naiv es auch klingen mag, ein guter Mensch sein. Mich haben viele Sachen gestört. Und ich habe gemerkt, dass ich mich nach Gleichgesinnten sehne. Mir war klar, dass es Demos gibt. Aber wie politischer Aktivismus aussehen kann, welche Kontexte und Orte es gibt: Das habe ich erst in Leipzig kennengelernt. Die Ästhetik hat mich angezogen und ich wollte mich mit Leuten austauschen. Dort, wo ich aufgewachsen bin, konnte ich mit niemandem über die Themen reden, die mich interessiert haben.

Das Umfeld, in dem du aufgewachsen bist, war unpolitisch und nicht akademisch. In Leipzig hat sich der Kontext, in dem du dich bewegen wolltest, vollkommen verändert. Auf welche Hindernisse bist du gestoßen?

Am Anfang war ich sehr eingeschüchtert: Sowohl die linken Orte in Leipzig als auch die Auseinandersetzung mit den Themen waren neu und sehr ungewohnt. Erst mit der Zeit habe ich verstanden, wie linke

Strukturen funktionieren. Denn man kann sich keine Sachen ausmalen, die man nicht kennt. Wenn sich das ganze Umfeld nie politisch engagiert hat oder sich überhaupt erst gar nicht als politisch versteht, dann weiß man gar nicht, welche Möglichkeiten es gibt, aktiv zu sein. Scheinbar selbsterklärende Dinge wie > Küfas oder Hausprojekte, bei denen Menschen in eigenen Häusern zusammenwohnen und sich selbst verwalten sind unbegreiflich. Das alles lag weit außerhalb meines Vorstellungsvermögens. Das wirkt jetzt vielleicht banal, spielt aber eine große Rolle. Mir erschienen linke Kontexte eher undurchsichtig und eben nicht selbsterklärend. Dass alles gesellschaftlich konstruiert und dadurch veränderbar ist, muss man erst mal verstehen.

Hindernisse gab es für mich viele. Ich habe einen neuen Freund*innenkreis gefunden, in dem es große Wissenshierarchien gab. Denn die Leute haben sich beispielsweise ganz anders über Feminismus und >> Postkolonialismus ausgetauscht und hatten ganz andere Gesprächsthemen als ich bis dato. Oft habe ich auch Leute Gespräche über Kunst und Kultur führen hören und ich konnte einfach nicht mitreden. Es gab einfach so viele Barrieren am Anfang, und ich konnte mich nie so richtig an Gesprächen beteiligen. Ich habe zum Beispiel heimlich Bücher in der Bibliothek ausgeliehen und durchgelesen. Ich dachte, ich muss ganz viel aufholen, sonst könne ich nicht mitreden. Das habe ich wirklich sehr exzessiv gemacht. Ich glaube, ich habe von Anfang an gemerkt, dass die Selbstverständlichkeit, sich in solchen Räumen zu bewegen, bei mir nicht so wie bei vielen anderen Menschen gegeben ist.

Damit schlägst du wieder die Brücke zu deiner Vergangenheit und deinem Aufwachsen: Du hast dich ausgeschlossen gefühlt.

Die Angst aufzufliegen war sehr präsent. Am Anfang dachte ich, dass alle Menschen so aufgewachsen sind wie ich und akademisch sein oder nicht sein gar keine so große Rolle spielt. Doch in meinem Freund*innenkreis in Leipzig haben die Eltern von allen studiert. Ich habe auch viele kennengelernt. Das war sehr einschüchternd, denn die waren alle ganz anders als meine Eltern. Wir haben ganz andere Gespräche geführt. Meine Eltern hätte ich nicht zu meinen Freund*innen mitbringen können, weil die nicht das sagen würden, was diese hören wollen. Die Schwierigkeiten bestanden für mich gerade darin, diese Unterschiede in den Erfahrungen nachzuholen und diese neue Welt zu entdecken. Und dieser Prozess dauert seit fünf Jahren an. Ich nehme eine Differenz wahr zwischen meinem Aufwachsen und meinem jetzigen Leben. Dieses Verhältnis muss ich immer wieder neu verhandeln, etwa mit meinen Eltern. Unter dieser ganzen linken und akademischen Welt können die sich gar nichts vorstellen. Die wissen gar nicht so richtig, was ich mache,

weil die, so wie früher ich selbst, gar keine Vorstellung davon haben. Wir mussten erst wieder eine gemeinsame Sprache finden.

Du hast schon von Angst gesprochen: Der Angst aufzufliegen. Du hast aber auch davon gesprochen, dass du heimlich versucht hast, deine vermeintlichen Wissenslücken zu schließen. Welche Gefühle waren damit verbunden?

Ich dachte einfach, ich wäre dumm. Das denke ich manchmal immer noch. Vor allem in der Uni. Scham ist ein Gefühl, dass da eine große Rolle gespielt hat. Deswegen habe ich mir mein Wissen heimlich angeeignet. Irgendwann habe ich zum Beispiel die Begriffe aus einem Lexikon für die Sprache sozialer Bewegungen auswendig gelernt. Ich habe die Wörter aufgeschrieben wie in Vokabellisten. Ich habe es einfach nicht verstanden, wenn so selbstverständlich über bestimmte Themen mit bestimmten Fachausdrücken geredet wurde.

Scham ist ein großes Gefühl, Angst auch; beide sind miteinander verknüpft. Dazu gehört auch, wenig Anerkennung zu bekommen und sich minderwertig zu fühlen. Sich nicht zu trauen aus Angst oder Scham, lähmt und macht ohnmächtig. Dazu kommt, dass linke Szenen mitunter sehr strafend und wenig fehlertolerant sein können. Die Haltung habe ich in mir selbst ebenfalls entdeckt. Davon kann ich mich nicht freisprechen.

Was hat dazu geführt, dass du trotzdem dageblieben bist? Du bist ja nicht weggezogen oder hast dich gegen eine Auseinandersetzung entschieden, obwohl du dich so ausgeschlossen gefühlt hast.

Ich glaube, ich habe viel von dem Wissen, das ich mir über die Zeit angeeignet habe, gezehrt. Vom Feminismus zum Beispiel. Es fing mit Körperbehaarung an und ging weiter mit der Frage nach meiner Sozialisation. Wichtig für mein Weitermachen waren meine Beziehungen. Und wie ich meine Erfahrungen eingeordnet und/oder mich emotional mit Leuten darüber ausgetauscht habe. Trotzdem: Ich habe immer noch Angst und bin in keiner linken Gruppe aktiv. Ich war zwar bei Plena von verschiedenen Gruppen, aber ich hatte immer Angst, was Falsches zu sagen, aufzufliegen oder nicht interessant genug für Leute zu sein. Deshalb habe ich es gelassen dahinzugehen und versucht, meinen Aktivismus anders zu gestalten, etwa in sozialen Beziehungen durch >> Care-Arbeit.

Geholfen haben mir dabei die vielen >> queeren Räume und Menschen. Politische Bildungsarbeit war ein Türöffner für mich. Zwar haben Leute da auch unterschiedlich viel Wissen und dadurch wirken diese Zugänge ebenfalls in Teilen exklusiv, aber der Fokus liegt auf den

Prozessen des gemeinsamen Lernens. Ich glaube, dadurch, dass ich diese Kontexte gefunden habe, konnte ich am Ball bleiben.

Deine Bildungsarbeit hat viel mit deinem eigenen Queersein zu tun. Du hast entdeckt, dass die Heteroschablonen, die du aus deiner Jugend kanntest, nicht für dich passen. Ich denke dabei an die knutschenden Jungs auf der Party. Das war ja in gewisser Weise dein politischer Initialisierungsmoment, oder?

Ja, das hat auf jeden Fall eine Rolle gespielt. Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich queer bin. Das hat meine Politisierung verändert. So habe ich ja auch mit politischer Bildungsarbeit angefangen. Jede Person sollte die Möglichkeit haben, sich selbst in allen Facetten zu entdecken. Und das habe ich gehofft, mit politischer Bildungsarbeit anzustoßen. Menschen beim Lernen und Verlernen zu begleiten, denn das war für mich so zentral.

Das ist sehr spannend. Genau das, was bei dir zu einem Exklusionsgefühl beiträgt – Wissen – ist das, wodurch du auch deine eigene Politisierung erlebst und kennlernst. Du könntest dir ja auch andere Orte oder Zugänge zu linken Räumen suchen. Bei dir ist viel über die Selbsterfahrungsebene und kognitiv passiert.

Die kognitive Ebene ist halt unsichtbarer für andere Leute als die praktische Ebene. Die hätte ich mir gar nicht zugetraut. Dann wäre ja meine Unwissenheit aufgefliegen. Doch durch mein eigenes Veränderungspotenzial habe ich gesehen, dass Veränderungen bei Menschen möglich sind – und in der Gesellschaft ebenso.

Was hätte deine Politisierung erleichtert?

Meine Queerness ist ein ganz guter Anknüpfungspunkt. Ich glaube, dass es schon in jungem Alter wichtig ist, mit Politik in Berührung zu kommen. Kinder haben meistens ein ziemlich großes Gerechtigkeitsverständnis. Hätte ich als Kind selbst mal bei einem queeren Schulprojekt mitgemacht, hätte ich mich schon viel früher selbst verstanden und nicht erst wegziehen müssen, um zu merken, dass ich queer bin. Außerdem hätte es Angebote auf dem Land gebraucht, die einfach zu finden sind. Jugendliche vom Land sind immer ausgeschlossen. Das einzige Angebot, das ich kannte, war der Konfirmationsunterricht! Allgemein fehlt Niedrigschwelligkeit. So viele Sachen werden in linken Kontexten als selbstverständlich angesehen, so viele >> Szenecodes stellen eine Barriere dar. Ich will das alles gar nicht abschaffen. Aber für mich hat das eine große Rolle gespielt. Sprache zugänglich zu machen, Begriffe und Abläufe automatisch zu erklären. Ich habe ganz oft davon geträumt eine Art

Workshop „linke Politik für Anfänger*innen“ –zu geben, um Menschen den Zugang zu Wissen und Strukturen zu erleichtern.

Und mir ist auch wichtig, dass politisch sein weiter gefasst wird. Nicht nur, wenn ich auf Plena von Gruppen gehe, sondern eben auch, wenn ich Beziehungen führe, weil das vermeintliche Privatleben eine Form von politischer Aktivismus ist.

Danke Cec, dass du so viel erzählt hast. Ich habe noch eine letzte Frage. Welche Tipps würdest du deinem Teenie-Ich geben?

Ich würde meinem Teenie-Ich vor allem sagen: Bleib dran. Es liegt nicht an dir, dass du die Szenen nicht verstehst. Sondern es sind die Strukturen. Und: Schaffe dir ein Umfeld, dass dich nicht die ganze Zeit so krass herausfordert. Alle Menschen sollen ihre Stärken anerkennen, die unsichtbaren Barrieren als solche wahrnehmen und nicht als eigene Defizite empfinden. Deine Meinungen und Erfahrungen sind wichtig – und total politisch.

Zwei Nationalitäten als Politisierungsursprünge binationaler Menschen

Nieki Samar

Der Begriff ‚Menschen mit >> Migrationshintergrund‘ wird seit 2005 in den bundesdeutschen Statistiken als eine Kategorie verstanden, mit der eine heterogene Gruppe von derzeit etwa 16 Millionen Menschen beschrieben wird (Foroutan 2016, 228ff.). Es erscheint fragwürdig, dass die Bezeichnung ‚Migrationshintergrund‘ über die >> zweite bis in die dritte >> Folgegeneration ‚vererbt‘ werden kann und so eine >> migrantisierende Konnotation innehat (Ceyhan 2012, 37)²⁵. Die uneindeutige Forschungslage bestärkt die vermeintliche Homogenität der Gruppe: Selten beschäftigt sich die Forschung explizit mit Menschen, die aus binationalen Partner*innenschaften hervorgegangen sind (im Folgenden als Binationale²⁶ bezeichnet). Neben der Forschung von Saadaoui-El Amin (2013) bedarf es noch weiterer qualitativer Einblicke in die Lebensrealitäten sowie in die Praxen ‚politischer Integration‘ (Beteiligung) von Binationalen (Wüst/Faas 2014, 21). Denn trotz eines Lebensmittelpunktes in Deutschland werden einige Binationale migrantisiert und diskriminiert²⁷. Daher soll sich dieser Beitrag mit Nationalzugehörigkeitskonstruktionen und damit verbundenen Politisierungsprozessen binationaler Menschen in Deutschland befassen. Zwar sind Personen der Folgegenerationen nicht strukturell von Partizipationsprozessen ausgeschlossen (Ceyhan 2012, 104), allerdings fehlt Wissen über die politische Partizipation von Migrant*innen und ihre Nachkommen (Müssig 2020, 22ff.). Es sollen durch eine autoethnografische Herangehensweise²⁸ eigene Erzählungen und eine Konversation mit einer ihr nahestehenden, weiteren ihr nahestehenden, binationalen

25 Allerdings sind Jugendliche mit ‚Migrationshintergrund‘ keine homogene Gruppe, sondern Träger*innen von individuellen Biographien mit unterschiedlichen Migrationserfahrungen, weshalb im Folgenden von ‚Migrationsgeschichte‘ gesprochen wird. So werden auch Menschen inkludiert sind, die z.B. migrantische Familienmitglieder haben (Foroutan et al. 2014, 55; Hill 2015, 171).

26 Binationale sind in der folgenden Verwendung als Menschen, welche durch die Geburt die deutsche und eine nicht deutsche Staatsangehörigkeit erhielten, zu verstehen.

27 Erschwerend kommt hinzu, dass Binationale sich nicht nur von der deutschen Mehrheitsgesellschaft unterscheiden, sondern auch von den Nichtdeutschen in Deutschland, der Gesellschaft im Heimatland ihres migrierten Elternteils sowie von den Eltern selbst (Saadaoui-El Amin 2013, 11).

28 Eine Autoethnografie ist sowohl eine Forschungsmethode, ein Prozess und ein Produkt (Ellis et al. 2010, 345), in dem es auch Raum für eigene Interpretationen gibt (Akbar 2020, 193; Ellis et al. 2010, 345).

Person untersucht werden, um bestehende Forschungsaussagen zu den Themen *Aufwachsen als binationaler Mensch* und *politische Bewusstseinswerdung/Partizipation* mit persönlichen Erfahrungen zu kontrastieren oder zu unterstreichen. So soll ein Blick auf mögliche Verbindungen zwischen Nationalverständnis und dem Bewusstsein von partizipativer Handlungsmacht ermöglicht werden. Der autoethnografische Ansatz bewirkt eine Auseinandersetzung mit kulturellen/sozialen Phänomenen und der eigenen Perspektive, um lokales und revidierbares Wissen zu generieren und so eine Facette von kultureller Erfahrung zu veranschaulichen (Ellis et al. 2010, 346ff.; Schreier 2017, 5). Es stellen sich unterschiedliche Fragen: Welche Perspektiven und Zuordnung(en) Binationaler gibt es in Bezug auf Deutschland und unterschiedliche nationale >> Staatsangehörigkeiten? Was für Schlüsse können aus Mehrfachzugehörigkeiten hinsichtlich Politisierung geschlossen werden? Inwieweit prägt die mehrfache Staatsangehörigkeit²⁹ ihr Bild von Nation(alität) und Politik?

Der >> Postmigrantische Nationalstaat und nationale Identität(en)

Die Rahmenbedingungen des >> Nationalstaates führen zu gewissen Exklusionsmechanismen, sodass sich migrantisch geprägte und migrantisierte Bürger*innen nicht immer als inkludierter Teil der mononationalen Gesellschaft fühlen – gleichzeitig wird ihnen eine Zugehörigkeit zu einer vermeintlich homogenen Gruppe abgesprochen. Diskurse um die deutsche Nation (Stichwort Leitkultur) haben Auswirkungen auf die soziale Realität, in der der nationale Diskurs ein deutsches Selbstverständnis schuf. Daraus abgeleitet wird Kultur im Alltag als statisch konstruiert wahrgenommen und mit nationaler Herkunft gleichgesetzt (Yildirim-Krannig 2014, 182).

Binationale sind formaljuristisch deutsch, aber werden aufgrund weiterer Zugehörigkeiten nicht immer als Deutsche anerkannt (Akbar 2020, 197; Canan/Foroutan 2016, 45). Dies offenbart ein Nationalverständnis, das eine einfache >> Staatsbürger*inschaft anstrebt und keine binären Nationalitätskonstruktionen zulässt. Diese fragwürdigen Grenzziehungen führen zu >> stigmatisierenden Selbst- und Fremdbildern. Das Deutsch-Sein sowie die Identifizierung mit der nicht-deutschen Nationalität sind so ständigen, auch kontextabhängigen,

29 Mehrfache Staatsangehörigkeiten bestehen nebeneinander, weshalb jeder Staat den*die Staatsangehörige*n so behandeln kann, als ob diese*r nur dem eigenen Staat angehörig wäre. So kann es bei multipler Staatsangehörigkeit zu rechtlichen Problemen kommen (Faist 2020, 186).

B1: Siehst du dich irgendwie als Iranerin?

B2: ...Ja, halb. Hä? Halb-Iranerin.

B1: Was heißt Halb-Iranerin?

B2: Dass ich mir die guten Sachen rausnehme vom Iranerin sein. Das Essen, die Tradition und die Familienmitglieder. Mehr nicht. Die Landschaft, wenn ich mal da bin, vielleicht. [...]

B1: Und wenn dich jemand fragt...?

B2: Bin ich deutsch!

B1: Wenn dich jemand fragen würde, welche Staatsangehörigkeit hast du [...] oder wenn du das wo eintragen musst?

B2: Dann bin ich deutsch. Einfach Punkt. Da kenn ich Storys, da sollte man am besten sowieso nicht sagen, dass man eine iranische hat, da es sonst gegebenenfalls zu Komplikationen kommen könnte. [...] Wenn mich jemand fragt, bin ich ganz deutsch. Wenn jemand sagt, du siehst gar nicht danach aus, [...] dann sag ich ja, mein Vater kommt aus dem Iran.

Es wird deutlich, dass sich B2 eher der deutschen Nationalität zuordnet. Dies ist keine Besonderheit, denn die Mehrheit der Personen mit Migrationsgeschichte identifizieren sich mit einer Art von nationaler Identität, obwohl die Relevanz von deutschen Vorfahren oder akzentfreier Sprache abnimmt (Foroutan et al. 2014). Deutsch-Sein kann erworben werden; angeborene Merkmale spielen eine abnehmende Rolle.³¹ Staatsangehörigkeiten und selbst empfundene

30 Das Attribut ‚deutsch‘ bietet eine Projektionsfläche für unterschiedlichste Vorstellungen (Foroutan et al. 2015, 38). Selbstbezeichnungen wie ‚Schwarze Deutsche‘, ‚Andere Deutsche‘ oder ‚Bindestrich-Deutsche‘ verraten, dass die deskriptiven Bezeichnungen herausgehoben werden und die Betreffenden sich damit durchaus an konventionellen Bezugsrahmen wie Nationalität, Kultur oder Hautfarbe orientieren und diese gleichzeitig hinterfragen. Diesen nie aufhörenden Prozess des Fremd- und Selbstdefinierens betont auch B2, indem sie sagt, dass zum einen eine nichtdeutsche irrelevant sein, aber „ich glaube, trotzdem sage ich manchmal noch die Länder dazu, die jetzt nicht das Deutsche sind in der Person“. Auf die Frage, ob es eine Rolle spiele, ob sie das mache oder jemand anderes antwortete sie: „Ich glaube, es kommt drauf an aus wessen Mund das kommt“.

31 B1: Ich glaube, ich selber identifiziere mich nicht so sehr mit [...] Deutsch-Sein vor allem. Aber wahrscheinlich auch bedingt durch... eher so politische Gründe vielleicht auch. [...] Es gibt so Fragen irgendwie ‚Wann ist man deutsch?‘ [...] Für mich ist so, bisschen so, weil ich jetzt nicht so viel von staatlichen Grenzen halte, im Endeffekt, kann jeder deutsch sein, der deutsch sein will. Wenn du hier hinkommen willst [...] und irgendwie Lust hast hier zu wohnen. Kannst du einfach sagen, du bist deutsch. Ist mir egal, ob du noch zwei andere Sprachen sprichst und woanders geboren worden bist [...].

B2: Am ehesten ist für mich jemand deutsch, [...] jemand der hier wohnt, Schrägstrich

Zugehörigkeiten werden von der Autorin zueinander in Bezug gesetzt. Die eigene, notwendig stattfindende Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Gesetzeslagen und vorherrschenden Kulturvorstellungen hat die politische Perspektive beeinflusst. Wenn durch die eigene Binationalität auch eine offenere Vorstellung vom Deutsch-Sein einhergeht, hat dies einen Einfluss auf politische Einstellungen (Foroutan et al. 2015, 47-50).

Unterschiedlichkeit von Politisierung und Partizipation

Menschen mit Migrationsgeschichte stellen auch hinsichtlich ihrer politischen Meinung eine äußerst heterogene Gruppe dar. Es stellt sich die Frage, ob und inwiefern sich Binationale mit dem politischen System identifizieren, wie sie sich politisiert haben und ob sie partizipieren.

B1: Hat diese zweite Staatsbürgerschaft, die du hast, einen Einfluss auf deine politische Einstellung, in dem Sinne? [...]

*B2: [...] Ich bin ja gar nicht sooo politisch [...] Ich glaube aber zum Beispiel, dass es mich bei der Arbeit offener sein lässt, diese zwei Welten kennen. [...] Bei mir auf der Arbeit habe ich sehr viele... Deutsche mit deutschem Namen [...] und viele Klienten sind auch nicht mit deutscher Staatsbürger[*innen]schaft oder irgendwie noch nicht so lange in Deutschland. [...] Auf jeden Fall würde ich sagen, dass ich da ein bisschen offener für diese Leute teilweise bin, als manch andere bei mir auf der Arbeit, weil ich teilweise die Probleme oder auch so aus meiner eigenen Familie mitbekommen habe. Wenn man dann halt wieder zum, ehm, zum Konsulat muss [...] solche Probleme, die kennen ja manche Deutsche nicht – woher denn auch? [...] Da habe ich dann manchmal das Gefühl, [...] guck dir meine Familie an. [...] Da bin ich dann so ein bisschen, weil ich es halt auch anders kenne, dass das dafür gut ist. [...]*

Die Einflüsse, die eine zusätzliche Staatsangehörigkeit und eine bikulturelle Erziehung mit sich bringen und welche Auswirkungen sie im Alltag wie der Arbeit haben, wird hier thematisiert.³² Auch Politiker*innen

lebt. [...] Sobald man hier wohnt, jetzt nicht auch mit Staatsbürgerschaft oder so oder Duldung oder was auch immer. Solange man hier wohnt, kann man sagen, 'ich bin deutsch'. Theoretisch. Aber das machen wahrscheinlich auch die meisten nicht. [...] Ich würde sagen, die meisten warten auf den deutschen Pass, um zu sagen, sie sind deutsch – wenn überhaupt.

32 Auch in einem weiteren Gespräch wird dies angesprochen. Die politischen Konflikte aus dem Herkunftsland beeinflussen in diesem Fall das familiäre Zusammenleben und die Diskussionen in Deutschland.

mit Migrationsgeschichte geben an, dass ihr ‚Migrationshintergrund‘ und damit verbundene Missstände,³³ Auslöser für ihr politisches Engagement gewesen seien (Markowis 2015, 191). Aus eigener Perspektive kann dem hinzugefügt werden, dass das Staats- und Nationalitätskonzept in seiner ursprünglichen Logik mehr als überholt ist. Durch die automatische Zuweisung zweier Staatsbürger*inschaften sind die Grundsätze, die im ursprünglichen Gedanken hinter dieser Nationalstaatszuordnung standen, nicht erfüllt und somit zweckbefreit. Die Idee lediglich einem Staat ‚loyal‘ gegenüber zu sein, obwohl man (un-)willentlich doch gleichzeitig an zwei Staaten gebunden ist, entbehrt jeder Logik. Es offenbart vielmehr, dass es sich um ein künstlich geschaffenes Konzept handelt und insbesondere das unwillentliche Erhalten einer zusätzlichen Staatsbürger*inschaft verdeutlicht, wie wahllos Staatszugehörigkeiten generell verteilt sind: Es ist nichts dahinter außer rein zufällige >> Privilegien: Glück oder Pech – je nachdem. Es gibt Studien, die bei einer doppelten Staatsangehörigkeit eine höhere Bereitschaft und Ausführung von politischen Aktivitäten erkennen (Glatzer 2004, 63; 89), allerdings wird im Gespräch deutlich, dass sich das Verständnis sowie das Ausmaß von politischer Partizipation³⁴ unterscheidet. B2 ergänzt aber :

„Ich gehe manchmal zu Demos, manchmal, wenn ich’s sehe unterschreibe ich was, wenn ich das mitbekomme. Aber das Einzige, was ich viel auch mache, ist nicht scheiße sein zu Menschen. Das ist ja in dem Sinne nicht so viel, aber vielleicht den Menschen hilft, die schon hier sind. [...] Indem man Menschen Hilfe anbietet, wenn man sieht, dass sie welche brauchen.“

Diese Form des gesellschaftlichen Verhaltens kann zwar nicht als politische Partizipation gewertet werden, allerdings ist sie als politisierte Handlung zu bewerten. Auf die Frage, ob dies mit den eigenen zwei Nationalitäten und den Familienverbänden in unterschiedlichen Ländern in Zusammenhang steht, antwortet B2: „Wahrscheinlich schon“.

33 Missstände werden auch im folgenden Gespräch thematisiert:&G1& B1: Was hältst du denn davon, dass zum Beispiel [...] Europa ziemlich viel dafür tut, dass Menschen nicht auf legalem Weg nach Deutschland kommen können, auch [...] teilweise kein Visa [...]?

B2: Ja, scheiße. [lacht]

34 Neben dem politikwissenschaftlichen Verständnis politischer Partizipation (direkte, elektorale Partizipation) gibt es auch indirekte Aktivitäten, wie u.a. Beteiligung in Organisationen, politischen Parteien oder Gruppen, Unterschriftensammlung sowie Teilnahme an einer Demonstration (Arsu et al. 2017, 18; Sauer 2016, 272).

Äußerer Einfluss auf Politische Bewusstwerdung und Partizipation

Ein Ursprungsinteresse und eine grundsätzliche Politisierung kann aber auch maßgeblich durch die eigene Binationalität geprägt sein. Aus eigener Erfahrung würde ich die politische Einstellung der Eltern und ihre Partizipationsweisen als Politisierungsgrundlage beschreiben, die die aktivistischen Handlungsweisen überhaupt ermöglichen. Dies stellt auch Müssig fest: „Politisierungsprozesse werden durch ein Familienmitglied mit Wissen zu politischen Inhalten oder ein politisiertes Umfeld begünstigt“ (2020, 291). Hierbei steht die Migrationsgeschichte zwar nicht im Vordergrund, aber wenn diese Erfahrung durch zum Beispiel politisch motivierte >> Migration³⁵ geprägt ist, kann es die betreffende Person politisiert haben. B2 formuliert dies so: „Baba engagiert sich ja auch politisch. Er ist ja auch aus dem Iran hier hingekommen, [...] aber er ja auch immer politisch engagiert, sowohl im Iran als auch hier – gerade als er noch neu, also frisch in Deutschland war. Und, das färbt ja dann bisschen auf mich ab.“ Markowis ergänzt, dass eine Politisierung auch durch elterliches Fördern des sozialen Engagements der Kinder unterstützt werden kann: Abgeordnete mit ‚Migrationshintergrund‘ gaben an, welchen Einfluss die familiäre Situation auf die eigene Motivation für die politische Arbeit hatte, wie beispielsweise eine Betroffenheit von Ungerechtigkeit, die mit der eigenen Migrationsgeschichte in Zusammenhang steht (2015, 129ff.). Dieser These stimmt auch B2 zu, allerdings erweitert sie diese: „Aber ich glaube, das kommt immer auch auf das Drumherum an, wie wichtig der Familie oder [...], dass man das halt dann selber als so wichtig ansieht, oder halt nicht.“

Auf die Nachfrage, ob und inwieweit die beiden Staatsbürger*innen-schaften und die damit einhergehenden rechtlichen Regelungen ein Auslöser für Politisierung und politisches Engagement sein können, gibt sich B2 unsicher:

*„Könnte. Ich weiß nicht. Es gibt ja auch Leute mit nur einer Staatsbürgerschaft, die da noch krasser [...]. Wenn ich manchmal auf so Afghanistan-Demos war. Da sind ja voll selten oder voll wenige Iraner[*innen] oder Afghan[*innen], die da rumlaufen, sondern*

35 Meiner persönlichen Ansicht nach ist ein Großteil der weltweit stattfindenden Migration politisch bedingt. Insbesondere Flucht vor Krieg oder anderen bedrohenden Situationen, aber auch sogenannte „ökonomisch-motivierte“ Migration kann durch kolonial-geprägte Unrechtsstrukturen bedingt sein. Sogar eine Migrationsbewegung durch Heirat (andere würden sagen: aus Liebe) kann in manchen Fällen mit ungleich verteilten Visavergabe Regelungen für Besuche zusammenhängen.

– die haben aber auch oft voll ihre Gründe mit diesen Spionen [...], aber da würden eher deutsche Freunde von mir mitkommen.“

Hier wird der Aspekt des äußeren Einflusses auf eigene politische Handlungen und Perspektiven deutlich. Es wird vorsichtig formuliert, dass ein politisches bzw. aktivistisches Handeln auch an Privilegien gebunden ist. Dies ist insbesondere auch auf Menschen mit zwei Staatsangehörigkeiten – sei es bedingt durch die Geburt oder das spätere Erwerben – zu beziehen. Dadurch, dass die unterschiedlichen Rechtslagen zur Folge haben, dass einiger Länder ihre Bürger*innen nicht aus der Staatsbürger*innenschaft entlassen, oder für jene, die eine Staatsangehörigkeit behalten wollen, um >> transnationale Beziehungen (u.a. Reisen) zu pflegen oder ggf. zu vereinfachen, ist politisches Engagement nicht ohne Risiko. Während eine deutsche Staatsangehörigkeit und das demokratisch-geprägte System eine öffentliche Meinungskundgebung hinnimmt, kann die Teilnahme an einer Demonstration (wie von B2 geschildert) im möglicherweise nicht-demokratischen Land der weiteren Staatsbürger*innenschaft weitreichende Konsequenzen haben. Es bedeutet, dass politischer Aktivismus für einige Binationale gefährlich sein kann. Darüber hinaus wird deutlich, dass politisiertes Handeln auch immer an eigene Privilegien (Staatszugehörigkeit und Kenntnis geltender Rechtsnormen, finanzielle Situation, Bildungsmöglichkeiten, etc.) und Abhängigkeiten (familiäre oder grenzüberschreitende Familiennetze, Finanzierung hier und dort, etc.) gebunden ist und daher viele unterschiedlichen Ebenen mit sich bringt und deren Verzahnungen vielschichtig sind.

Zwischenfazit als zukünftiges Forschungsfeld

Durch die dargestellten Erzählungen konnten einige Ambiguitäten binationaler Politisierung thematisiert und unterschiedliche Lebenswirklichkeiten dargestellt werden: Beispielsweise, dass sich Deutsche mit Migrationsgeschichte deutsch fühlen können und als solche anerkannt werden wollen – egal, wie ihre Namen klingen oder wo ihre Vorfahren geboren wurden. Oder inwieweit politische Bewusstseinswerdung durch politische (und migrantische) Eltern ermöglicht werden kann oder politischer Aktivismus mit Staatsangehörigkeit(en) zusammenhängt. Die Gesprächsausschnitte offenbaren auch die Notwendigkeit eines breiteren Partizipationsbegriffes, da ehrenamtliches Engagement oder Hilfestellungen zwar nicht das Ziel einer Beeinflussung des politischen Entscheidungskontextes verfolgen, vielmehr ein Versuch sind,

staatliches Versagen, Bildungslücken oder zwischenmenschliches Unverständnis zu kompensieren.

Es ist erkennbar, dass im Zuge der Sozialisation in der postmigrantischen Gesellschaft – mit ihren inkludierenden wie exkludierenden Diskursen – die grundsätzliche Zugehörigkeit von Menschen mit Migrationsgeschichte nicht mehr so häufig zur Debatte stellt und somit mehr zur Selbstverständlichkeit wird (Foroutan et al. 2015, 75). Trotzdem zählt dies weniger für migrantisierte, >> rassifizierte oder anderweitig diskriminierte Menschen. B2 nimmt auch darauf Bezug:

„Man sieht mir halt kaum an, dass ich, also man merkt’s manchmal an meinem Namen und manchmal an meinem Aussehen, deswegen werde ich nie damit konfrontiert [...] oder selten. Dann vergisst man sowas einfach, [...] und vielleicht sind Menschen die damit öfters [...] konfrontiert sind und dann ist es denen auch wichtiger das politisch nochmal eher [...] was daran ändern, als jemand der damit die ganze Zeit so durchkommt, mit den zwei Staatsbürgerschaften.“

Es zeigt sich, dass sich noch weiterführend mit Privilegien auseinandergesetzt werden muss, die eine Politisierung begünstigen oder auch erschweren können. Es stellt sich die Frage, welche Arten von Diskriminierung (und von welchen Seiten sie ausgeübt werden) zu einem verstärkten Auseinandersetzen mit der eigenen gesellschaftlichen Position führen und welche die eigene politische Handlungsfähigkeit verringert. Welche Perspektiven, welches Verhalten und welche Zuordnungen werden überhaupt als politisch oder politisiert wahrgenommen? Ob es einen tiefergehenden Zusammenhang zwischen binationaler Identität und Politisierung gibt, kann hier nicht festgestellt werden. Dies ist eine Aufgabe für größere Forschungsvorhaben. Vielmehr ist durch die dargestellten Gespräche ersichtlich, dass es unterschiedliche Zuordnungen binationaler Menschen in Bezug auf Staatsangehörigkeiten gibt, aber dass ein Aufwachsen in Deutschland auch eine Identifikation mit dem hiesigen Demokratiesystem begünstigt und gleichzeitig die Annahme multiperspektivischer Zuordnungskonzepte fördert. Diese befördern wiederum eine eigene Meinungsbildung zu politischen Vorgängen. Die nationalstaatlich geprägten Mehrfachzugehörigkeiten stellen die unterschiedlichen Motivationen für politische Partizipation dar und schärfen den Blick für Ungerechtigkeiten in unterschiedlichen Kontexten, ohne dabei zwangsweise Nationalitätszugehörigkeiten als Ursprung von Ungerechtigkeiten zu erkennen. Binationalität kann einem Interesse an gesellschaftlicher Umgestaltung und politischem Aktivismus zugrunde liegen, muss es aber nicht.

Literatur

• Akbar, Seema. 2020. So bin ich doch gar nicht! Eine Autoethnografie aus postmigrantischer Perspektive. In *Der lange Sommer der Flucht – 2015 und die Jahre danach: Diskurse, Reflexionen, Perspektiven*, hrsg. von Schulz, Andreas und Tamara Schwertel. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

• Arsu, Meltem, Laura Ballaschk, Maëlle Dubois, Rossina Ferchichi, Marianne Kraußlach, Iana Kravchenko, Christian Pfeffer-Hoffmann, Ekaterina Sergienko. 2017. *Politische Teilhabe von Menschen mit Migrationshintergrund. Wahlverhalten und Partizipation*. Projekt „Vote D – Teilhabe von Menschen mit Migrationshintergrund an der Bundestagswahl 2017“. Online unter: <https://minor-kontor.de/politische-teilhabe-von-menschen-mit-migrationshintergrund/> [zuletzt abgerufen am 31.12.2021].

• Canan, Coşkun und Naika Foroutan. 2016. *Deutschland postmigrantisch III. Migrantische Perspektiven auf deutsche Identitäten – Einstellungen von Personen mit und ohne Migrationshintergrund zu nationaler Identität in Deutschland*. Berlin: Humboldt Universität zu Berlin.

• Ceyhan, Sara Yasemin. 2012. *Die politische Integration der zweiten Migrantengeneration in der Bundesrepublik Deutschland. Eine quantitativ-empirische Analyse der politischen Partizipation auf der Grundlage des European Social Surveys*. Dissertation. Mainz: Johannes-Gutenberg-Universität.

• Ceyhan, Sara Yasemin. 2014. Die politische Partizipation von Bürger*innen mit Migrationshintergrund in Deutschland – Besteht die Gefahr eines Repräsentationsdefizits? In *Migration, Asyl und (post-) migrantische Lebenswelten in Deutschland: Bestandsaufnahme und Perspektiven migrationspolitischer Praktiken*, hrsg. von Aced, Miriam; Düzyol, Tamer; Rüzgar, Arif und Christian Schaft. Münster: LIT Verlag.

• Ellis, Carolyn, Tony Adams, Arthur Bochner. 2010. Autoethnografie. In *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*, hrsg. von Mey, Günter und Katja Mruck, 345-357. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

• Faist, Thomas. 2020. 8 Grenzübergreifende Bürgerschaft: Politische Institutionen und Praktiken. In *Soziologie der Migration*, hrsg. von Faist, Thomas, 179-208. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.

• Foroutan, Naika. 2016. Postmigrantische Gesellschaften. In *Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklungen und Stand der Integration*, hrsg. von Brinkmann, Heinz Ulrich und Martina Sauer, 227-254. Wiesbaden: Springer VS.

- Foroutan, Naika, Coşkun Canan, Sina Arnold, Benjamin Schwarze, Steffen Beigang, Dorina Kalkum. 2014. *Deutschland postmigrantisch I. Gesellschaft, Religion, Identität – Erste Ergebnisse*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Foroutan, Naika, Coşkun Canan, Benjamin Schwarze, Steffen Beigang, Dorina Kalkum. 2015. *Deutschland postmigrantisch II. Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu Gesellschaft, Religion und Identität*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Glatzer, Wolfgang. 2004. *Integration und Partizipation junger Ausländer vor dem Hintergrund ethnischer und kultureller Identifikation: Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*.
- Hill, Marc. 2015. Postmigrantische Alltagspraxen von Jugendlichen. In *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*, hrsg. von Yildiz, Erol und Marc Hill, 171-192. Bielefeld: transcript Verlag.
- Karakayali, Katarina und Serhat Stjepandić. 2018. „Ich empöre mich, also sind wir!“ – Solidarität in postmigrantischen Allianzen. In *Heimatkunde - migrationspolitisches Portal*, hrsg. von Heinrich-Böll-Stiftung. Online unter: <https://heimatkunde.boell.de/2018/10/12/ich-empore-mich-also-sind-wir-solidaritaet-postmigrantischen-allianzen> [zuletzt abgerufen am 15.12.2021].
- Markowis, Freya Angelika. 2015. *Mandatsträgerinnen und Mandats-träger mit Migrationshintergrund*. Münster: LIT Verlag.
- Müssig, Stephanie. 2020. *Politische Partizipation von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland: eine quantitativ-empirische Analyse*. Wiesbaden: Springer Verlag.
- Saadaoui-El Amin, Fatima. 2013. *Bi-heimisch, doch wurzellos? Die Frage nach Zugehörigkeit: eine empirische Studie über Jugendliche und junge Erwachsene, von denen ein Elternteil aus Deutschland und der andere aus einem außereuropäischen Land stammt*. Vol. 67. Münster: LIT Verlag.
- Sauer, Martina. 2016. Politische und zivilgesellschaftliche Partizipation von Migranten. In *Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklungen und Stand der Integration*, hrsg. von Brinkmann, Heinz Ulrich und Martina Sauer, 255-279. Wiesbaden: Springer VS.
- Schreier, Margrit. 2017. *Kontexte qualitativer Sozialforschung: arts-based research, mixed methods und emergent methods*. Forum Qualitative Social Research, 18(2), 1-27.
- Wüst, Andreas/Faas, Thorste. 2018. *Politische Einstellungen von Menschen mit Migrationshintergrund*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Meine Probleme sind deine, sind unsere – Reflexion eines Kollektiven Selbstverständigungsprozesses

Alex, Ettol, Gerdusch und Sia

„Wie gehe ich damit um, das eigentlich gewollte Leben im ‚uneigentlichen‘ Alltag nicht (aus-)leben zu können? Welche Momente des Eigentlichen im Uneigentlichen bekomme ich dennoch zu packen? Wie ertrage ich das partiell Unerträgliche? Wie überschreite ich es ohne aktuell wirklich darüber hinwegzukommen? Wie die Bezeichnung schon andeutet, geht es bei der kollektiven Selbstverständigung um eine Verständigung mit mir – dies jedoch mit anderen in einem gemeinsamen Prozess.“ (Meretz 2016)

Was bisher geschah: Um sich mit einem Ablauf angelehnt an die Methode der Kollektiven Selbstverständigung (KSV) über persönliche Erfahrungen in einem feministischen Kontext auszutauschen trafen sich bis zu 15 >> cis weiblich sozialisierte Personen in ihren 20ern regelmäßig in unterschiedlichen WG-Zimmern. Vier Jahre später sitzen vier von uns nun zusammen und denken zurück. Was haben wir da eigentlich gemacht? Wie hat es uns beeinflusst? Würden wir das heute noch einmal so machen?

Alex: Ja, was haben wir da eigentlich gemacht?

Sia: Also... wir waren so ein Freund*innenkreis. Und dann waren da sehr viele Leute, die Ahnung von Psychologie hatten, und ich nicht.

Lachen.

Ettol: Ich weiß noch, Alex, dass du irgendwann ankamst und meintest: Wir sind so eine Gruppe und machen eine Methode aus der kritischen Psychologie...Hast du Bock?

Alex: Ja, ich kam damals darauf, weil ich in einem Archiv Protokolle von so Consciousness Raising Gruppen gelesen hatte und hab dann schon lange gedacht, dass es spannend wäre, das zu machen. Dann hat eine Person dafür die Methode der KSV vorgeschlagen.

Ettol: Wir haben uns getroffen und hatten so einen Ablauf, den ich so semi erinnere...

Gerdusch: Wir hatten da doch immer so Spickzettel.

Alex: Hier schaut: Themenfindung, Problem erörtern, Rückfragen...Und am Ende kommt die gesellschaftliche Ebene.

Sia: Aber zwischen Rückfragen und gesellschaftlicher Ebene gab es doch noch was...

Ettol: Die Prämissen!

Die anderen stimmen lachend zu.

Zur KSV-Methode: Nach einer Einstiegsrunde und der Themenfindung schilderte zunächst eine Person ihr Thema (15 Minuten), woraufhin die anderen anschließend Nachfragen stellen konnten (10 Minuten). Die nächsten 20 Minuten redete dann nur die Gruppe (ohne die Person, die das Thema einbringt, diese hört nur zu) über die möglichen Prämissen (Gründe fürs Handeln), die der Situation und den darin enthaltenden Personen zu Grunde liegen. Anschließend konnte die einbringende Person kurz kommentieren, was sie angesprochen hat und das Gespräch wurde mit allen über die gesellschaftlichen Ebenen des Themas und mögliche Handlungsoptionen abgerundet.

Gerdusch: ...aus welchem Kontext kommt die Methode nochmal?

Ettol: Es ist eine Methode aus der Kritischen Psychologie.

Alex: Ich glaube, das ist schon weggegangen von dem, wie die KSV so ursprünglich gedacht war. Das war auch eine Kritik, die dann bei uns aufkam, dass die Gruppe zu homogen war, also so >> weiß-positiviert und akademisch, und man das ja eigentlich in so sehr inhomogenen Gruppen macht.

Gerdusch: ...weil ja ein Sinn der Methode ist, dass man so verschiedenste Lebensrealitäten zusammenbringt.

Sia: Wobei es doch auch Sinn der Methode war, so hatte ich es verstanden, aus einem feministischen Ding heraus zu sagen, wir teilen ähnliche Erfahrungen und können uns dadurch gegenseitig empowern.

Gerdusch: Das ist vermutlich dann Consciousness Raising... so unsichtbare Strukturen aufzudecken und zu merken wow, 9 von 10 von uns kennen das.³⁶

Beim Consciousness-Raising kamen Frauen „in relativ kleinen Gruppen zusammen, um möglichst frei über ihre Erfahrungen zu

36 Weil wir im gemeinsamen Gespräch gemerkt haben, dass bezüglich der genannten Begriffe große Verwirrung herrscht, hier der Versuch einer Einordnung: Als Kritische Psychologie wird eine Richtung innerhalb der Psychologie bezeichnet, welche sich im Rahmen der Studierendenbewegungen Ende der 60er Jahre in Westdeutschland entwickelt hat, mit dem Ziel, vermeintliche Grundlagen und Annahmen der Psychologie zu hinterfragen und machtkritisch neu zu denken. Hieraus entstand unter anderem die Kollektive Selbstverständigung (KSV) als eine Methode, die sich mit dem Verhältnis von individueller und gesellschaftlicher >> Emanzipation befasst. Consciousness-Raising (CR) ist, ähnlich wie die KSV, ebenfalls eine gruppenanalytische Methode und wurde Ende der 1960er Jahre vor allem von feministischen Gruppen in den USA entwickelt. Im Gegensatz zur KSV ging es beim CR stets vordergründig um einen Zusammenschluss von Menschen, die Teil einer diskriminierten bzw. von der Gesellschaft ausgeschlossenen Gruppe waren und die Methode für sich und für ihr Handeln als politisches Werkzeug nutzten.

sprechen. Daraus sollte die Einsicht erwachsen, dass es sich um geteilte und nicht rein individuelle Erfahrungen handelte. War erst die Gemeinsamkeit der einzelnen Erfahrungen erkannt, sollten Frauen in der Kleingruppe die systematischen, nämlich gesellschaftlichen Ursprünge dieser Erfahrungen erkennen und analysieren und so zu einer umgreifenden Gesellschaftstheorie gelangen. Diese Theorie über die Ursachen und Konsequenzen von sozialer Geschlechterungleichheit wiederum sollte die Basis für politische Aktionen und Interventionen bilden.“ (Ruck et al. 2019, 5)

Ettol: Wir wussten dadurch immer, wenn bei Menschen, die Teil dieser Gruppe waren, irgendwas Krasses im Leben passiert ist, weil wir das häufig auch geteilt haben und einfach diese Regelmäßigkeit hatten über sowas zu sprechen. Wenn ich jetzt so für mich darüber nachdenke, waren da auf jeden Fall Sachen bei, die mir eine Therapie, glaube ich, nicht hätte geben können.

Gerdsch: Mh, voll. Wobei ich mich erinnere, dass immer ganz stark betont wurde, dass es kein Ersatz für eine Therapie ist. Und wir haben versucht auszuloten, was die Gruppe für uns sein kann und was nicht und aus welchen Gründen.

Ettol: Ja, es sollte nicht so sein, dass von den Leuten Sachen abgeladen werden und es die alleinige Verantwortung der Gruppe ist, das halten zu können. Es ging eher um ehrlichen Austausch und Unterstützung, mit einer ganz anderen Rollendefinition als in einer Therapie.

Alex: Ja, für mich lag der größte Wert zum Beispiel im Teilen von kollektiven Erfahrungen. Ich hab mich zwar auch viel theoretisch mit Feminismen auseinandergesetzt, aber hatte das Gefühl, dass wirklich ganz viel meiner feministischen Gesellschaftsanalyse aus der Gruppenerfahrung kam – so ganz viel Wissen über Strukturen und Verhaltensweisen.

Sia: Aber war das nicht auch ein Problem, dass wir uns so auf vermeintlich kollektive Erfahrungen fokussiert haben?

Ettol: Was meinst du damit?

Sia: Wir haben bei der Auswahl der Themen und bei unseren Analysen wenig hinterfragt, dass wir auch voll unterschiedliche Erfahrungen machen und aus unterschiedlichen Perspektiven sprechen. Also ich weiß, dass sich Leute damit nicht wohl gefühlt haben, dass es viel um Hetero-Beziehungen ging, dass es kaum Raum gab für nicht-hetero Konstellationen oder so.

Eine längere Nachdenkpause entsteht.

Alex: Und habt ihr das, was wir getan haben, eigentlich als politisch wahrgenommen?

Ettol: Also, für mich vor allem auf der Ebene ‚Das Private ist politisch‘. Und das war schon auch die Phase, in der ich angefangen habe, mich mit Feminismus zu beschäftigen und damit, wie ich eigentlich von Sexismus betroffen bin. Und auch angefangen habe, mich mit anderen >> FLINAT*-Personen zu verbünden, das gab's so vorher bei mir einfach ganz wenig. Und ich würde das schon als etwas Politisches beschreiben.

Gerdusch: Ja, die Masterfrage: Was war zuerst da – die Politisierung oder die Gruppe? Oder was hat die Gruppe für verschiedene Menschen in ihrem persönlichen Politisierungsprozess beeinflusst?

Ettol: Ich würd sagen, ich hab auf jeden Fall viel gelernt in dieser Zeit – und auch durch die KSV.

Sia: Irgendwie finde ich es gerade krass, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. Es gab KSV, die feministische Stadtrundgangsgruppe, die Theatergruppe, wir waren im Boxen – wie wir jeden Tag 24h miteinander rumgehangen haben. Also ich glaube auch, dass meine Motivation auf jeden Fall war: ‚Es ist politisch‘.

Alex: Ich glaube, für mich hat das in dem Moment auf jeden Fall eine Stärkung gebracht und Analysefähigkeiten und bei mir auch die Fähigkeit, mich zu äußern und eine Stimme zu kriegen. Ich weiß noch, dass mir das auch manchmal abgesprochen wurde, dass es so politisch ist, was wir tun. Und das hat mich doll getroffen, weil ich es schon irgendwie politisch fand und auch super wichtig. Es ging ja häufig um die Frage, wie viel wir nach Außen tragen wollen und wie. Und um folgende Frage: Ist es nur politisch, wenn es Output nach Außen bringt und wie sieht der Output aus – muss der auch kollektiv sein? Oder kann die Erfahrung und das Miteinander kollektiv sein und ist der Output dann eher individuell?

„Was ist Politik? [...] – Politik beginnt in Ihrem Alltag. [...] Politik ist Handeln in Gruppen von Menschen. Handeln ist, wenn Menschen etwas miteinander machen: Wenn Menschen miteinander reden und entscheiden, machen sie Politik. Wenn Menschen Regeln für Gruppen finden, machen sie Politik. Wenn Menschen Entscheidungen für Gruppen treffen, machen sie Politik.“ (Bundeszentrale für politische Bildung 2017)

Sia: Ich glaube, dass diese Erfahrungen mich verändert und dazu geführt haben, dass ich gewisse Ansichten für mich erkannt habe und jetzt dadurch andere Standpunkte formulieren kann.

Ettol: Für mich hat die KSV schon den Einstieg in feministische Räume dargestellt. Wenn ich mich zum Beispiel daran erinnere, dass

Menschen auf der Arbeit sexistische oder transfeindliche Sachen gesagt haben, dann konnte ich etwas erwidern, weil ich mich vorher dazu mit euch ausgetauscht hatte.

Alex: Ja, voll. Für mich war die Gruppe zwar kein Einstieg, aber ein weiterer Schritt hin zu einer Politisierung. Ich finde es spannend, Sia, was du gesagt hast mit den verschiedenen Gruppen, die es damals gab und was für eine Form von Gemeinschaft und Solidarität wir hatten. Das ist voll der wichtige Punkt. Manchmal merke ich, dass es zwar Netzwerke gibt, aber mit den Menschen von damals habe ich so ein Verbundenheitsgefühl auf eine sehr positive Art und Weise. Selbst, wenn wir uns nicht so oft sehen, gibt es eine Grundbasis...

Gerdusch: Wir waren zwar nicht alle best friends, aber wir haben über krass intime Dinge geredet und auch, wenn ich mit den Leuten unterschiedlich viel zu tun hatte im Alltag, habe ich das nie so empfunden, dass verschiedenen Menschen unterschiedlich starkes Vertrauen entgegengebracht wurde. Es war ein grundlegendes Üben im Zuhören-Können und eine Art kollektive >> Care-Arbeit, das finde ich mega wertvoll.

Ettol: Und auch ein Lernen, sich zu zeigen!

Zustimmung.

Alex: Vielleicht gibt es auch einen politischen Moment darin, also so dieses Zuhören bei Leuten, die ich vielleicht noch nicht so gut kenne. Und das ist für mich schon so eine Form von Community und eine Form von Basis. Wenn etwas wäre, wäre das auf jeden Fall grad eine Gruppe an Menschen, die ich kontaktieren könnte.

Ettol: Hm... Obwohl es für mich auf jeden Fall gedauert hat, mich wohlfühlen in der Gruppe. Ich habe euch ja alle erst über die KSV kennengelernt.

Gerdusch: Echt? Für mich warst du viel mehr Teil der Gruppe – also was auch immer das heißt.

Ettol: Also in meinem Kopf warst du viel mehr Teil der Gruppe, Gerdusch!
Alle lachen.

Ettol: Am Anfang dachte ich halt sowas wie: ‚Die sind alle feministisch und übelst links und ich bin nicht cool genug und ich weiß zu wenig und ich kann ja eigentlich nix sagen.‘ Ich hatte auch Angst, etwas Falsches zu sagen, was sich dann nach und nach aufgelöst hat, aber das hat schon gedauert.

Sia: Ich habe mich zwar zum Beispiel sehr als Teil der Gruppe gefühlt, aber ich hatte den Eindruck, dass es sehr krasse Wissenshierarchien gab. Auch spannend mit dir, Ettol, weil ich einfach dachte, dass alle, die Psychologie studiert haben, es voll checken und ich einfach gar nicht und ich sag einfach irgendwas und hoffe, dass es schlau klingt.

Gerdusch: Ich frage mich gerade, was der Mehrwert davon war. Wie unterschiedlich wäre unsere Wahrnehmung gewesen, wenn wir gesagt hätten: Ok, wir treffen uns jetzt jede Woche und reden über eine Situation von einer Person, ohne jegliche Rahmung. Hätte es sich ähnlich angefühlt? Wäre es eher zu Konflikten gekommen, weil Menschen sich widersprochen hätten oder schneller überfordert gewesen wären?

Sia: Als Person, die eine Geschichte teilt, habe ich den Unterschied sehr stark wahrgenommen. Ich kam mir durch die Methode sehr zugehört vor – im Sinne von ernst genommen.

Ettol: Was ich cool fand als Person, die das Thema reinbrachte, war dieser Moment, in dem ich nicht sprechen durfte und die anderen einfach über mich und die Situation geredet haben. Ich frage mich ja oft, was Menschen jetzt denken, wenn ich ihnen etwas erzähle, und das ist schon speziell, dem dann so zuzuhören, vor allem, weil du nicht sofort antworten musst.

Alex: Ich habe gerade noch andere Gedanken dazu im Kopf, die eher mit unserer Struktur zu tun haben. Wir hatten so viel Struktur – wir hatten ein Buddy System, so Ampelkärtchen, es gab Check-In Runden...

Ettol: Stimmt, wie genau haben wir diese Ampeln³⁷ nochmal genutzt?

Sia: Die lagen immer vor uns und wir konnten damit wortlos die Ampeln wechseln, also die Stimmung anzeigen. Also weil Leute ja nicht immer so gut sagen können, wie es ihnen geht. Dann war noch die Idee, dass es eine Buddy-Person³⁸ gab, die die Ampel der Anderen im Blick hat. Damit sehr niedrigschwellig kommuniziert werden konnte, wie die Stimmung ist.

Gerdusch: Aber eigentlich haben wir die in der Praxis kaum genutzt, oder?

Ettol: Nee, gar nicht!

Alle lachen.

Ettol: Dafür hatten wir aber unheimlich viel Spaß, darüber zu reden, was dann wann passieren würde.

Gerdusch: Es gab auch noch diesen Vulkan, der eigentlich auch nie genutzt wurde, oder?

Alex: Ja, das war der Redevulkan. Der konnte in die Mitte gelegt werden, wenn Leute zu dominant reden.

37 Die Ampelkarten sind kleine grüne, rote und gelbe Tonpapier-Stücke mit denen die Teilnehmenden nonverbal ihr aktuelles Wohlbefinden während des gesamten Treffens anzeigen konnten (grün = alles in Ordnung' bis ,rot = mir geht es schlecht')

38 Zu Beginn jedes Treffens taten sich die Teilnehmenden in Buddy-Paaren zusammen. Diese zwei Personen achteten für die Zeit des Treffens aufeinander und unterstützten sich gegenseitig wenn sich eine der beiden Personen unwohl fühlte.

Ettol: Aber ich glaube, dass es den gab, hatte schon einen Effekt. Also, ich weiß auf jeden Fall, dass ich immer dachte, ich darf nicht zu viel reden.

Lachen.

Alex: Im Rückblick merke ich, dass das eine Art und Weise des Feminismus war, die darauf aufbaut, dass es >> Safe Spaces gibt – und ich glaube nicht, dass es die gibt. Ich glaube zwar schon, dass wir uns einen sichereren Rahmen geschaffen haben, aber wir haben auch so getan, als könnten wir es für alle gleich sicher machen, statt einfach in den Konflikt zu gehen und zu besprechen, was Leute konkret brauchen. Ich kann mich daran erinnern, dass es bei einigen Leuten eine Art Sprachlosigkeit gab, bis hin zum völligen Zurückziehen. Das hat wiederum bei anderen mehr Druck ausgelöst, etwas sagen zu müssen, statt einfach zu sprechen. Wir haben das alles ganz doll strukturiert und formalisiert, dadurch haben wir vielleicht auch viel Potenzial weggenommen.

Ettol: Meinst du denn, wir wären bereit gewesen, so einen Konflikt auszutragen?

Alex: Wahrscheinlich eher nicht, nee...

Sia: Ja, das war auf jeden Fall unsere Basis – dass wir uns alle verstehen. Ich würde dir da zustimmen, mich hat das teilweise voll gehemmt. Und gleichzeitig habe ich so viel gelernt – Begrifflichkeiten wie >> Trigger oder >> Trauma habe ich auch zum ersten Mal in dieser Gruppe gehört – ich denke, ich wurde sehr stark sensibilisiert für viele Themen. Ich habe viel mitgenommen, was ich jetzt auch in andere Gruppen hineintrage, dass ich zum Beispiel auf gewisse Dinge achte oder dass ich Methoden zur Hand habe und weiß, was gut funktionieren oder empoweren kann.

Die in den Consciousness Raising-Gruppen „beabsichtigte Bewusstseinsveränderung durch Selbsterfahrung zielte auf eine umfassende Re-Interpretation und Re-Definition des Selbstverständnisses und der Selbstwahrnehmung jeder einzelnen Frau sowie deren Verständnis von Gesellschaft: Nicht persönliche Minderwertigkeit ist die Ursache für das Erleben von Ungenügen, Unsicherheit oder Frustration, sondern das alle Frauen betreffende kapitalistische-patriarchale Geschlechterverhältnis.“ (Dackweiler und Holland-Cunz 1991, 108)

Ettol: Gibt es denn Treffen, die euch besonders in Erinnerung sind?

Alex: Also, ich erinnere mich auch noch an das allererste KSV-Thema: männlich-dominantes Redeverhalten. Das war so ein WG-Küchen-Setting,

alle trinken Wein und ein Typ labert und labert. Ich weiß noch, dass ich das ein krasses Erkenntnis-Ding fand, weil ich Wörter gefunden habe für dieses Verhalten.

Sia: Ja, stimmt, generell ging es ja viel um Themen, die irgendeinen Bezug zu Feminismus hatten. Und ich weiß noch, dass wir uns die Frage gestellt haben, geht es nur um Geschlechtsidentitäten oder Rollenvorstellungen oder können wir über alles reden?

Gerdusch: Gerade habe ich an eine gedacht, wo es um selbstverletzendes Verhalten ging, und da war mir vorher gar nicht klar, wie Leute reagieren werden oder, ob es eine homogene Meinung dazu gibt. Das ist für mich eher ein Gegenbeispiel dazu, dass wir nur über feministische Themen gesprochen haben, wo relativ klar schien, welchen Standpunkte wir haben.

Sia: Stimmt, daran erinnere ich mich auch. Häufig haben wir trotzdem verschiedene Beziehungsdynamiken besprochen, zum Beispiel einmal die Rolle eines biologischen Vaters, der keine Verantwortung übernehmen wollte...

Ettol: Ich hab im Kopf noch die Themen Stalking, Begrabscht-Werden, Gewalt in Beziehungen und der Umgang mit sexuellen Gewaltwürfen im Umfeld...

Alex: Manchmal ging es aber auch einfach um Orgasmen.

Sia: Und einmal haben wir ziemlich lange über >> Popfeminismus diskutiert.

Gerdusch: Ich denk grad noch an einen Abend, der sich um das Thema des (Nicht-)Ausleben-Könnens von Sexualität drehte. Das ist übrigens auch ein Beispiel für mich, dass es in unserer Gruppendynamik auch um unausgesprochene Normen ging. Ich wollte da zum Beispiel gerne Asexualität mal einbringen und habe mich damit sehr schwergetan, weil ich den Vibe der Gruppe als sex-positiv eingeschätzt habe und Angst hatte, der Person damit zu nahezutreten.

Alex: Wobei das ja eigentlich auch der Sinn der Methode war, dass man sich als einbringende Person so ein bisschen rausnimmt und die anderen das Thema dann von der konkreten Person abstrahieren können. Aber das hat natürlich auch voll die Grenzen – dann wirklich alles zu sagen, also, dass es der Person damit nicht schlecht geht.

Ettol: Also, ich weiß noch, wenn es um Handlungsoptionen ging, dann hatten alle immer ganz schnell Ideen, was die Person, die das Thema eingebracht hat, jetzt machen könnte, um ihre Situation zu verbessern. Da fand ich die Struktur schon gut, dass das erst am Ende kam. Und vorher halt erstmal hinterfragt wurde, wieso ist die Situation, wie sie ist oder was führt dazu. Und was gibt es für gesellschaftliche Strukturen oder Mechanismen, die wir da sehen, die da wirken.

Alex: Wobei wir auch nicht so richtig reingekommen sind, dann wirklich empowernde Handlungssachen zu finden... ich hab das Gefühl, wir haben uns in dieser Analyse teilweise ein bisschen verloren.

Ettol: Ja?

Alex: Also, ich bin häufig so rausgegangen: Okay, jetzt haben wir die Scheiße von vorne bis hinten durchanalysiert und was machen wir jetzt damit?

Gerdusch: Ich hätte es jetzt spontan gar nicht so empfunden. Aber, ich glaub, ehrlich gesagt, hab ich auch gar nicht soo viele Themen eingebracht, sondern vielleicht eher die Handlungstipps dann gegeben. (Lachen.) Nee, aber vielleicht war da auch in meinem Kopf der Anspruch gar nicht so mega hoch, nach dem Abend das alles lösen zu können. Und so kleine Handlungsoptionen gab's ja schon meistens, nur ob die dann was gebracht haben, ist vielleicht nochmal eine andere Frage...

Ettol: Ist die Frage, was eigentlich das primäre Ziel der Methode ist... Zustimmung und Lachen.

„Kleingruppen sind nicht dazu da, uns zufriedener und angepaßter zu machen. Wir sollen dort unsere Erfahrungen austauschen, die Gemeinsamkeit unserer Unterdrückung erkennen, politisch daraus lernen. Wir sollen dort eine Wut kriegen, die wir dann im politischen Kampfproduktiv machen können... Unsere Wut auf die Gesellschaft, die uns kaputt macht.“ (Frauengruppe Freiburg 1975 zit. in: Dackweiler und Holland-Cunz 1991, 108).

Sia: Ich find's auch irgendwie spannend, weil ich jetzt so von einigen kritischen Männlichkeitsgruppen gehört hab und ich das Gefühl hab: ahja, ich hab mich ja schon genug durchreflektiert in Gruppen, jetzt sollen das andere mal machen. (Lacht) Also, das stimmt natürlich gar nicht. Aber ein bisschen so wie den Ball abgeben. Also so zurück zu der Frage, was hat das jetzt mit Politisierung zu tun?

Alex: Und es hat schon auch Leuten geholfen, weiter aktiv zu sein, also überhaupt weiter in Gruppen zu sein. Also so diese Auffangstruktur und die Möglichkeit, sich mit Dingen zu beschäftigen in diesem Rahmen. Das finde ich schon auch spannend. Also Politik irgendwie weiter zu denken und die Gruppe als politisch zu betrachten, aber auch als eine Möglichkeit dafür, politisch aktiv bleiben zu können.

Gerdusch: Das würde ich auch sagen. Man kann noch so viele tolle politische Gruppen zusammen machen, aber wenn es vereinzelt Menschen nicht gut geht, halten einen die Gruppen nicht unbedingt. Ich kann mir vorstellen, dass es gut tun kann auch dieser Ebene mehr

Raum zu geben... Und ich find's sehr interessant zu merken, jetzt, wo wir so darüber reden, dass ich so denke: ah ja, das war ja voll sinnvoll und wär eigentlich mal wieder cool. So ein ganz spontanes Gefühl zu dem Ganzen.

Quellen:

- Meretz, Stefan. 2016. *Kollektive Selbstverständigung*. Online unter: <https://www.streifzuege.org/2016/kollektive-selbstverstaendigung/> [zuletzt abgerufen am 03.12.2021].
- Ruck, N., Köhne, M., Beck, M. et al. 2019. Feministische Therapie – frauenspezifische Therapie – gendersensible Therapie. In *Psychotherapie Forum*, 23, 4–10. Online unter: <https://doi.org/10.1007/s00729-019-0111-4>.
- Dackweiler, Regina und Holland-Cunz, Barbara. 1991. Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit. In *Beiträge zur feministischen Theorie & Praxis*, 30, 31, S.105-202.
- Bundeszentrale für politische Bildung. 2017. *Was ist Politik?* Online unter: <https://www.bpb.de/politik/grundfragen/politik-einfach-fuer-alle/259080/was-ist-politik>. [zuletzt abgerufen am 03.12.2021].

„Bitte recht freundlich!“ Ein Plädoyer für mehr Offenheit in linken Strukturen

Leah Lux

Wer mit offenen Augen durch die Welt geht, wird vermutlich vor allem im städtischen Raum auf der einen oder anderen Hausfassade, auf einem Sticker, den man wartend an einer Ampel entdeckt, oder im lokalen Infoladen auf die folgende Symbolik stoßen: Ein großer, dicker Fisch ist dabei, viele durcheinander schwimmende kleine Fische zu fressen. Und dann in einem zweiten Bild der gleiche dicke Fisch, der nun umgedreht von der Masse der vielen kleinen Fische, die in ihrer Gesamtheit einen noch größeren und dickeren Fisch bilden, gefressen wird. „Organize!“ heißt es und die Botschaft ist klar: Als Individuen haben wir progressiv, antirassistisch, antifaschistisch und systemkritisch denkende und handelnde Menschen wenig Chance gegen die dicken Fische unserer Zeit anzukommen, seien es Regierende, Faschist*innen, >> Kapitalist*innen oder andere Menschen mit zu viel Macht. Aber wenn wir es schaffen, uns als Kollektiv oder Bewegungen gut zu organisieren und vor allem: wenn wir viele sind, dann wird es viel wahrscheinlicher, dass wir Wandel in Bewegung bringen. Im Zusammenhalt und in der Kollektivität liegt unsere Stärke – und das in einer Welt, in der es sonst so viel um Individualismus, Selbstoptimierung und Wettbewerb geht.

Die Hauptaussage dieser Fisch-Metaphorik ist also, dass wir möglichst viele sein müssen, um unsere Ziele zu erreichen und da kaum ein Mensch mit politischem Bewusstsein auf die Welt kommt, soll es in diesem Text um die Frage gehen, wie wir es hinbekommen können, mehr Menschen für unsere jeweiligen Kämpfe zu mobilisieren und entsprechend zu politisieren.

Ich selbst habe mich vor circa fünf Jahren über die Arbeit in einer lokalen Geflüchtetenunterkunft politisiert. Ich war 20 Jahre alt und hatte gerade mein Studium in einer Kleinstadt im Osten Deutschlands angefangen. Auf der Suche nach ‚coolen‘ Leuten und aus dem Bedürfnis heraus: „endlich mal etwas Sinnvolles zu machen“, schloss ich mich einer Gruppe an, die vorwiegend aus anderen Studis bestand und die es sich zum Ziel gesetzt hatte, mittels unterschiedlicher Projekte geflüchtete Menschen zu unterstützen. Das war eine spannende Zeit: Wir waren viele – manche von uns neu in der Stadt, manche waren schon eine Weile da – und hatten richtig Lust auf die Arbeit. Die meisten von uns, die im Jahr 2016 zu der Gruppe dazustießen, hätten sich anfangs ganz sicher nicht als ‚politisch‘, ‚links‘ oder gar ‚aktivistisch‘ bezeichnet. Es gab aber

auch ein paar Menschen, die schon länger aktiv waren, die die Gruppe gegründet hatten und sehr wohl wussten, wie politisch das war, was wir da machten. Durch die wöchentlichen Plena im örtlichen linken Kulturzentrum mit anschließender >> Vokü lernten wir ganz automatisch die alternative Szene der besagten Kleinstadt kennen. Für mich waren es die ersten Demos, der erste richtige Kontakt mit geflohenen Menschen und einem ungerechten Asylsystem, mit anderen Menschen, die, wie ich, wirklich was verändern wollten. Und mit einer sogenannten ‚linken Szene‘, die ich durchaus kritisch sah am Anfang.

Ich erinnere mich an ein Gespräch auf einer Party, auf der ich mit zwei Männern ins Gespräch kam und sich bei mir die Frage aufdrängte, was eigentlich diese pauschale linke Ablehnung gegenüber der Polizei sollte. Anstatt mir etwas von >> struktureller Gewalt gegenüber >> BIPOCs oder einem Heer rechter Riot-Cops zu erzählen, grinsten die beiden sich an, lachten ein bisschen über mich und meinten, „dass man das schon merken würde, wenn man mit den ‚Cops‘ zu tun hätte“. Die Antwort reichte mir nicht, aber ich traute mich auch nicht weiter nachzufragen, weil ich das Gefühl hatte, dass die wahre Antwort eigentlich Allgemeinwissen war.

In meiner politischen Anfangszeit fand ich außerdem das häufige Geschimpfe auf den Kapitalismus ziemlich übertrieben und überhaupt das Hinarbeiten auf ein anderes System unrealistisch. Demos á la schwarzer Block fand ich zwar ein bisschen spannend, aber vor allem gruselig und kassierte hin und wieder schiefe Blicke, wenn meine Aussagen nicht dem scheinbaren linken Konsens zu diesen Themen entsprachen.

Durch das In-Berührung-Kommen mit linken Strukturen entstanden viele Fragen in meinem Kopf. Ich verspürte eine Anziehung und war neugierig. Gleichzeitig fühlte ich mich lange nicht zugehörig und hatte das Gefühl, dass meine gelegentlichen Nachfragen als störend empfunden wurden. Mit der Zeit änderten sich die Stimmungen, ich las viel und tauschte mich mit Freund*innen aus. Die Arbeit mit den geflüchteten Menschen prägte und politisierte mich.

Niemand wird mit einem politischen Bewusstsein geboren und man muss Menschen, die neu in politische Kontexte kommen, einen Lernprozess zugestehen. Pauschales Gerede vom Systemsturz, von Hass auf die Polizei etc. kann ziemlich abschreckend wirken auf Menschen, die z.B. nicht von Polizeigewalt betroffen sind und sich einfach noch nicht mit der politischen Dimension der Ungerechtigkeit in unserer Welt auseinandergesetzt haben. Ich habe gerade in den ersten Jahren meines Aktiv-Seins viele Leute kommen und gehen sehen. Natürlich gibt es viele Gründe, warum Menschen nicht aktiv bleiben und Gruppen wieder verlassen, z.B.

Zeit- und Energiemangel auf Grund von Lohnarbeit, Ausbildung oder Studium. Viele dieser Gründe sind gar nicht oder nur zum Teil aus unseren Gruppen und Kollektiven heraus beeinflussbar, aber ich weiß von einigen Menschen, die eigentlich wirklich Lust auf die Arbeit und die Aktionen hatten, die wir mit meiner damaligen Gruppe gemacht haben, aber die sich in der Szene oder von den ‚linkeren‘ Aktivist*innen nicht akzeptiert gefühlt haben bzw. sich mit typischen linken Ausdrücken nicht identifizieren konnten. Das waren niemals Menschen, die für all die Themen wie Antirassismus, Antifaschismus und irgendwo auch für die Systemfrage nicht offen gewesen wären. Es waren einfach Menschen, die bestimmte Gedankenprozesse (noch) nicht durchlaufen hatten.

Ich blieb zwar dabei und verstand mit den Monaten und Jahren immer besser, was mit so manch pauschaler Aussage gemeint war, aber ich betone es nochmal: Es war ein Lernprozess, der vor allem durch die Arbeit mit den Geflüchteten ausgelöst wurde und nicht von den Menschen aus meiner Gruppe, zumindest nicht vordergründig. Ich persönlich verfüge über einen stark ausgeprägten Gerechtigkeitsinn, aber ich bin der festen Überzeugung, dass es fast unmöglich ist, in den Themen Flucht und Migration aktiv zu sein, ohne früher oder später zu erkennen, zumindest wenn man konsequent ist, dass ein Grundproblem in unserer Gesellschaft struktureller Rassismus bzw. der Kapitalismus ist. Es braucht aber manchmal eine gewisse Zeit, um beispielsweise zu verstehen, dass Kriege, bewaffnete Konflikte, Armut und andere Fluchtursachen nicht losgekoppelt von dem Leben und der Politik in Europa entstehen, sondern dass z.B. deutsche Unternehmen durch Waffenexporte mitverantwortlich für Fluchtbewegungen sind. Nicht jede*r weiß Bescheid über deutsche Außen- und Innenpolitik oder Deutschlands Kolonialgeschichte und ihre Auswirkungen bis heute (in der Schule haben die meisten von uns immerhin nichts darüber gelernt).

Wenn man nach dem Kaffeetrinken in der Gemeinschaftsunterkunft anfängt die Fluchthintergründe der Menschen, mit denen man gerade noch zusammengesessen hat, zu recherchieren, oder wenn man zum ersten Mal gesehen hat, was ein Abschiebebescheid für Emotionen auslösen kann, dann macht es früher oder später ‚klick‘. Wenn man anfängt, die Zusammenhänge zu erkennen zwischen den Schicksalen der Menschen, der Politik und dem kapitalistischen System, dann kommt man schnell an den Punkt, wo man alles so offensichtlich falsch und ungerecht findet. Wo man schnell nicht mehr versteht, dass das nicht alle sehen und verstehen. Politisierungsprozesse können ganz unterschiedlich aussehen: Manch eine*r liest schon mit 16 Jahren Marx und Engels, manch eine*r hat einen Freund*innenkreis, mit dem man auf Demos geht oder Eltern, die in Parteien oder anderweitig politisch

engagiert sind. Der hier beschriebene Weg, der mein Weg war, nämlich politisch denken zu lernen, obwohl ich dachte, dass ich „ja nur Menschen helfen will, die es nicht so gut haben wie man selbst“, ist einer von vielen. Aber ich glaube – und deswegen schreibe ich diesen Text – dass Gruppen, die nicht auf den ersten Blick ‚links‘ oder ‚politisch‘ erscheinen, ein großes Potenzial bieten, um vor allem jüngere Menschen zu politisieren und zum politischen Handeln zu bewegen. Fridays for Future hat es vorgemacht, aber es kann genauso gut die Arbeit mit Wohnungslosen, eine feministische Gruppe oder die Geflüchtetenhilfe sein. Was nach humanitärer Hilfe aussieht, ist auch politisch! Es könnte erstmal nichts falsch sein an einem rein menschlichen Bedürfnis ohne politischen Anspruch ‚helfen zu wollen‘. Was es braucht sind Gruppen, Kollektive und Strukturen, die offen sind für politisch unerfahrene Menschen und die es schaffen, das oben genannte Bedürfnis in gelebte Solidarität zu übersetzen. Es braucht Orte, an denen ‚die alten Hasen‘ nicht genervt reagieren, wenn sie Sachen, die scheinbar offensichtlich sind, nochmal erklären müssen. Die nicht mit linken Parolen um sich schmeißen, sondern begleitend zu der Arbeit, die man gemeinsam leistet, Zusammenhänge aufzeigen und Fragen beantworten. Die den neuen Menschen nicht das Gefühl geben ‚zu blöd‘ oder ‚nicht cool genug‘ zu sein, sondern die das Potenzial erkennen, das Menschen mitbringen, die sich immerhin trauen zu einer häufig schon eingespielten Gruppe neu dazuzustoßen. Natürlich sollte es in diesem Zusammenhang auch eine selbstkritische Auseinandersetzung mit dem oben genannten ‚Helfer*innen-Bedürfnis‘ geben, um darauf hinzuarbeiten z.B. >> internalisierte Rassismen und Klassismen zu reflektieren und zu verlernen.

Grundsätzlich geht es darum, Menschen dort abzuholen, wo sie sind und ihnen Raum zu lassen sich entwickeln und dazulernen zu dürfen. Denn dass Politik häufig ungerecht ist und der Kapitalismus natürlicherweise vielen Menschen und der Natur schadet, ist logisch. Wir alle haben diesen Lern- und Erkenntnisprozess durchlaufen, um jetzt mit unseren Ansichten da zu stehen, wo wir sind. Es lohnt sich, sich ab und zu daran zu erinnern, dass man nicht mit der Systemkritik im Kopf auf die Welt kommt. Niemand tut das. Wir alle haben uns auf die eine oder andere Art politisiert und dabei ist jeder Politisierungsprozess sicher so einzigartig, wie wir es sind.

Wenn wir mehr werden wollen – was wir werden müssen, um in unseren Kämpfen erfolgreicher sein zu können – brauchen wir mehr solcher Gruppen, in denen sich Menschen politisieren können. Wir brauchen ein ausgeprägteres und emphatischeres Miteinander zwischen erfahrenen und unerfahreneren Aktiven. Es braucht ein Bewusstsein über die Wichtigkeit und das Potenzial neuer Menschen in unseren

Gruppen und ein konstruktives System der Wissensweitergabe. Buddy-Systeme können da z.B. ein Mittel sein, regelmäßige Klausurtagungen oder das gemeinsame Erarbeiten eines Selbstverständnisses.

Es braucht ein Umfeld, in dem es keine indirekt vorgeschriebenen >> Dresscodes gibt, wo alle Menschen das Gefühl haben, so sein zu können, wie sie sind. Props an meine erste Gruppe an dieser Stelle, das lief neben vielen anderen Dingen echt gut bei uns!

Wofür wir in feministischen, antirassistischen und anderen Kämpfen eintreten, sollte auch nach innen gelten. Ausschlussmechanismen aufgrund von äußerlichen Merkmalen habe ich in meiner zweiten Politgruppe, die durch Menschen aus Antifa-Kontexten geprägt war, selbst sehr stark erlebt:

Als ich zu dieser im halb-privaten Umfeld neu gegründeten Gruppe dazu stoß, war ich immerhin seit fast zwei Jahren aktiv, kannte zwei Leute bereits aus der vorherigen Arbeit und war gerade zum ersten Mal in einem recht bekannten anarchistischen Projekt in Griechenland gewesen. Ich wusste um meine Erfahrung und mir lag das Thema, um das es in der Gruppe ging, extrem am Herzen. Willkommen habe ich mich ungefähr das erste Jahr nicht gefühlt. Jetzt bitte nicht falsch verstehen – schlimm war es auch nicht, aber eben auch nicht nur schön oder einfach Fuß zu fassen. Wäre ich zu dieser Zeit nicht recht selbstbewusst gewesen und hätte ich nicht auf meine Erfahrung bauen können, ich wäre niemals Teil der Gruppe geblieben. Vor allem die von mir weiblich gelesenen Menschen gaben mir teilweise ziemliche lange – manche immer noch, wenn ich ihnen heute über den Weg laufe – das Gefühl, auf Grund meines Aussehens und/oder meiner Art nicht zu ihnen zu passen. Mit meinen langen blonden Haaren, damals schminkte ich mich noch, mit deutlich mehr Farbe in der Wahl meiner Kleidung und einer grundsätzlich erstmal freundlichen Art schien ich für manche nicht ganz ins Bild zu passen.

Ich habe lange gebraucht, um diese Form von internalisiertem Sexismus zu erkennen und sie als solche zu benennen. Sexismus von >> FLINTA*s gegenüber FLINTA*s ist ein Thema, über das wir viel mehr reden müssen. Es kann nicht sein, dass ich mich oder irgendwer sonst auf Grund seines*ihres Aussehens oder einer vermeintlich ‚zu femininen‘ Art ausgrenzt bzw. nicht willkommen fühlt. Ich vertrete einen Feminismus, in dem ich mich nicht an eine männliche Norm anpassen will, was in linken Kreisen häufig auch schwarze Kluft und einen eher rauen Umgang bedeutet. Ich möchte mir vorm nächsten Plenum nicht überlegen müssen, ob mein blauer Pulli ‚zu girly‘ wirkt und somit eventuell nicht ‚links‘ genug ist. Das dunkle bis schwarze Outfit macht bei bestimmten Aktionsformen durchaus Sinn – das bestreite ich nicht

– aber beim Plenum sollte es um meine Ideen, meinen politischen Willen etwas verändern zu wollen gehen und um nichts anderes.

Es ist klar, dass diese Form von Sexismus nur eine Folge eines patriarchalen Gesellschaftssystems ist, in dem Menschen, die als >> cis männlich gelesen werden bzw. sich auch als solche identifizieren, generell im Vorteil gegenüber FLINTA*s sind. Es scheint auf den ersten Blick paradox, aber der hier beschriebene Sexismus von FLINTA*s gegenüber FLINTA*s zeigt nur einmal mehr, wie stark Menschen trotz eigener Betroffenheit patriarchale und sexistische Denkmuster verinnerlicht haben und ‚toxisches‘ Verhalten reproduzieren, ohne sich dessen bewusst zu sein. Er zeigt ebenfalls, dass eine linke Szene keinesfalls frei von Sexismus ist, obwohl dies doch eigentlich so stark unseren kollektiven Werten widerspricht.

Wir müssen anfangen, solches Verhalten zu reflektieren, denn einen der größten Fehler, den wir begehen können, ist es, Menschen, die für die gleichen Kämpfe kämpfen (wollen) und/oder Politisierungspotenzial mitbringen, nicht mitmachen zu lassen. Das führt zu Überarbeitung auf der einen und zu Ablehnung der Szene auf der anderen Seite. Wir müssen nicht alle beste Freund*innen werden, aber etwas mehr Offenheit, Freundlichkeit und Toleranz würde so mancher Gruppe sicher nicht schaden.

Am Ende blieb ich eineinhalb Jahre in besagter zweiter Politgruppe. Ich erkämpfte mir meinen Platz mit Geduld, innerlicher Abgrenzung und Leidenschaft für die Sache. Ein paar meiner Mitstreiter*innen schloss ich richtig ins Herz, in einen verknallte ich mich ein bisschen. Als ich nach über einem Jahr mitdurfte zum Plakatieren, war das wie ein Ritterschlag, der mir indirekt vermittelte, dass ich mich als vertrauenswürdig genug erwiesen hatte, um mich zu halblegalen Aktionen mitzunehmen.

Unsere Gruppe schrumpfte mit der Zeit auf eine Größe von zwei bis sechs Personen. Aktionen wuppten wir am Ende kaum noch. Durch den privaten Rahmen, in dem wir uns trafen, kamen keine neuen Menschen mehr hinzu. Als ich nach dem Abschluss meines Bachelorstudiums wegzog, löste sich die Gruppe auf. In meinem letzten Plenum, das gemütlich bei Keksen und Tee stattfand, schlug ich vor, die Gruppe mehr zu öffnen und auch einmal in der Uni zu mobilisieren. Diese Idee traf leider nur auf Ablehnung, wobei ich nach wie vor glaube, dass man für unser Thema sehr gut auch bei noch politisch eher Unerfahrenen hätte mobil machen können.

Ich will mich hier nicht so darstellen, als würde ich nicht verstehen, wie schön und gemütlich es sein kann in einer Gruppe zu arbeiten, in der sich alle kennen, in der man auf dem circa gleichen Erfahrungs- und Wissensstand ist und in der man eine eingespielte Gruppendynamik

hat. Ich kenne das Gefühl, dass man nicht immer wieder altbekannte Sachverhalte ein ums andere Mal erklären möchte. Ich kenne auch selbst den eben thematisierten Sexismus innerhalb der eigenen Reihen. Auch ich beurteile hin und wieder Menschen auf Grundlage ihres Aussehens und erwische mich bei Gedanken, die diese als nicht „links“ oder politisch genug abstempeln.

Wir sind alle nicht perfekt und das sind Denkmuster, die wir von klein auf anerzogen bekommen haben. Aber wenn wir radikalen Wandel für diese Welt wollen, ist es unverzichtbar, nicht nur nach außen, sondern auch nach innen gegen diese Ausschlussmechanismen anzukämpfen. Dieses typische Ihr-Wir-Denken ist menschlich, aber es ist nichts, was wir so lassen müssen, wenn wir nur in der Lage sind, es zu reflektieren. Außerdem haben wir genug Leute da draußen gegen die sich unsere Kämpfe richten, wir brauchen nicht auch noch Feindseligkeit unter eigentlich Gleich- bzw. Ähnlichgesinnten.

Um den großen dicken Fisch kollektiv fressen oder zumindest ordentlich anbeißen zu können, wenn wir das Klima retten, die Grenzen öffnen und eine Alternative zum Kapitalismus schaffen wollen, müssen wir viel mehr Menschen werden. Lasst uns der Welt und uns selbst zeigen, dass „wir Linke“ nicht nur von offenen Strukturen, einem konstruktiven, hierarchiefreien Miteinander und politischer Partizipation für alle reden. Lasst uns diese Werte leben und sie nahbar machen für Menschen, die sich noch nicht politisiert bzw. organisiert haben. Lasst uns den Menschen zeigen, dass Aktivismus Spaß macht, dass unsere Arbeit unfassbar sinnstiftend sein kann und dass wir unsere >> Utopie eines fairen und antikapitalistischen Miteinanders jetzt schon – zumindest zum Teil – in unseren Gemeinschaften leben. Diese Lebensweise kann, wenn wir dies auch Menschen außerhalb unserer Blase zeigen können, eine ungeheure Anziehung entfalten.

Wir müssen verstehen, dass es Teil unseres Selbstverständnisses und unserer Arbeit werden sollte, neue Menschen in linkes Wirken einzuarbeiten und dementsprechend Raum in unseren Strukturen für neu dazukommende Menschen zu schaffen. Dies ist kein Selbstzweck, sondern wird sich langfristig in unseren Kämpfen auszahlen und auch manch eine*n alten Hasen vor dem Burnout bewahren.

Ich verstehe diesen Text als einen Beitrag zu einer notwendigen innerlinken Debatte. Ich sehe ihn als Denkanstoß und behaupte nicht, dass jeder Gedanke perfekt durchdacht oder fertig ausformuliert ist. Gruppendynamiken können in vielen Bereichen, in denen Menschen zusammenkommen, sehr komplex sein und ich erhebe keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit für hier beschriebene Phänomene. In den letzten Jahren habe ich allerdings in vielen Gesprächen den Eindruck gewonnen,

dass es einigen FLINTA*s vor allem in Bezug auf die Ausschlussmechanismen ähnlich geht. Lasst uns einen Reflexionsprozess in Gang bringen, uns selbst (und da schließe ich mich selbst absolut mit ein) und unsere Gewohnheiten hinterfragen und dafür sorgen, dass unsere Strukturen (noch) offener und freundlicher werden. Für uns selbst, für alle potenziellen Aktivist*innen da draußen, aber vor allem für die Welt, die wir zu einem gerechteren und lebenswerteren Ort für alle machen wollen.

Vom Dabeibleiben

Die Lücke zwischen Anspruch und Realität: Politisch-aktiv-Sein und psychische Krise

Alex Klages

In fast jeder Politgruppe gibt es Menschen, denen es über längere Zeit psychisch nicht gut geht. Manchmal versuchen einzelne, manchmal ganze Gruppen, zu unterstützen. Oft bekommt es aber auch niemand so richtig mit – die Kriselnden kommen irgendwann „einfach nicht mehr zum Plenum“ und keine*r weiß so richtig, was mit ihnen „eigentlich ist“. Vielleicht sind wir selbst diese Person. Vielleicht kennen wir beide Seiten. Einerseits sollen „alle einen Platz in der Gruppe haben“ und es ist „nicht schlimm, wenn du auch mal fehlst“, andererseits fordert die Komplexität von psychischen Krisen mehr als gute Vorsätze und große Worte.

Wie kommt es, dass Menschen in psychischen Krisen immer wieder aussteigen (manchmal schleichend – manchmal plötzlich) und nicht mehr wiederkommen wollen oder können? Wo können wir ansetzen, um unsere politische Organisation auf psycho-emotionaler Ebene nachhaltiger zu gestalten?³⁹ Diesen Fragen versuche ich mich in diesem Text zu nähern. Dabei konzentriere ich mich auf ausgewählte Themen, die meiner Meinung nach dazu beitragen, dass Anspruch und Realität so oft auseinander gehen: der hohe Leistungsdruck, der auch vor linken Kontexten nicht Halt macht, eine patriarchal strukturierte Abwertung von Emotionalität und ein fehlerunfreundliches Klima, das ein gemeinsames Lernen und Ausprobieren von neuen Wegen erschwert.

Dabei erhebe ich natürlich keinen Anspruch auf eine ‚komplette‘ Analyse – vielmehr soll dieser Text als Denkanstoß dienen. Der Text ist außerdem aus einer spezifischen, in vielen Punkten nicht verallgemeinerbaren Position (>> weiß, >> queer, able-bodied, kein akademischer Familienhintergrund) geschrieben, was durch die Schwerpunkte in der Analyse deutlich wird. Das Erfahrungswissen, auf das ich mich beziehe, hat seinen Ursprung in sowohl begleiteten als auch selbst erlebten Krisen, die maßgeblich (wenn auch nicht ausschließlich) mit erlebter sexualisierter Gewalt im Zusammenhang stehen. Die Überlegungen stammen damit sowohl aus meiner Perspektive als Mitglied einer Unterstützungsgruppe,⁴⁰ als auch aus der Perspektive als Betroffene* mit

39 Wer überhaupt erst gar nicht von bestimmten Gruppen erfährt, sich von Ihnen nicht angesprochen fühlt und/oder aus verschiedenen Gründen nicht Teil werden kann oder möchte, ist nochmal eine andere Frage, die zwar auch zentral für eine nachhaltige politische Organisation ist, aber nochmal einen anderen Blickwinkel und einen eigenen Text bräuchte.

40 Mit Unterstützungsgruppen, auch ‚U-Gruppen‘ genannt, sind in linken Zusammen-

Unterstützungsgruppe. Auch wenn die genannten Muster wahrscheinlich auch in anderen Kontexten zu finden sind, beziehen sich meine Erfahrungen vor allem auf selbstorganisierte, großstädtische, vorwiegend *weiße*, (feministische) linkspolitische Zusammenhänge.

Es ist wichtig, in unseren politischen Strukturen nach gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu suchen. In vielen Gruppen gibt es einen starken Fokus auf das Außen, wo der Kampf gegen ‚den‘ >> Kapitalismus, ‚den‘ Rassismus, ‚das‘ Patriarchat etc. stattfindet. Eine regelmäßige und kollektive Auseinandersetzung mit verinnerlichten Anteilen der genannten Machtstrukturen⁴¹ und wie diese unser Denken, Fühlen und Handeln sowie die Struktur unserer Organisation prägen, habe ich in Politgruppen bisher eher selten erlebt. Diese Reflexionsprozesse sind nicht nur wichtig für eine Analyse, sondern haben das Potential, in und zwischen uns die Aspekte zu entdecken, an denen wir ansetzen können, um alternative, kollektive Reflexions- und Umgangsweisen zu entwickeln.

Denn die großen Fragen, die viele von uns beschäftigen sind ja: Was für eine Welt wollen wir aufbauen? Und wie können wir im Kleinen bereits damit anfangen? In den Politgruppen selbst geht dabei oft unter, dass wir nicht nur für die zukünftige Abschaffung von Herrschaftsmechanismen kämpfen können, sondern bereits im Hier und Jetzt in unseren Beziehungen und unserem Miteinander beginnen müssen, etwas zu ändern, wenn wir eine solche Zukunft wollen.

Das Dilemma in der Krise: Funktionieren-Müssen und Leistung als Legitimation

Ich erinnere mich noch gut, wie es sich anfühlte, im Krisen-Modus im Plenum zu sitzen. Dass es mir immer schwerer fiel, mich auf die besprochenen Inhalte zu konzentrieren, weil in mir so viel los war, was ich dort nicht besprechen konnte – zumindest nicht, ohne das Gefühl zu haben,

hängen oft Gruppen gemeint, die sich nach einem Übergriff/einer Vergewaltigung um Betroffene der sexualisierten Gewalt bilden, um einerseits die Betroffene in der Umsetzung eigener Forderungen gegenüber einem/mehreren Täter*innen zu unterstützen, andererseits weitere Folgen der erlebten Gewalt abzumildern und aufzufangen. Damit soll Isolation und Ausschluss von Betroffenen entgegengewirkt werden, welche nicht selten langfristige Folgen für Betroffene nach dem Öffentlich-Machen von Übergriffen und Vergewaltigungen sind.

41 Dabei sind die Auswirkungen von Herrschaftsmechanismen oft so untrennbar miteinander verwoben, dass es manchmal nicht möglich ist, klar auseinander zu dividieren, ob eine gewisse Dynamik, ein gewisses Verhalten etc. nun z.B. auf Rassismus oder Patriarchat oder >> Kapitalismus etc. zurückzuführen ist. Wenn ich also etwas z.B. als einen >> *weißen* Wert beschreibe, stecken da oft auch patriarchale und kapitalistische Anteile mit drin usw.

damit komplett den Rahmen zu sprengen. Die Zeit in unseren Treffen war knapp und vor allem eines war betont wenig da: Kapazitäten. Ich fing an, mich innerlich zu entfernen und mich in Anwesenheit der anderen zunehmend isolierter zu fühlen. Mit den Aufgaben, die ich trotzdem übernahm, kam ich immer schlechter hinterher. Keine anzunehmen, erlaubte ich mir nicht – ich hatte das Gefühl, die anderen im Stich zu lassen. Das Plenum wurde damit zu einer immer größeren Hürde und die Kluft zwischen der Gestaltung unserer Treffen und dem, was ich brauchte, wurde immer größer. Auch wenn ich mir jede Woche aufs Neue vornahm hinzugehen, fing ich an zu fehlen. Ich hatte ständig ein schlechtes Gewissen. Bis ich irgendwann gar nicht mehr kam.

Wenn ich heute darüber nachdenke, fühlte ich damals, dass ich meine Mitgliedschaft in der Gruppe immer wieder durch produktive Beiträge legitimieren musste. Dass es keinen ‚Wert‘ hätte, wenn ich einfach nur dasaß und vielleicht wenig oder gar nichts sagen, beitragen oder übernehmen könnte.

Die Legitimation über sichtbaren ‚Output‘ findet nicht nur auf individueller Ebene, sondern auch auf Gruppenebene statt: Es ist erstaunlich, wie schnell linke Gruppen durch einen länger anhaltenden ‚Mangel‘ an organisierten Veranstaltungen und Aktionen zu verunsichern sind. Andersherum gibt es Gruppen, die bemerkenswert lange drum herum kommen, sich grundlegende Strategie- und Organisationsfragen zu stellen, indem sie immer ‚irgendwas Sinnvolles‘ machen.

Auch wenn in linken Zusammenhängen immer wieder gesagt wird, dass es okay sei, nicht so viel zu leisten und mal keine Aufgaben zu übernehmen, herrscht in einigen Gruppen eine oft unausgesprochene Produktivitätsnorm, die eine gewisse Verfügbarkeit von Kapazitäten und relativ einheitliche Lebensumstände voraussetzt. So ist es zwar vorübergehend tragbar, wenn Menschen mal aus der Norm fallen, aber im Grunde ist in der Struktur kein Platz dafür, dass Menschen in ihrer ‚Funktionalität‘ dauerhaft abweichen. Das führt langfristig dazu, dass sich in vielen politischen Gruppen Menschen mit ähnlichen Hintergründen, psychischen und zeitlichen Kapazitäten etc. wiederfinden.

Befeuert wird diese Dynamik in vielen politischen Gruppen von einer Stimmung hoher Dringlichkeit⁴² bei gleichzeitig konstanter Überlastung. Dieser Druck kommt nicht ausschließlich von außen – er steckt in unseren eigenen Gedanken- und Gefühlsstrukturen. An dieser

42 Dabei sind natürlich alle politischen Themen und Anliegen auf eine Weise dringend. Trotzdem gibt die Reflexion dieser Dringlichkeitsstimmung *weißer* und nicht nur >> kapitalistischer Wert nochmal einen anderen Denkanstoß in Hinblick auf die Frage, wie eine nachhaltigere politische Organisation aussehen könnte. Weiterführend dazu: Jones Kenneth und Tema Okun. 2001. White Supremacy Culture. In *Dismantling Racism: A Workbook for Social Change Groups*. ChangeWork.

Stimmung ist auch keine*r direkt ‚schuld‘, vielmehr kreieren wir sie gemeinsam. Kapitalistisch geprägte Werte wie Individualismus und Leistungsdenken, Abwertung emotionaler Themen und Aufwertung von ‚Logik‘ machen uns – salopp gesagt – zu guten Mitarbeiter*innen – aber zu schlechten Revolutionär*innen. Weniger ‚produktive‘ Aspekte von politischer Arbeit, wie Emotionalität und Beziehungen, bleiben oft Nebensachen.

Klar abgesteckte ‚Orga-Themen‘ werden dementsprechend priorisiert und weniger eingegrenzte, prozessorientierte und emotionale Themen nach hinten verschoben oder ausgelagert. Hinzu kommt der eher ‚starre‘ und nach festen Prinzipien organisierte Charakter, den politische Arbeit, wie ich sie kennengelernt habe, häufig mit sich bringt: Feste Strukturen mit Tagesordnungspunkten, die nacheinander durchgesprochen werden, sehen von sich aus erstmal nicht vor, dass etwas den Ablauf ‚stört‘ (außer es wird als Thema vorher aufgenommen). Das Ziel ist, effizient zu arbeiten. Und ja, dieser Fokus auf ein ‚produktives‘ Vorgehen ermöglicht, viele Themen hintereinander durchzusprechen, schnell Entscheidungen zu treffen und Aufgaben zu verteilen – und das ist manchmal notwendig und nicht grundsätzlich schlecht. Trotzdem spitzt die angesprochene Dringlichkeitsstimmung, zusammen mit einer oft individualistischen Lebensgestaltung,⁴³ die Überlastung Einzelner häufig noch zu.

Natürlich gibt es Methoden, mit denen selbstorganisierte Gruppen auf Probleme dieser ‚Rationalisierung‘ politischer Arbeit reagieren – z.B. (quotierte) >> Redner*innenlisten, >> Konsensprinzip, >> Emo-Plenum. Dennoch: Viele politische Gruppen vermitteln sich vor allem als ‚Arbeitskontexte‘ und sind damit klassischen Lohnarbeitsverhältnissen in einigen Aspekten nicht unähnlich.

Wer Zeit und Ressourcen für ein solches – oft entgrenztes – Arbeiten hat, wer emotionale Bedürfnisse in anderen Beziehungen befriedigen kann und Zugang zu Ressourcen hat, die diesen Stress abfedern können – all das ist ungleich verteilt.

Das notwendige, hohe Level an psychischer und emotionaler Stabilität und Leistungsfähigkeit steht im Widerspruch zu dem Gefühl von ‚Nicht-mehr-funktionieren-Können‘, das psychische Krisen oft kennzeichnet. Für die Gruppen entsteht ein Dilemma zwischen ‚viel schaffen

43 Mit individualistischer Lebensgestaltung ist gemeint, dass der Alltag vieler Menschen aus einer Vielzahl von einzelnen Fragmenten besteht (verschiedene politische Gruppen, Wohnkontexte, Freund*innenkreise, Lohnarbeit etc.), welche die Einzelnen dann individuell ‚managen‘/koordinieren müssen und die Wenigsten in Zusammenhängen leben und/oder arbeiten, in denen der Alltag und seine Aufgaben gemeinschaftlich organisiert sind.

müssen' und ‚Leute mitnehmen‘/‚unterschiedliche Leute reinholen‘. Dass Menschen immer wieder rausfallen und sich Gruppen bezüglich psychischer Stabilität (und vieler anderer Faktoren) homogenisieren, scheint angesichts der vermeintlichen Dringlichkeit unumgänglich oder wird in Kauf genommen. Es führt aber auch zu der bekannten Lücke zwischen dem links-inklusiven Anspruch und der tatsächlichen Realität vieler politischer Gruppen. Eine tiefergehende Reflexion dessen, was eine Organisation entlang kapitalistischer Verwertungslogik für unsere Strukturen bedeutet, würde konsequenterweise bedeuten, dass wir den Fokus von Effizienz auf Beständigkeit und Nachhaltigkeit lenken.

Abwertung emotionaler Arbeit/Privatisierung/ Individualisierung/Auslagerung von Krise

Ich erinnere mich daran, wie ich während der obligatorischen >> ‚Emo-Runde‘ (welche als Methode auch keinen wirklichen Umgang mit den geäußerten Emotionen vorsieht) manchmal genervt war, wenn die ‚Befindlichkeiten‘ anderer viel Raum einnahmen und offenbar alle davon abhielten, mit dem ‚eentlichen‘ Plenum zu beginnen. Die ‚wirkliche‘ Arbeit eben: die Planung von Aktionen und Kampagnen oder die Veröffentlichung von Texten – die Arbeit, die Anerkennung bringt. Die wenig sichtbare emotionale und Beziehungsarbeit der Gruppen fand vor allem außerhalb des Plenums statt – meistens vorstrukturiert durch die schon bestehenden engeren Beziehungen unter den Gruppenmitgliedern. Dort, im ‚privaten‘ Raum, konnte der Austausch darüber, was die Einzelnen gerade so beschäftigt sowie auch Konflikt- und Krisengespräche stattfinden.

Damit wiederholten wir in unserer politischen Arbeit die patriarchal-kapitalistische Trennung der öffentlichen (produktiven) und der privaten (reproduktiven) Sphäre – vor allem die darin verankerte patriarchale Abwertung alles Emotionalen als ‚unwichtig‘ im Vergleich zu allem, was sichtbar, produktiv und messbar ist. Diese Trennung führt zu einer Art künstlichen Gegenüberstellung von einerseits Produktivität und andererseits Emotionalität als sich gegenseitig ausschließend.

Da psychische Krisen oft durch emotionale Belastung, ‚zu viele‘ oder ‚übertriebene‘ Gefühle und/oder innere Taubheit bestimmt sind, bedeutet diese Zweiteilung in ‚gute‘ Produktivität versus ‚lästige‘ Emotionalität nicht selten, dass sich das sowieso vorhandene Belastungserleben bei Menschen in Krisen, deren möglichen Unterstützer*innen und anderen Gruppenmitgliedern noch verstärkt. Auch wenn viele nicht sagen würden, dass psychische Krisen in der Politgruppe nichts verloren haben, zeigt sich auch in unseren Gruppen die

Privatisierung von Gefühlen und die damit zusammenhängende Individualisierung psychischer Probleme.

In der Konsequenz spreche ich mich weder unbedingt für ausgedehntere Emo-Plena (auch wenn das manchen Gruppen vielleicht gut täte) aus, noch dafür, dass jede Politgruppe auch potentiell eine Unterstützungsgruppe sein sollte. Vielmehr geht es um das Entwickeln von politischen Praxen, die beides verbinden: eine produktive Arbeitsweise, in der Emotionalität vorkommen darf und soll.

Ein Beispiel: Unterstützungsarbeit bei sexualisierter Gewalt

Der Mechanismus der Privatisierung von Emotionalität betrifft nicht nur Menschen in psychischen Krisen, sondern auch die emotionale Arbeit der selbstorganisierten Krisenbegleitung. Ein Beispiel hierfür sind Unterstützungsgruppen, die Menschen nach dem Er-/Überleben von sexualisierter Gewalt (nicht selten in linken Kontexten) unterstützen sollen.

Als Mitglied einer Unterstützungsgruppe war mein Alltag ein ständiger Balanceakt zwischen Politisch-aktiv-Sein, arbeiten, studieren und ‚nebenbei‘ Unterstützungsarbeit leisten. Den anderen in der Gruppe ging es damals ähnlich. Trotz der neuen Aufgabe, eine Person in einer Krise zu begleiten, hatten wir an anderen Stellen unseres Lebens kaum Abstriche gemacht – obwohl wir immer wieder betonten, wie wichtig und politisch diese Arbeit ist. Wäre das anders gewesen, wenn die Aufgabe nicht Unterstützungsarbeit, sondern die Planung und Organisation einer großen Aktion oder eines Camps gewesen wäre? Vermutlich schon.

Die Krise unserer Freundin wollte außerdem einfach nicht aufhören. Es wurde immer anstrengender und überfordernder für uns, denn psychische Krisen kennen kein Plenumsende oder können ‚nächste Woche‘ besprochen werden. Die Rollen der Freund*innen und Unterstützer*innen verschwammen. Warum hatten wir uns mit den Anforderungen eines Unterstützungsprozesses so verschätzt?

Unterstützungsarbeit erscheint vielen wie ein erweitertes ‚für-jemanden-da-sein‘, womit die Aufgabe oft automatisch den engsten Freund*innen zufällt. Die Idee dahinter – solidarisch mit Betroffenen sein – ist eine gute. Unterstützende und Betroffene unterschätzen jedoch leider oft die zeitlichen und emotionalen Ressourcen und das hohe Maß an langfristiger Verbindlichkeit, das für Krisenunterstützung notwendig ist. Von den Unterstützenden fordert die Arbeit eine gewisse psychische Stabilität, gute Selbsteinschätzung, möglicherweise einen Umgang mit >> Trauma und Traumareaktionen, einen reflektierten Umgang mit den eigenen Grenzen und möglicherweise eine Auseinandersetzung mit

eigenen belastenden Erfahrungen. Unterstützende müssen sich außerdem darauf einlassen können, dass nicht absehbar ist, wie lange die Begleitung gebraucht wird.

Heute denke ich, dass wir diese Punkte unter anderem aufgrund unserer verinnerlichten Abwertung von Emotionen und Beziehungen übersahen. Die Fehleinschätzung von Unterstützungsarbeit als etwas, das ‚nebenbei im Privaten‘ geleistet wird führt bei einem gleichzeitig oft hohen moralischen Anspruch nicht selten zu Überforderungen, Konflikten, unvermittelten Ausstiegen aus der Unterstützungsgruppe und dadurch zu zusätzlichen Belastungen für die Betroffenen. Insbesondere Betroffene von sexualisierter Gewalt erleben das als erschütternd: Die feministischen Freund*innen, mit denen so oft über die Bedeutung von >> Care-Arbeit und den Abgrund von sexualisierter Gewalt gesprochen wurde, „lassen mich jetzt hängen“.

Diese, trotz aller Schwierigkeiten sehr wichtige selbstorganisierte Polit-Reproarbeit, die dafür sorgen soll, dass Menschen in ihren Krisen nicht alleine sind, dass sie sich emotional wieder stabilisieren können und nicht aus politischer Organisation ausscheiden, wird – wie es die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung nun mal vorsieht – zum großen Teil von >> FLINTA* geleistet.

Es stellt sich also die Frage, wie emotionale Arbeit als Teil politischer Arbeit tatsächlich aufgewertet werden kann und was das, jenseits von Zusprüchen wie: „Na klar, ist emotionale Arbeit auch politisch“ eigentlich bedeutet.

Wenig Raum für Fehler

Als ich mitten in der Krise war, hatte sich mein Kontakt auf ein paar wenige Menschen reduziert. Ich konnte nicht mehr gut auf andere zugehen. Im Nachhinein habe ich gehört, dass Menschen zwar an mich gedacht, sich aber nicht gemeldet haben, weil sie nicht wussten, wie sie sich verhalten sollen. Weil sie Angst hatten, etwas Falsches zu sagen oder zu tun.

Das kam mir bekannt vor: Was, wenn ich die Person aus Versehen >> ‚triggere‘? Oder nicht weiß, was ich sagen soll? Wenn ich keine ‚Lösung‘ habe oder keinen guten Rat weiß – was soll ich denn dann sagen?

Es ist okay, mit den Krisen anderer überfordert zu sein. Es ist auch okay, unsicher zu sein und das darf sich schlecht anfühlen, auch wenn es einer anderen Person offensichtlich noch viel schlechter geht. Doch die Angst davor, Fehler zu machen, führt in solchen Situationen manchmal dazu, dass wir gar nichts tun – wofür wir dann ein schlechtes Gewissen

mit uns herumschleppen. Betroffene Menschen spüren das oft und ich kann aus meiner Perspektive sagen, dass ein „du, ich bin verunsichert, wie ich mich verhalten soll, aber ich sehe deine Situation“ oder ein „ich kann gerade nicht viel geben – sind denn andere da?“ um einiges besser gewesen wäre, als das Gefühl, aufgrund der Unsicherheit der anderen gemieden zu werden.

Neben biographischen und sozialisationsbedingten Aspekten ist es auch ein verinnerlichter Perfektionsanspruch⁴⁴, der dazu führt, dass wir glauben, alles durchdacht und ausgefeilt haben zu müssen, bevor wir uns trauen, überhaupt irgendetwas zu tun. Darunter liegt die Angst, abgestraft zu werden, denn Fehler gehören in dieser Logik nicht dazu, sondern weisen eher darauf hin, dass etwas nicht gut genug durchdacht wurde. Fehler sind Defizite und es ist unsere alleinige Verantwortung, wenn sie passieren. Fehler lösen oft unmittelbare Gefühle von Schuld und Scham aus. Unser Umfeld erscheint uns feindselig – es geht nicht darum, gemeinsam auszuprobieren und zu lernen, sondern darum, wer das ‚Richtigste‘ macht, was alle anscheinend von vornherein wissen (müssen).

Auch in linkspolitischen Gruppen wird oft auf subtile Art und Weise vermittelt, dass für Fehler und Zweifel wenig Platz ist. Es gab eine Zeit, da habe ich mich nicht getraut nachzufragen, wenn ich bestimmte Begriffe und Wörter nicht kannte, aus Sorge, ‚enttarnt‘ zu werden als eine, die sich nicht genug informiert hat oder einfach nicht ‚dazugehört‘. Ich habe neue Begriffe aufgenommen und alte abgelegt, weil es anscheinend so richtig war, ohne den Hintergrund dessen zu verstehen. Denn ein fehlerunfreundliches, angespanntes Klima führt eher dazu, dass wir uns anpassen und das Verhalten der anderen imitieren, anstatt das Risiko einzugehen, möglicherweise ausgeschlossen oder als nicht ‚aware‘ genug abgestempelt zu werden, wenn wir Unsicherheit und Zweifel äußern.

Dieser Anspruch an unser eigenes Verhalten, zusammen mit der Angst vor Ausschluss/Sanktionierung, verhindert, dass wir ins Gespräch mit Menschen gehen, die Unsicherheiten bei uns auslösen (sei es durch psychische Krisenzustände oder durch eine gesellschaftliche >> Positionierung, die sich von unserer unterscheidet). Dass wir uns in erster Linie selbst bilden müssen und nicht daraufsetzen dürfen, dass Menschen, deren Perspektive wir nicht kennen, uns alle Antworten geben, ist keine Frage. Dennoch – unter ständiger Angst, etwas falsch zu machen und ohne Raum für Fragen, Unsicherheiten, Austausch und

44 Auch hier kann eine Reflexion von Perfektionismus als nicht ausschließlich >> kapitalistischer, sondern auch als *weißer* Wert, einen wertvollen Denkanstoß geben → Weiterführend dazu: Jones Kenneth und Tema Okun. 2001. White Supremacy Culture. In *Dismantling Racism: A Workbook for Social Change Groups*. ChangeWork.

Dialog wird es schwerer, wirklich miteinander in Beziehung zu treten und damit eine Basis für eine nachhaltigere Organisierung zu schaffen.

Und was heißt das jetzt?

Psychische Krise und politischen Aktivismus zusammenzubringen, ist eine Herausforderung. Nicht nur für die Menschen, die akut in Krise sind, sondern auch für die Menschen und Strukturen drum herum. Neben anderen Herrschaftsmechanismen organisieren Kapitalismus, Patriarchat und *weißes* Überlegenheitsdenken wie wir Politarbeit begreifen und strukturieren. Wenn wir uns tiefer mit den genannten Mustern in unserem Denken, Fühlen, Handeln und unserem Miteinander beschäftigen, können Ansatzpunkte entstehen, um *kollektive* Umgangsweisen mit Leistungsdruck, der Abwertung von Emotionalität und unserem Umgang mit Fehlern und Kritik zu finden, die uns dem näherbringen, wofür wir kämpfen.

Dabei geht es vielmehr um eine Haltung als um ,die eine Lösung'⁴⁵. Es geht um ein grundsätzlicheres Um-lernen, Um-denken, Um-organisieren, ums Ausprobieren und gemeinsam zu Lernen. Ein guter Bezug zu unseren Emotionen kann dabei ein Kompass sein. Wichtig ist, dass wir beim Ausprobieren nicht perfekt sein müssen. Wir müssen akzeptieren, dass wir Fehler machen, vielleicht auch verletzen und verletzt werden. Wir brauchen das Vertrauen, dass wir alles versuchen, dass Letzteres nicht passiert. Dafür braucht es Zeit, Geduld mit uns selbst und miteinander. Es braucht Mut, unterschiedliche Ideen für innere Arbeit gemeinsam auszuprobieren, denn wenn wir diese innere Arbeit nicht machen, fallen wir immer wieder in dieselben Muster zurück. Dabei müssen wir aufhören, uns von unseren hohen Ansprüchen ausbremsen zu lassen.

Denn eine politische Organisierung, in der verschiedene Facetten des menschlichen Erlebens, Fühlens und Denkens nicht aufgeteilt und ausgelagert werden müssen, ist eine nachhaltigere und widerstandsfähigere Organisierung – für alle Beteiligten.

45 Vielerorts gab und gibt es inspirierende Auseinandersetzungen mit diesen Themen sowie Versuche und mutige Experimente mit alten Mustern zu brechen und sie durch neue, kollektivere Formen zu ersetzen. Unterstützungsarbeit kollektiv zu organisieren ist einer dieser Versuche und ich bin dankbar, dass es ihn gab, genauso wie für die starken Beziehungen zu Freund*innen, die mir durch die Krise geholfen haben.

Inspirationsliste

Natürlich sind diese Überlegungen nicht in einem Vakuum entstanden, sondern sind von verschiedenen Gesprächen, Arbeits- und Kollektivzusammenhängen, Workshops, Vorträgen, Texten und Büchern inspiriert. Deshalb habe ich anstatt eines Quellenverzeichnisses eine Inspirationsliste angefügt.

- adrienne maree brown – emergent strategy (AK Press, 2017)
- adrienne maree brown – pleasure activism (AK Press, 2019)
- Eva von Redecker – Revolution für das Leben (S.Fischer Verlage, 2020)
- Kenneth Jones & Tema Okun – White Supremacy Culture (from: Dismantling Racism: A Workbook for Social Change Groups, ChangeWork, (2001)
- Melanie Brazzell – Was macht uns wirklich sicher? – Toolkit zu intersektionaler transformativer Gerechtigkeit jenseits von Gefängnis und Polizei (edition assemblage, 2018)
- Silvia Frederici – Kaliban und die Hexe (mandelbaum Verlag, 2017)
- Silvia Frederici – Aufstand aus der Küche (edition assemblage, 2012)
- Timo Luthmann – Politisch aktiv sein und bleiben (Unrast Verlag, 2019)
- Tupoka Ogette – Exit Racism (Unrast Verlag, 2018)
- The resilience toolkit – von ‚lumos transforms‘ (3-teiliger online Workshop, 2021)
- Seminar zu nachhaltigem Aktivismus (KoKo-Kollektiv, 2020)
- Impulse und Ideen von Teilnehmenden aus selbst gegebenen Seminaren und Workshops zu Themen Emotionalität und psychische Krise in linken Zusammenhängen/Kritik und Fehlermachen in linken Gruppen (mit unserem Kollektiv ‚beziehungsweise*n‘)

„Wir sind überall“

Politisierung in der wachsenden Klimabewegung

Mark Laade

Meine Mutter, die wusste, dass ich auf den G8-Gipfel nach Heiligendamm (2007) fahren wollte, schenkte mir einige Wochen bevor es losging ein Buch, das sie zufällig im Buchladen gesehen hatte. *Wir sind überall* (vgl. Notes from Nowhere, 2007), eine Ansammlung von Geschichten über Aktionen und Gipfelproteste der globalisierungskritischen Bewegung, angereichert mit teilweise sehr pathetischen Zitaten. Das Buch potenzierte meine Vorfreude auf den Gipfel. Die darin enthaltenen Geschichten zeugten von einer anderen Realität. Sie rochen nach Widerstand und einem Leben, das sich gänzlich von meinem Leben (in einem kleinen Dorf in Süddeutschland) unterschied. Ich denke, dass dieses vage Gefühl und die Sehnsucht nach einem bewegten Leben wichtiger, wenn auch eher selbstbezogener, Grund für mein Politisierung war. Daraus ergibt sich für mich, dass es sich lohnt Geschichten zu erzählen, die für andere eine Anziehungskraft entfalten. Mit meiner Reise zum Gipfel änderte sich für mich Vieles, mein Interesse an linker Politik wurde in die Praxis überführt. Die Gipfelproteste in Heiligendamm hatten zum Ziel die >> hegemoniale Erzählung von der Alternativlosigkeit des >> Kapitalismus zu brechen. Ein Angriff auf diesen Status Quo erschien fast undenkbar. Ich wurde Teil einer Bewegung, die diesen Angriff wagte und obwohl meine Beteiligung marginal war, ich beispielsweise im Vorfeld keine organisatorischen Aufgaben übernommen hatte und auch sonst in keiner Gruppe aktiv war, hatte ich ein nie dagewesenes Gefühl der Selbstwirksamkeit. In Heiligendamm war linke Politik omnipräsent, wir waren überall. Hinzu kam, dass für mich diese viel zitierte, andere Gesellschaft auf den Protestcamps, in den Blockaden, Aktionen und Demos selbst greifbar wurde. Ich fühlte das, was John Holloway in seinem Buch *Kapitalismus aufbrechen* (2021) umschreibt. Der >> emanzipatorische Reichtum wurde in den gegenwärtigen Kämpfen gegen den Gipfel erlebbar und blieb nicht abstrakt, irgendwo in einer post-revolutionären Zukunft verortet.

Da so vieles für mich neu war, blieben mir auch kleine Beobachtungen, die mich beeindruckt hatten, im Kopf. Zum Beispiel erinnere ich mich, dass ich beim Trampen nach Hause von einem anderen Teilnehmer der Gipfelproteste mitgenommen wurde. An einer Autobahntankstelle trafen wir auf jede Menge Polizist*innen und überall

standen Wannen.⁴⁶ Der Fahrer meines Autos ist auf eine Gruppe von ihnen zugegangen und hat sie direkt mit seiner Meinung zu ihrem Einsatz auf dem Gipfel konfrontiert und ihnen in deutlichen Worten zu verstehen gegeben, was er von ihnen hält (ohne den Straftatbestand der Beleidigung zu erfüllen). Ich fand das damals ziemlich mutig und war ganz schön beeindruckt, dass er nicht von so einer Masse an uniformierter Autorität eingeschüchtert war. Auf dem Gipfel war ich oft in der Beobachter-Position. Natürlich war ich auch gleichzeitig mitten im Geschehen, aber bestimmte Verhaltensweise, z.B. sich nicht von Autoritäten einschüchtern zu lassen, haben mir Mut gemacht und mich mein eigenes, in anderen Situationen angepasstes, Verhalten hinterfragen lassen.

Als ich beim Schreiben dieses Textes wieder an das Buch *Wir sind überall* denken musste, habe ich es nochmal bei einem Second-Hand-Versand bestellt. Die erste Seite war mit einer Widmung versehen. Dem 22-Jährigen, an den sich diese richtet, wird unterstellt sich nicht für die Ungerechtigkeiten auf der Welt zu interessieren. Die Verfasserin, seine Tante, fordert ihn auf „was los zu machen“ und bringt ihre Hoffnung zum Ausdruck, ihn durch das Buch zur Einmischung zu ermutigen. Bei mir selbst hat es diese Wirkung nicht verfehlt.

Geschichten und Bücher waren für mich immer wichtig. Meine Eltern stammen nicht aus einem akademischen Milieu, aber bei uns Zuhause wurde viel gelesen. Da meine Eltern Sympathien hegten für die >> Anti-AKW-Bewegung und den Befreiungskampf in Nicaragua⁴⁷, hatte ich früh Zugang zu politischen Büchern. Allerdings konnte ich das Gelesene kaum diskutieren, ich war in meinem Umfeld mit diesem Interesse isoliert und es gab keinen Resonanzraum für linke Politik in meinem Freund*innenkreis. Dementsprechend war der G8-Gipfel, mein erstes politisches Großevent, wie ein Befreiungsschlag. Endlich hatte ich all das in gebündelter Form, wovon ich davor nur vom Hören-Sagen wusste.

Kurz auf die Gipfelproteste in Heiligendamm folgte mein Umzug in eine andere Stadt. Ich schwamm immer noch auf der Euphoriewelle, der in Heiligendamm gemachten Erfahrungen, und begann sehr schnell mich nach Möglichkeiten umzusehen, mich politisch zu betätigen. Auf einem Wochenend-Workshop bin ich dann auf eine Gruppe von Menschen gestoßen, die ähnliche Erfahrungen auf dem Gipfel gemacht hatten. Ich erinnere mich noch, wie herzlich die Stimmung im Seminarhaus war. Obwohl ich zu diesem Zeitpunkt wohl ziemlich uninformiert war über viele Diskussionen, die die radikale Linke umtrieben und

46 Umgangssprachliche Bezeichnung für einen Mannschaftswagen der Polizei.

47 1979 stürzten die Sandinist*innen, eine linke Guerilla, die Somoza-Diktatur in Nicaragua. Zur Unterstützung der Sandinist*innen bildeten sich weltweit Solidaritätsgruppen.

vermutlich in einige Fettnäpfchen getreten bin, hatte ich das Gefühl willkommen zu sein. Da ich teilnahm ohne Andere zu kennen, musste ich zwangsläufig in die Interaktion gehen. Viele der Menschen, die ich dort traf, wurden im Laufe der Jahre zu engen Freund*innen und Genoss*innen. Zwei von ihnen hatten glücklicherweise ein Zimmer in ihrer WG frei und ebneten mir damit den Weg auch mit politisch aktiven Menschen zusammenzuleben.

Erste Schritte einer neuen Bewegung

Als in Deutschland das erste Klimacamp 2008 in Hamburg stattfinden sollte, klinkte sich die Gruppe, in der ich damals aktiv war, in den Vorbereitungsprozess ein. Das erste Klimacamp markierte auch den ersten Schritt in einem neuen Zyklus von ‚Umweltkämpfen‘. Die Idee der Camps gegen die Klimazerstörung war kurz zuvor aus Großbritannien nach Deutschland geschwappt. Ein Jahr (2009) später hatten Aktivist*innen neue Energie bei den Mobilisierungen gegen den Klimagipfel in Kopenhagen gesammelt. Im internationalen Austausch hatte sich dort die Erkenntnis durchgesetzt, dass es wichtig ist, an die Orte der Zerstörung zu gehen und vor Ort aktiv zu werden. Dieser Gedanke legte den Grundstein für den Widerstand im Rheinischen Braunkohlerevier. Es waren die ersten Schritte einer neuen, antikapitalistische Klimabewegung, der ich mich zugehörig fühlte.

Was los machen

Für meine Politisierung war es wichtig zu erkennen, dass mein Tun einen Effekt haben kann. Es ist meistens schwer nachzuvollziehen, welche Auswirkung der eigene Aktivismus auf die uns umgebenden Verhältnisse hat. So gut wie nie stellt sich die Veränderung ein, die wir uns erhoffen oder die es bräuchte. Es ist ein schmaler Grat, Menschen einerseits Hoffnung auf Veränderung zu machen und unsere Einflussmöglichkeiten gleichzeitig nicht zu übertreiben. Dafür ist es wichtig sich bewusst zu werden, dass es nicht ausschließlich darum geht, sich auf unmittelbare Auswirkungen zu fokussieren, sondern Bewegungsaufbau zu betreiben, andere zu >> empowern, uns vorzubereiten auf Momente, in denen Brüche entstehen. Dafür, dass wir „etwas los machen können“, wie die oben zitierte Tante es sich mit ihrer Widmung wünscht, gibt es in der Klimabewegung einige Beispiele. Hier habe ich die Erfahrung gemacht, dass es sich lohnt am Ball zu bleiben. Ich habe immer wieder Momente erlebt, in denen zu spüren war, dass sich der Wind dreht. Dass

wir uns zu einem relevanten Faktor entwickelt hatten, der die Hegemonie des zerstörerischen Status Quo ins Wanken brachte.

Als ich 2010 zum ersten Mal im Rheinischen Revier⁴⁸ war und mir das Ausmaß der Zerstörung klar wurde, gab es kaum ein öffentliches Bewusstsein für die Braunkohle und ihre Rolle als Klimakillerin. Angela Merkel hatte sich, nicht ohne einen gewissen Erfolg, als ‚Klima-Queen‘ inszeniert. Deutschland galt zu diesem Zeitpunkt als Vorreiter für erneuerbare Energien und es war weitgehend unbekannt, dass in Deutschland das Rheinische Revier, die größte CO₂-Quelle Europas, liegt. 2021 – nach unzähligen Klimacamps, Aktionen, dem Aufkommen von Fridays for Future (FFF) und den Auseinandersetzungen um den Hambacher Wald (Hambi)⁴⁹ – hat sich das grundlegend verändert. Obwohl diese Verschiebung in der Wahrnehmung vieler Menschen stattgefunden hat, spitzt sich die Klimakrise ungebremsst zu. Der Klima(gerechtigkeits-)bewegung ist es also auf der diskursiven Ebene gelungen, das Thema zu setzen und die Bewegung ist stark angewachsen. Allerdings scheitern wir regelmäßig daran, diese öffentlichen Debatten und unsere ‚Macht in Masse‘ in reale Veränderungen zu überführen. Der Kapitalismus hat die Welt fest im Griff und steuert diese ungebremsst in die Katastrophe. Nein, es ist sogar noch schlimmer, für sehr viele Menschen auf diesem Planeten ist die Katastrophe längst Alltag und nicht ein beängstigendes Zukunftsszenario. Die aktuellen Kräfteverhältnisse deuten nicht darauf hin, dass sich daran schnell etwas ändern wird. Und trotzdem – es gibt sie – die Geschichten, die bezeugen, dass es nicht so bleiben muss, wie es ist, dass wir etwas reißen können. Eine davon ist die des Hambacher Walds.

Mit Baumhäusern gegen Bagger

Es war ein wunderschöner Frühlingstag, Sonnenstrahlen fielen durch die Bäume, auf einem kleinen Waldfest spielte Klaus der Geiger, eine Straßenmusiker-Koryphäe aus Köln. Polizist*innen waren keine aufgetaucht. Nach dem Konzert liefen wir in einem Demo-Zug durch den Wald und endeten an einer Lichtung, an der bereits Plattformen in die Bäume gezogen worden waren. Ein paar Personen hingen an Kletterseilen in der Luft. Wir wurden mit Jubel und gerufenen Slogans empfangen. Das Gefühl der Freude stieg in mir auf, das immer dann eintritt, wenn ich realisiere, dass alles gut gelaufen ist und wir unseren

48 Das größte mensch-gemachte Loch in Europa zwischen Köln und Aachen. Tagebaugebiet, in dem Braunkohle abgebaut wird.

49 Seit 2012 besetzter Wald in Nordrhein-Westfalen gegen die Ausweitung des Braunkohletagebaus Hambach. Dieser wird von RWE, einem der größten deutschen Energiekonzerne, betrieben.

Plan umsetzen konnten. So unspektakulär verlief die Besetzung des Hambacher Forsts. Dass es sechs Jahre später eine erbitterte Auseinandersetzung um diesen Wald geben und kein Medium über Wochen ohne einen Beitrag über den Hambi auskommen sollte, davon ahnten wir nichts. Wir hätten es sicher nicht für möglich gehalten. Aber so war es: als 2018 geräumt werden sollte, haben sich ca. 50.000 Menschen für eine Großdemo am Wald eingefunden. Hacker*innen haben die Seite von RWE lahmgelegt. Ein Maschinenverleih konnte durch einen Hallenbrand davon überzeugt werden, keine Hebebühnen für die Räumung an die Polizei zu verleihen. Eine Aktionsgruppe hat parallel zur Räumung das RWE-Kraftwerk Niederaußem durch eine Blockade zum fast vollständigen Herunterfahren gezwungen. Diese Auflistung könnte noch lange weitergehen. Gemein war all diesen Ereignissen, dass sie mir zeigten, was aus einer Aktion entstehen kann. Ein Teil des Hambacher Waldes steht noch heute. Auch das hätten wir nicht für möglich gehalten. Ingeheim gab es auf der Waldbesetzung die Haltung, dass der Wald Symbolkraft hat, dass damit die Klimakrise in die Diskussion gebracht wird, dass es einen Ort geben muss, an dem sich die Klimabewegung treffen, vernetzen und gemeinsam kämpfen kann – aber, dass die Bagger in diesem konkreten Fall noch aufzuhalten sind? So richtig haben wir nicht daran geglaubt.

Wenn wir über Politisierung sprechen, stellt sich auch immer die Frage, wen wir dabei im Auge haben. Im Hambacher Wald haben z.B. die sonntäglichen Waldspaziergänge einen wichtigen Anknüpfungspunkt zwischen den Besetzer*innen, den regionalen Bürger*innen-Initiativen und der interessierten Öffentlichkeit geschaffen. Viele Menschen, die mit einer gewissen Skepsis gegenüber den im Hambi praktizierten Aktionsformen teilnahmen, konnte durch den direkten Kontakt ein anderes Bild vermittelt werden. Die Waldspaziergänge leisten damit einen wichtigen Beitrag zur politischen Meinungsbildung der Besucher*innen und sind eine gute Einstiegsmöglichkeit, um sich stärker einzubringen.

Waldbesetzungen, Klimacamps, Kristallisationspunkte

In der Klimabewegung sind die Waldbesetzungen wichtige Orte der Politisierung, vergleichbar mit besetzten Häusern im städtischen Kontext. Auch wenn wir das Private als politisch betrachten, bleiben die verschiedenen Sphären im Alltag oft erhalten und zumindest teilweise voneinander getrennt. Das ‚Politik-Machen‘ findet meistens an den dafür vorgesehen Orten statt – der Demo, dem Raum der Polit-Gruppe etc. Natürlich steht auch in einer Waldbesetzung nicht immer der Kampf gegen die fossile Industrie im Vordergrund, allerdings ist die ganze

Organisation des Alltags unmittelbarer damit verknüpft. Ein Baumhaus ist sowohl ein Zuhause als auch ein direkter Schutz für den Wald. Eine Waldbesetzung bietet eine sehr direkte Möglichkeit sich am Kampf gegen Klimazerstörung zu beteiligen und gleichzeitig einen Raum, in dem Erfahrungen geteilt und politische Diskussionen geführt werden.

An den Waldbesetzungen lässt sich auch festmachen, welche Entwicklung die Klimabewegung in Deutschland in den letzten Jahren durchlaufen hat. Während im Hambacher Wald über Jahre hinweg Aufbauarbeit geleistet wurde und Aktivist*innen auch lange Durststrecken mit Minimal-Besetzung durchlebten, entfaltete sich im Dannenröder Forst (Danni)⁵⁰ eine rasante Dynamik innerhalb eines Jahres. Um das Ausmaß zu verdeutlichen: Es gab eine Küchen-Infrastruktur, die über Monate hinweg täglich hunderte Menschen versorgte; Baumhaus-Nachbar*innenschaften, die an Größe und Ausstattung den Hambacher Wald übertrafen; ein Presse-Camp in der angrenzenden Ortschaft; eine Vielzahl an Barrikaden, die bei Räumung über Nacht erneuert wurden, und eine enge Vernetzung zwischen lokalen Initiativen und den Besetzer*innen. All dies konnte auch dann noch aufrechterhalten werden, als die Temperaturen fielen und aufgrund der Pandemie kaum die Möglichkeit bestand, sich in warmen Räumen aufzuhalten. Auffällig war auch, dass sich viele junge Menschen, die beispielsweise bei FFF ihre ersten Erfahrungen gesammelt hatten, der Besetzung anschlossen und im Wald ein vielfältiger Austausch- und Erfahrungs-Raum entstanden ist. Bereits der Hambacher Wald wurde von Aktivist*innen oft mit einem Augenzwinkern als ‚Durchlauferhitzer‘ bezeichnet, ein Schmelztiegel für Ideen, Erfahrungen über Aktionsformen, Theorie und Praxis. Ein Phänomen, das sich im Danni multipliziert haben dürfte.

Viele von uns kennen sie, die Geschichten von Menschen, die einen kurzen Abstecher in eine Waldbesetzung planten und dann Monate später dort immer noch anzutreffen waren. Eine Freundin berichtete mir z.B., dass sie zwei aufeinandertreffende Ereignisse in eine Waldbesetzung gebracht haben. In ihrer Wohnung gab es einen Wasserschaden, der das Gefühl sich dort nicht mehr so richtig wohlfühlen, verstärkt hat. Gleichzeitig landete in ihrem Email-Postfach eine Anfrage Workshops zur emotionalen Vor- und Nachbereitung von Aktionen im Danni zu geben. Ein kurzer Abstecher wandelte sich zu einem Aufenthalt von mehreren Monaten, in dem sie den Wald nur dreimal kurz verlassen hat. Sie beschreibt diese Zeit als sehr intensives Zusammenleben mit Menschen, die wichtige Impulse bei ihr setzten. Zu sehen, wie dann mit staatlicher Gewalt dieses mühsam aufgebaute Gewebe sozialer

50 Waldbesetzung in Hessen, die sich gegen den Ausbau der A49 und die dafür nötige Zerstörung eines Waldes richtete. Die Besetzung wurde Ende 2020 geräumt.

Beziehungen, das alternative Zusammenleben und der Wald zerstört wurden, war für sie emotional belastend. Sie wurde dadurch aber auch in ihrer Haltung gefestigt und in ihrem Wunsch bestärkt, weiter in der Bewegung aktiv zu sein. Zu diesem Zeitpunkt gab es eine Vielzahl kleiner Waldbesetzungen im deutschsprachigen Raum. Freund*innen von ihr wollten direkt nach dem Danni in eine weitere Besetzung fahren. Für sie stand aber erst mal eine Pause an und es gab den Bedarf das Erlebte zu verarbeiten. Das Bedürfnis nach einem Rückzugsort und einem geregelteren Tagesablauf hatten viele mir bekannte Personen nach Räumungen. In turbulenten Räumungssituationen gibt es meistens so gut wie keine Möglichkeit das Erlebte zu reflektieren, geschweige denn eine Pause einzulegen. Oft besteht vor allem im Anschluss der Bedarf nach einer Bezugsgruppe, die die gemachten Erfahrungen nachempfinden und die teilweise >> traumatische Erlebnisse mit der Polizei auffangen kann.

Enge, kontinuierlich arbeitende (Bezugs-)Gruppen

Den Raum zu haben, um Aktionen emotional vor- und nachzubereiten, ist nur *ein* wichtiger Grund für Bezugsgruppen. Über die Jahre ist eine enge und verbindliche Bezugsgruppe auch für mich immer wichtiger geworden. Ich bin Teil einer überschaubaren Gruppe, die eine hohe Kontinuität und Verbindlichkeit aufweist. Auch wenn wir die Gruppe immer wieder für neue Menschen öffnen, ist der Kern über die letzten Jahre erhalten geblieben und es existiert ein hoher Grad an Vertrautheit. Hinzu kommt, dass sich in der Klimabewegung das Thema ‚nachhaltiger Aktivismus‘ als wichtiger Pfeiler etablieren konnte. Wir verwenden daran anknüpfend bei unseren Treffen immer Zeit darauf, über die Befindlichkeit der Einzelnen in der Gruppe und im Allgemeinen zu sprechen. Dadurch wird es möglich, Krisen zu erkennen und zu schauen, wie wir als Gruppe damit umgehen können. Außerdem ist meine Bezugsgruppe der Ort, an dem wir die Situation analysieren und überlegen, wie es auf dieser Grundlage weitergehen kann. Die eigene politische Bezugsgruppe ist allerdings kein Garant, dass wir uns nicht in Krisensituationen von der Bewegung abwenden oder einfach der Moment kommt, an dem uns die kapitalistischen Zwänge einholen. Um dabeizubleiben, braucht es meistens ein wesentlich größeres Netzwerk, ein Umfeld, dass die politischen Aktivitäten unterstützt und mitträgt. Und natürlich – was wäre diese Bewegung ohne die zahlreichen Freund*innenschaften, ohne das Wissen, dass es Menschen gibt, auf die ich mich verlassen und beziehen kann. Fällt dieser Bezugsrahmen weg, wird es uns kaum gelingen zu einer Bewegung zu werden, die Menschen über eine Jungendphase hinaus eine Perspektive bietet.

Lernorte und Erfahrungsräume

Die Freundin, deren Weg in den Danni durch eine verrostete Wasserleitung bereitete wurde, beschrieb mir welche wichtige Funktion die Bildungsräume der Bewegung für sie hatten. Sie erzählte mir, wie sie bei einem Aktionstraining war, um sich auf eine Massenaktion vorzubereiten und dort realisierte, dass sie bereits viel Wissen über die behandelten Themen hatte. In einem Gespräch im Anschluss mit den beiden Trainer*innen, wurde sie darin bestärkt auch selbst Workshops zu halten. Als dann im Vorfeld einer anderen Aktion deutlich wurde, dass es ein Defizit an Vorbereitung gibt, bildete sie mit einer Gruppe von >> FLINTA*-Personen einen Trainerinnen*-Zusammenschluss und wurde selbst aktiv, um die Leerstelle zu füllen. Die dort erlebte Wirkmächtigkeit bestärkte sie. Diese Erfahrung lässt sich auf andere Orte des Lernens und Austausches der Klimabewegung übertragen. Es gibt eine lange Tradition von skillshare⁵¹-Wochen auf Besetzungen, Klimacamps und Workshops zur Mobilisierung und Austausch in den Städten.

Ab 2016 haben wir angefangen eine Aktions-Beratungs-Struktur auf den Klimacamps zu etablieren. Wir wollten Menschen Infos zukommen lassen, zu den Feinheiten der rheinländischen Kohle-Infrastruktur, unser Wissen über Sicherheitsaspekte und verschiedene Aktionsformen weitergeben. An einem Tag schlug dort eine Gruppe von Menschen auf, die auf einem Workshop in ihrer Stadt ein Betonfass mit Ankett-Vorrichtung gebaut hatten, dass dann erst mal eine Weile in einer Schrebergartenhütte Staub ansetzte (zum Zeitpunkt des Baus konnte sich keine*r der Beteiligten vorstellen das Fass für eine Blockade zu nutzen). Sie hatten es aber jetzt auf dem Camp im Schlepptau und wollten es einsetzen. Davor waren sie bereits als Bezugsgruppe auf dem G20-Gipfel unterwegs gewesen und hatten dort die Solidarität untereinander in brenzligen Situationen gespürt und ein Gefühl des Vertrauens entwickelt. Wir wollten diesen Prozess natürlich mit den uns möglichen Mitteln unterstützen. Dabei herausgekommen ist eine Blockade der Hambach-Bahn mit dem Lock-On-Fass, dass die Technische Einheit der Polizei⁵² für mehrere Stunden auf Trab hielt. Neben der konkreten Störung des Kohle-Normalbetriebs hat die Aktion dazu geführt, dass weitere Aktivitäten denkbar wurden. Die Zusammenarbeit stand am

51 Ort für Erfahrungsaustausch und Wissensweitergabe.

52 Die Technische Einheit (TE) sind die Einsatzkräfte, die u.a. dafür ausgebildet sind, technische Blockaden mit sog. Lock-Ons (Ankettvorrichtungen) zu räumen. Das Anketten wird in der Bewegung unter dem Schlagwort 'Selbstauslieferung' kritisch diskutiert, hat sich aber auch als relativ effektive Blockadeform etabliert.

Anfang eines gemeinsamen Prozesses, auf den noch einige weitere, auch deutlich aufwändigere Aktionen folgten.

Wie können wir es schaffen, dass Menschen die ersten Schritte als politische Subjekte gemacht haben, beständiger Teil der Bewegung werden? Aktuell wird in der Bewegung diskutiert, wie es weitergehen kann und welche Aktionsformen und Kampagnen der fortschreitenden Klimakrise angemessen sind. Viele plädieren dafür einen Schritt weiterzugehen und Neues zu erproben. Unabhängig davon, was Menschen von der Aktionsform und den formulierten Forderungen halten, ist der Berliner Hungerstreik junger Klimaaktivist*innen, der Ende 2021 stattfand, ein Ausdruck davon. Aber auch das Anbandeln vieler FFF-Aktivist*innen mit >> Ende-Gelände und die aufkeimende Diskussion über Sabotageakte.⁵³ Andererseits wird in der Bewegung viel diskutiert, wie es möglich ist, breitere Teile der Gesellschaft anzusprechen, mit anderen gesellschaftlichen Akteur*innen stärker zusammenzuarbeiten und mit anderen Kämpfen und Bewegungen (z.B. Arbeiter*innen-Bewegung, antirassistischen Gruppen) den Schulterschluss zu suchen, also klassisch Gegenmacht aufzubauen. Es bleibt spannend und wird sich zeigen, ob wir mehr werden und dann wirklich überall sind. Und ob sich diejenigen, die sich gerade in der Bewegung politisieren, am Ball bleiben und in kontinuierlich-arbeitende Gruppen einsteigen.

Buchverweise

- Holloway, John. 2021. *Kapitalismus aufbrechen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Notes from Nowhere. 2007. *Wir sind überall – weltweit. Unwiderstehlich. Antikapitalistisch*. Hamburg: Edition Nautilus.

⁵³ Das Wort Sabotage leitet sich vom französischen Begriff Sabot ab. Sabot bedeutet Holzschuh und verweist auf die Zerstörung von Maschinen durch Arbeiter*innen während der industriellen Revolution. Sie warfen Schuhe in rotierende Maschinenteile, um gegen die Mechanisierung der Arbeit zu kämpfen. In der Klimabewegung gibt es schon lange eine Praxis von Sabotageaktionen, bisher in der stärksten Bündelung rund um den Hambacher Wald, allerdings wird die Diskussion aktuell in breiteren Teilen der Bewegung geführt.

Wie fühlen wir uns wohl? Zitate und Thesen zu Emotionalität im Aktivismus

Magda und Mia

To assume that we are not always sitting with and being with our emotions all the time is ridiculous. As an activist, one works to bring the invisible models of structural violence/power into view in order to challenge them. Challenging means leaving oneself by virtue open to violence, and that brings out emotionality.

Wie das Zitat bereits erahnen lässt, thematisiert dieser Beitrag Emotionalität im linken Aktivismus.⁵⁴ Wir schreiben ihn als Mitglieder einer kleinen Gruppe, die sich Ende 2019 gefunden hat, um sich intensiver und strukturierter mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Passend zu der Frage dieses Buchabschnittes *Wie können wir aktiv bleiben?* beschäftigen wir uns damit, wie ein guter Umgang mit emotionaler Überforderung in politischen Kontexten und direkten Aktionen aussehen könnte. Wir denken aber auch über die Frage nach, welche Rolle Emotionalität im Allgemeinen im linken Aktivismus spielen sollte. Damit meinen wir das Zeigen von Emotionen, das Sprechen über sie, das Reflektieren von ihnen und den Umgang mit unseren sowie den Emotionen anderer.

Aktuell besteht unsere Gruppe aus neun Personen. Wir sind alle schon länger in verschiedenen linken Kontexten politisch aktiv und die meisten stehen der Klimagerechtigkeitsbewegung nahe. Wir sind größtenteils >> *weiß*, studieren oder haben studiert und sind mehr >> FLINTA* als >> cis Männer. Aus diesen Perspektiven schauen wir auf das Thema.

Um uns den oben beschriebenen Fragen anzunähern, haben wir im letzten Jahr einen wild zusammengestellten Fragebogen mit vielen offenen Fragen zum Thema Emotionalität im Aktivismus entwickelt und

⁵⁴ Wir verstehen unter Aktivismus das Mitwirken an einem gesellschaftlichen Wandel hin zu einer freieren, gerechteren und solidarischeren Gesellschaft. Uns ist wichtig zu betonen, dass wir als Aktivist*innen nicht nur Menschen einschließen wollen, die sich an in die Gesellschaft gerichteten Aktionen beteiligen, zum Beispiel soziale Bewegungen aufbauen oder an Aktionen >> zivilen Ungehorsams teilnehmen. In unserem Verständnis sind genauso Personen Aktivist*innen, die geflüchtete Menschen unterstützen, Bildungsarbeit leisten oder durch Kochen oder emotionale Fürsorge >> Reproduktionsarbeit leisten, die andere Aktionen erst ermöglicht. Ein aktivistischer Standard, der nur eine bestimmte Leistung als ausreichend aktivistisch ansieht, kann Menschen den Eintritt in Gruppen enorm erschweren und macht einen großen Teil politischer Arbeit unsichtbar.

an verschiedene Gruppen verschickt. Das Ziel ist herauszufinden, welche Aspekte des Themas politisch aktive Menschen beschäftigen und welche Einstellungen und Umgangsformen existieren. Die hohe Teilnehmer*innenzahl zeigt uns, dass es großes Interesse an dem Thema gibt und das Bedürfnis sich damit auseinanderzusetzen. Weil die Auswertung des Materials gerade erst läuft, können wir in diesem Buch leider noch keine Ergebnisse präsentieren. Unser Beitrag ist deshalb zunächst eine Sammlung von – schriftlichen sowie verschriftlichten – Zitaten aus einer Reflexionsrunde innerhalb unserer Gruppe. Diese fand im Oktober 2021 statt und war somit geprägt durch Diskussionen, die in unserer Gruppe bis dahin bereits stattgefunden hatten. In der Reflexion ging es vor allem um die Frage, warum wir es wichtig finden, uns mit Emotionen im linken Aktivismus auseinanderzusetzen. Wir haben uns aber auch damit beschäftigt, welche Risiken damit einhergehen können, Emotionalität viel Raum in politischen Kontexten zu geben.

Mit der folgenden Einleitung wollen wir anhand einiger Zitate die Verknüpfung dieser Fragen mit dem Thema des Buches deutlich machen. Denn wie das Zitat ganz zu Anfang ausdrückt, sind wir nie ohne Emotionen. So spielen Emotionen auch bei verschiedenen Aspekten der Politisierung eine Rolle: als Motivation, politisch aktiv zu werden, im Prozess sich einer Gruppe anzuschließen und dabei langfristig aktiv zu bleiben.

Emotionen können uns bewusst machen, dass wir in Macht- und Herrschaftsverhältnissen leben, die uns in unserem Denken, Fühlen und Handeln beeinflussen. A. erklärt, dass in „der Angst, die Miete nicht zahlen zu können, [...] strukturelle Gewalt sichtbar [wird]“, genauso wie in der unterschiedlichen Verteilung von dieser Angst, je nachdem, wie wir in der Gesellschaft >> positioniert sind oder gelesen werden. Emotionen, also das Spüren und Reflektieren der eigenen Gefühle, das Sprechen darüber und das Erkennen von Gemeinsamkeiten, können dazu beitragen, uns als politisches Subjekt zu verstehen, können uns deutlich machen, dass und wie wir in Beziehung zueinanderstehen und uns zum Mitwirken motivieren.

Einige Zitate beschreiben einen Zusammenhang zwischen Raum für Emotionalität in politischen Gruppen und der Zugänglichkeit von diesen. L. erzählt, aus Gruppen bereits wieder ausgetreten zu sein, weil L. diese als zu „abweisend und kühl“ erlebt hat. In mehreren anderen Zitaten wird berichtet, dass emotionales Unwohlsein aufgrund von Coolness-Ansprüchen, Leistungsdruck und Hierarchien dazu geführt hat, sich politischen Gruppen nicht anzuschließen. Dies wird in einem Zitat auf eine stereotyp männlich konnotierte Rationalitätsnorm zurückgeführt.

Auch das langfristige Aktivbleiben wird nach einigen Aussagen durch mehr Raum für Emotionalität unterstützt. Zum Beispiel, indem sich darüber ausgetauscht wird, was es emotional braucht, um Kämpfe gegen Ungerechtigkeit langfristig aufrechterhalten zu können. K. sagt in diesem Zusammenhang: „Es ist wichtig, die eigene Überforderung, die eigenen Grenzen und Stressgefühle zu erkennen, um nicht ins Burn-out zu rutschen. Und damit das keine individuelle Aufgabe ist, müssen dafür Räume geschaffen werden und es muss normaler werden, über Gefühle zu sprechen. Außerdem wollen wir doch in einer Welt leben, wo Stress und Burn-out nicht normal sind. Dann müssen wir auch jetzt damit anfangen.“

Gefühle und Bedürfnisse zu teilen, wird auch als hilfreich zur Etablierung von fürsorglichen und tragfähigen Beziehungen gesehen. Diese Beziehungen werden dabei als konkrete Möglichkeit der Unterstützung verstanden, aber auch als ein Verweis auf eine >> postkapitalistische Utopie, in der solidarische Beziehungen im Zentrum der Gesellschaft stehen. Die Frage, wie wir mit Gefühlen umgehen wollen, ist – wie auch schon in der Aussage von K. deutlich wurde – bei einigen somit relevant für die Vorstellung einer gerechten, freien und solidarischen Welt und den Versuch, diese schon heute auszuprobieren.

Neben den bisher benannten Chancen finden sich in den Zitaten aus unserer Reflexionsrunde auch potenzielle Risiken für das Politisch-aktiv-Werden und -bleiben, die damit einhergehen können, wenn Emotionalität im Aktivismus mehr Raum gegeben wird. T. sagt dazu: „Der Fokus auf Emotionen als sehr subjektive, individuelle Erfahrung kann dazu führen, dass wir mehr unsere individuellen Emotionen sehen als die strukturellen Ungleichheiten, die uns alle betreffen. Ein Fokus auf Emotionen könnte uns vereinzeln statt zusammenführen.“ Und in einer Aussage von P. wird deutlich, dass auch im Umgang mit Emotionen Normen und Hierarchien bestehen können, die Gruppen weniger zugänglich machen. So kann „das Ausdrücken von Emotionen und das möglichst reflektiert und redegewandt sein, [...] auch wieder zu einer Norm werden, die ausschließt und Konkurrenz bzw. Leistungsdruck entstehen lässt.“

Die vorangegangenen Zeilen zeigen, warum eine Auseinandersetzung mit Emotionen für das Verstehen verschiedener Phasen des Politisierungsprozesses relevant ist. Die nun folgende Zitatsammlung ergänzt diesen Überblick um weitere Chancen und Risiken, die mit Emotionalität in aktivistischen Räumen einhergehen können. Die Sammlung ist so aufgebaut, dass die Reflexionsfragen vorangestellt werden und dann eine Auswahl von Antworten auf diese Fragen folgt. Dabei wurden die Zitate, wenn es uns sinnvoll erschien, unter Thesen zusammengefasst,

jedoch nicht eingeordnet oder theoretisch eingebettet. Die Zitate stellen keine umfassende Auseinandersetzung mit dem Thema dar. Wir hoffen, sie können zur Diskussion anregen und als Grundlage für eine Debatte um Emotionen in linken Kontexten genutzt werden. Aus der Idee heraus, dass sich vielleicht manche der Leser*innen mit unseren Erfahrungen identifizieren können, beginnen wir mit der Reflexion persönlicher Auslöser, die uns dazu motiviert haben, uns dem Thema Emotionalität im linken Aktivismus intensiver zu widmen. Danach folgen Antworten auf die Frage, warum wir es wichtig finden, sich mit Emotionalität in linken Kontexten zu beschäftigen und welche Chancen das für gesellschaftlichen Wandel haben kann. Als letztes haben wir uns die Frage gestellt, welche Risiken die Auseinandersetzung mit Emotionen in aktivistischen Räumen aber auch bergen kann.

Was waren die Auslöser, die dazu geführt haben, dass du dich mit Emotionen im Kontext von Aktivismus, insbesondere mit emotionaler Überforderung auseinandersetzen wolltest?

„Die Erfahrung, dass ich mehrmals aus linksradikalen Gruppen ausgeschieden bin, weil ich mich z.B. durch Hierarchien, Leistungsdruck und Coolness-Ansprüche emotional so unwohl gefühlt habe, obwohl ich die inhaltliche Arbeit der Gruppe wahnsinnig wichtig fand und eigentlich gerne dabeigeblichen wäre.“

„Die feministische Einsicht, dass auch Reproduktion wichtig und politisch ist.“

„Die Beobachtung, dass es nach Aktionen, in denen viele Menschen auch Gewalterfahrungen gemacht haben, wenig Raum für emotionale Aufarbeitung gibt.“

„Die Erfahrung, dass ein relativ rationaler, starker und mutiger Aktivist der erstrebenswerte Standard ist.“

„Die Frage danach, wie wir konstruktiv damit umgehen können, dass wir uns auch in Gruppen gegenseitig verletzen.“

„That [Anm. Autor*innen: through emotions] is how I was politicized.“

„Der Eindruck, dass zum Beispiel bei einer >> Ende Gelände Aktion kollektive Gefühle entstehen, die zum Teil total empowernd sind und eine Masse zusammenschweißen, Hoffnung geben und Stärke entstehen lassen, aber gleichzeitig auch zu Gruppenzwang, Ausschlüssen und Normen führen, die bei mir dazu führen, dass ich z.B. über meine Grenzen gehe. Dann mache ich Dinge, weil ich weiß, dass ich dafür Anerkennung bekomme, obwohl sie nicht zu mir passen oder ich sie auch strategisch gar nicht als sinnvoll empfinde (z.B. Cops beleidigen). Das löst bei mir die Frage aus: Wo ist die Grenze zwischen Ermächtigung und eigener Machtausübung? Ich habe die Hoffnung, dass die Auseinandersetzung mit Emotionalität und Verletzlichkeit zu mehr Sensibilität für das eigene Potential der Machtausübung führen könnte.“

„Die fehlende kollektive Auseinandersetzung mit Angst vor polizeilicher Repression.“

Warum findest du es wichtig, dich mit Emotionen in aktivistischen Räumen zu beschäftigen und welche Chancen für gesellschaftlichen Wandel siehst du in dieser Auseinandersetzung?

Emotionen sind ganz automatisch Teil politischer Arbeit.

„Politik machen ist immer emotional (Wut, Ohnmacht etc.) und es nicht abzustreiten, ist wichtig. Politischer Aktivismus bedeutet emotionale Überforderung. Kämpfe bringen das mit sich. Mein Ziel ist es nicht emotionale Überforderung oder negative Emotionen zu verhindern, das geht nicht in politischen Kämpfen. Mein Ziel ist, uns gut auf emotionale Überforderung vorzubereiten und damit umzugehen.“

„To assume that we are not always sitting with and being with our emotions all the time is a ridiculous one. As an activist, one works to bring the invisible models of structural violence/power into view in order to challenge them. Challenging means leaving oneself by virtue open to violence, and that brings out emotionality.“

Emotionen sind Anzeiger von Macht- und Herrschaftsverhältnissen.

„Unsere Emotionen zeigen, dass wir alltäglich immer von kapitalistischen Strukturen geprägt sind. Zum Beispiel in der Angst, die Miete nicht zahlen zu können, wird strukturelle Gewalt sichtbar.“

„Aber Verletzlichkeiten sind ungleich verteilt. Nicht alle können sich aussuchen in emotional überfordernde Situation, wie z.B. Ende Gelände zu gehen. Manche Menschen müssen aufgrund ihrer Identität mit dauerhafter emotionaler Überforderung umgehen.“

„By opening oneself up to making one's emotions visible to themselves allows for understanding why and how normative ways of being are evident in our day to day lives.“

„Das Zeigen von und der Austausch über Emotionen schafft ein Gefühl für die gemeinsame Verletzlichkeit innerhalb eines Systems, das an vielen Punkten einem guten Leben widerspricht. Gleichzeitig kann bzw. sollte der Austausch über Emotionen auch das unterschiedliche Maß, in dem Menschen verletzt werden, je nach Diskriminierungserfahrung sichtbar machen. Außerdem kann das Sprechen über Emotionen auch zeigen, dass wir selbst immer wieder andere Menschen verletzen.“

Mehr Raum für Emotionen und Bedürfnisse ist wichtig, um langfristig aktiv zu sein – auch, weil dadurch fürsorgliche und stützende Beziehungen entstehen können.

„Ich finde es wichtig, sich mit Emotionen in aktivistischen Räumen zu beschäftigen, weil ein emotional stärkendes Miteinander und tragfähige Beziehungen helfen, die Höhenflüge und Krisen, Erfolge und Rückschläge auszuhalten.“

„Ich habe selbst und bei anderen Menschen erlebt, dass der Ausstieg oder Gar-nicht-erst-Einstieg in politische Gruppen/soziale Bewegungen oft mit emotionalen Beweggründen verbunden waren: der dominante Macker, die schlechte Kommunikationskultur, der Klüngel, die Coolness, der Konformitätsdruck, die wahrgenommenen Erwartungen... Dies und noch mehr kann dazu führen, dass Emotionen keinen Raum haben und Menschen sich nicht zutrauen, Unsicherheiten und Ängste zu kommunizieren.“

„Wenn wir es schaffen wollen, Räume zu ermöglichen, die uns stärken, in denen wir nicht immer wieder kapitalistische Leistungsnormen und gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduzieren, dann müssen wir uns aus meiner Perspektive auch mit unserem emotionalen Gewordensein beschäftigen und uns fragen, was brauche ich emotional, um die Kämpfe gegen Ungerechtigkeit langfristig aufrechterhalten zu können?“

Welche emotionalen Räume machen, dass ich mich wohl und sicher fühlen kann? Wie können wir uns kritisieren und das als Lernchance begreifen anstatt als Fehler und Scheitern? Wie können wir unsere Beziehungen tragfähig gestalten und daraus Kraft und Verbundenheit für unseren politischen Aktivismus schöpfen?“

„Es ist wichtig, die eigene Überforderung, die eigenen Grenzen und Stressgefühle zu erkennen, um nicht ins Burn-out zu rutschen. Und damit das keine individuelle Aufgabe ist, müssen dafür Räume geschaffen werden und es muss normaler werden, über Gefühle zu sprechen. Dann kann man sich darin auch gegenseitig unterstützen, die eigenen Grenzen nicht zu überschreiten. Außerdem wollen wir doch in einer Welt leben, wo Stress und Burn-out nicht normal sind. Dann müssen wir auch jetzt damit anfangen.“

Raum für Emotionen erhöht die Zugänglichkeit und Offenheit von politischen Gruppen.

„Ich finde es wichtig, sich mit Emotionen in aktivistischen Räumen auseinanderzusetzen, weil linke Räume immer noch oft als eher abweisend und kühl erlebt werden und neuen Leuten teils mit Misstrauen begegnet wird und sich das endlich ändern muss – oder stellen wir uns so die Begegnungsräume in einer befreiten Gesellschaft vor?“

Widerstand gegen Normen: Ein offener Umgang mit Emotionen kann sich patriarchalen und >> neoliberalen Normen, wie z.B. Rationalität und Leistungsdruck widersetzen, die auch in aktivistischen Kontexten bestehen.

„In aktivistischen Kontexten gibt es oft einen heroischen, mutigen, sich selbst ausbeutenden und über die eigenen Grenzen gehenden Standard. Das Zeigen von Gefühlen kann sich diesem Standard widersetzen, indem Verletzlichkeiten sichtbar werden.“

„Linke Räume sind längst nicht so frei von Unterdrückungsmechanismen, wie sie es nach außen tragen. Dazu gehört auch die Abwertung von Emotionalität im Rahmen von patriarchalen Ansprüchen an cis Männer und, dass Personen, die von Sexismus betroffen sind, nicht ernst genommen werden. Das muss sich ändern.“

Ein offenerer Umgang mit Emotionen gehört zu unserer >> Utopie.

„Ich denke, dass eine Auseinandersetzung damit, wie es einem wirklich geht und was Menschen emotional wirklich brauchen, im Kern antikapitalistisch ist, weil es die Bedeutung nicht monetär erwerbbarer Grundbedürfnisse und Werte aufdeckt und betont. In aktivistischen Räumen kann so – unter erschwerten Bedingungen >> internalisierter und externe Unterdrückung – ein anderes Miteinander einer solidarischen Gesellschaft im Kleinen erprobt werden.“

„Emotionen zu teilen, schafft Verbindung und Nähe. Darüber bauen wir Beziehungen auf. Und sorgsame, solidarische Beziehungen in den Kern einer Gesellschaft zu stellen, anstatt wirtschaftliches und individuelles Wachstum, ist Teil meiner Utopie.“

„Für gesellschaftlichen Wandel müssen sich auch unsere Gefühle ändern (worauf wir neidisch sind, was uns stolz macht, mit wem wir uns verbunden fühlen). Macht es Sinn über Emotionszustände als Ziele nachzudenken? Also, sollten wir mehr dazu arbeiten, wie man bestimmte Gefühle erreichen kann und welche Emotionen wir wollen?“

„Wenn ich mich frage, in welcher Gesellschaft ich leben möchte, dann spielt ein offenerer Umgang mit Emotionen und die positiven Effekte, die daraus folgen, eine wichtige Rolle. Zum Beispiel ist eine höhere Anschlussfähigkeit von Gruppen durch einen offenen Umgang mit Emotionen ja nicht nur wichtig, damit wir mehr werden, sondern auch, weil wir Werte von Offenheit und Zugänglichkeit im Hier und Jetzt leben wollen.“

Birgt die Auseinandersetzung mit Emotionen in aktivistischen Räumen auch Risiken? Welche?

Die Auseinandersetzung mit Emotionen zieht Kraft und Ressourcen, die wir für konkretere politische Fragen oder Projekte brauchen.

„Ein Risiko ist, dass wir zu viel Zeit damit verbringen, um uns selbst zu kreisen und nicht ins Handeln kommen.“

„Es besteht die Gefahr, dass wir uns zu sehr mit Prozessarbeit in politischen Gruppen beschäftigen, was eine gewisse Ignoranz sowie Arroganz gegenüber sehr konkreten gesellschaftlichen Missständen bedeutet.“

Die Auseinandersetzung mit Emotionen stellt zu hohe Erwartungen an unsere Politgruppen und kann zu Überforderung führen.

„Wie gehen wir mit traumatisierten Personen um? Wie viel kann eine Gruppe auffangen und tragen? Wie viel Aufarbeitung von gesellschaftlich bedingten Traumata kann politischen Gruppen zugemutet werden? Wie viel davon kann nur in professionellen Settings geklärt werden?“

„Politgruppen, die gleichzeitig auch noch emotionale Bezugsgruppen sind, bergen stark die Gefahr überfrachtet zu werden mit Erwartungen, die zwangsläufig enttäuscht werden müssen.“

„Es gibt die Gefahr, sich in Gruppensituationen verletzlich zu machen, dann aber ignoriert oder nicht aufgefangen zu werden.“

Es entstehen neue Hierarchien und Ausschlussmechanismen.

„Das Ausdrücken von Emotionen und das ‚möglichst reflektiert und redegewandt Sein‘ kann auch wieder zu einer Norm werden, die ausschließt und Konkurrenz bzw. Leistungsdruck entstehen lässt.“

„Es besteht die Gefahr des Rückzugs in möglichst bedürfnisorientierte, emotional angenehme und fürsorgliche Räume, die sich von der Wirklichkeit entfernen. Dies ist im Sinne des Ziels, Utopie zu leben, gewünscht, reduziert aber auch Anschlussfähigkeit.“

Emotionen individualisieren.

„Der Fokus auf Emotionen als sehr subjektive, individuelle Erfahrung kann dazu führen, dass wir mehr unsere individuellen Emotionen sehen als die strukturellen Ungleichheiten, die uns alle betreffen. Ein Fokus auf Emotionen könnte uns vereinzeln statt zusammenführen.“

„Ich sehe das Risiko, dass alles Mögliche psychologisiert und dadurch evtl. auch individualisiert wird und das von politischen Kämpfen ablenkt.“

Emotionen werden oft nicht hinterfragt.

„Emotionen sind auch sozialisiert. Emotionen werden oft als sowas, wie die ‚wahre Essenz‘ verstanden, dabei sind sie auch in Macht- und Herrschaftsstrukturen eingebettet. Ich habe ja z.B. auch diskriminierende Gefühle gegenüber anderen Menschen oder freue mich über gute Benotung in der Uni. Ich will damit sagen, dass es wichtig ist, Emotionen auch zu reflektieren und nicht unhinterfragt zu lassen.“

Emotionen können auch instrumentalisiert werden.

„Emotionen sind kraftvoll und können auch missbraucht werden. Sie sind nicht natürlich und können darum auch geformt und für die eigenen Ziele genutzt werden. Ein Beispiel könnte sein, dass Hass gegenüber anderen Personengruppen geschürt wird, um Menschen dafür zu mobilisieren, auf die Straße zu gehen.“

Wir hoffen, die Zitate konnten Gedanken anstoßen, Widersprüche aufzeigen und Anregung sein, sich mit dem Thema Emotionalität im Aktivismus auseinanderzusetzen. Sie sollen eine Debatte motivieren, in der viele Fragen noch ungeklärt sind. So bleibt nach unserem Beitrag beispielsweise offen, wie sinnvoll es ist, sich auf einer doch insgesamt recht rationalen – Chancen und Risiken abwägenden – Ebene mit dem Thema Emotionalität zu beschäftigen. Wir für uns beantworten diese Frage mit dem Versuch zunächst einmal, die strikte Trennung zwischen Rationalität und Emotionalität aufzubrechen und zu schauen, wohin uns dies führt. Wir freuen uns, wenn unser Beitrag für euch oder eure Gruppe ein Ausgangspunkt für eine eigene Reflexion und Debatte um das Thema Emotionalität im Aktivismus sein kann.

Fragmente einer Zukunft – wie weiter politisch leben?

Noa und Kim

Wie schaffen wir es jetzt, uns Strukturen aufzubauen, die dazu führen, dass wir langfristig politisch aktiv sind? Dieser Frage gehe ich in letzter Zeit immer wieder mit Freund*innen und Genoss*innen nach – wir reden viel, beginnen aufzubauen – andere sind schon so weit und haben Perspektiven des langfristigen Politischen -aktiv-Seins entwickelt – wir lassen uns inspirieren.

Anfang 30, das Studium neigt sich dem Ende, rings um mich fangen immer mehr Menschen an, in festen Lohnarbeitsverhältnissen angestellt zu sein, bekommen Kinder. Manchmal sehe ich sie noch in unseren politischen Gruppen, aber die gemeinsame Alltagsgestaltung wird immer weniger. Ich bin noch immer am Studieren, arbeite selbstständig und meine romantischen Beziehungen sind mehr offen als verbindlich. Der größte Teil meines Lebens wird durch meine politische Arbeit bestimmt. Aber manchmal, manchmal packt mich die Angst, die Angst davor, irgendwann alleine zu sein, einen Weg abseits der Wege der anderen eingeschlagen zu haben, der in einer Sackgasse endet, raus aus dem normierten Lebensentwurf, aber auch nicht mehr zurückfindend. Dann arbeite ich umso mehr am Aufbau meiner Zukunft. Häufig wird von diesem Zustand als sogenannte Quarter-Life-Crisis gesprochen: die Weichen, die ich jetzt stelle, die Entscheidungen, die ich treffe, werden irgendwann darüber bestimmen, wo ich herauskomme in dieser Zukunft. Aber: wie soll sie sein, diese Zukunft? Wie will ich leben? Was gibt mir dafür Sicherheit – auch abseits eines normierten Lebensentwurfes? Wie kann ich das, woran ich glaube – wofür ich kämpfe – weiterhin gerecht werden, auch wenn andere Zwänge da sind? Wie kann ich politisch aktiv bleiben und die Bereiche meines Lebens so gestalten, dass die Politik nicht nur zum Hobby neben Lohnarbeit und Kindern wird, dass sie weiterhin mein Leben durchzieht?

Ich glaube an kollektive Strukturen und dass wir dadurch andere Lebensentwürfe gemeinsam ermöglichen können. Kollektive Strukturen, in denen wir Ungerechtigkeiten ein ganz kleines bisschen entgegenwirken, uns absichern können, Politik lebendig machen und trotzdem auch in 15 Jahren noch sicher und stabil am Start sein können.

Wo fangen sie an, diese kollektiven Strukturen?

Zwischen 40 Stunden Schule...

Das Studi-Leben nähert sich dem Ende, Lohnarbeitszwänge werden immer präsenter. Meine Perspektive in wenigen Jahren: Schule, 40 Stunden die Woche. Wo wird da noch Zeit und Raum für ein politisch aktives Leben und drei Plena die Woche sein? Ich frage mich, ob nicht auch der Ort der Lohnarbeit ein Raum des politischen Wirkens werden kann oder sogar sein sollte?

Es lässt sich immerhin argumentieren, dass es problematischere Lohnarbeit gibt, dass die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen grundsätzlich einen Sinn hat, da Begleitung im Heranwachsen und Lernen notwendig ist. Hoffentlich schaffen wir, ich und andere politisch verbündete Lehrer*innen, es, dabei auch unserem Anspruch, junge Menschen mit kritischem Denken zu begleiten, gerecht zu werden. Sicherlich wird das über den fachlichen Unterricht möglich sein, ganz im Kleinen: über die Auswahl von Unterrichtsmaterial und die Art der Lehrer*innen-Schüler*innen-Beziehungen, die wir führen. Teil einer machtkritischen Haltung als Lehrerin sollte es aber auch sein, Schüler*innen in ihrer Selbstermächtigung zu bestärken, Schüler*innenvertretungen oder politische Arbeitsgruppen (wie Schule gegen Rassismus, Bildungsproteste,...) in Schulen zu unterstützen.

Gleichzeitig befinden wir uns im System Schule und sind als Lehrkräfte ein reproduzierender Teil davon. Teil, einer zutiefst klassistischen Organisation von Bildung, die eben nicht, wie allzu oft versprochen, allen alle Türen öffnet. Sollten wir uns also demnach nicht auch als Lehrkräfte organisieren – um zugängliche Alternativen im Bildungssystem oder eine gewerkschaftliche Organisation voranzutreiben, um gegen marode Klassenzimmer oder die chronische Lehrer*innen-Unterversorgung⁵⁵ zu kämpfen? Wieso nicht den Bildungssektor zu einem stärker gewerkschaftlich organisierten entwickeln? Sich inspirieren lassen von dem erfolgreichen >> Organizing, zum Beispiel in der Berliner Krankenhausbewegung⁵⁶ und Lehrer*innen vermehrt in Betriebsgruppen zusammenbringen. Hier könnten wir politisierend in unserer Schule, aber eben vor allem auch darüber hinaus auf kommunaler und föderaler Ebene gegen das dreigliedrige Schulsystem, die Ausstattung der Schulen und die Überbelastung der Lehrkräfte kämpfen, wie es die Kampagne

55 Insbesondere auf dem sächsischen Land, aber auch in Großstädten wie Berlin, mangelt es an Lehrer*innen. Das führt im besten Falle zu dauerhaften Vertretungsunterricht durch fachfremde Lehrkräfte oder gar zu langfristigem Unterrichtsausfall.

56 Mehr dazu unter: <https://berliner-krankenhausbewegung.de/> oder in Julia Dück's Artikel: *Mehr als Erschöpfung im Hamsterrad – Soziale Reproduktion und ihre Krise(n)* (Dück, 2021)

„Schule muss anders“⁵⁷ in Berlin bereits beginnt. Meine andere Vision für eine Schule für alle heißt: selber machen. Das hat sich in den politischen Kämpfen der Vergangenheit schon oft als richtige Strategie ausgezahlt und einige machen das im Bildungsbereich auch bereits seit Jahren. Doch zu oft sind ihre Schulen privatisiert und damit nicht zugänglich – sie verharren als gut gemeinter Versuch des ‚anders Machens‘. Wenn wir später unsere eigene Schule gründen, sollten wir an unserem >> utopischen Bild festhalten. Gesamtschulen für alle mit bewährten reformpädagogischen Konzepten⁵⁸ gründen, die es schaffen einen kleinen, aber dennoch wirkmächtigen Beitrag für direkt von Klassismus betroffene Schüler*innen zu leisten, indem Schule für sie frei von Leistungszwang und Konkurrenzdruck stattfindet. Es bleibt letztlich ein Tropfen auf dem heißen Stein, dass eben jene Schüler*innen gelernt haben anders zu leben, demokratisch zu lernen und zu arbeiten und dies in die Gesellschaft tragen. Und die Hoffnung, dass eine Schule das ausstrahlen kann, auch wenn die Grenzen des Systems bleiben. Es erscheint demnach umso wichtiger, über diese beiden und möglichen Wege des politischen Daseins als Lehrerin in einer Schule nachzudenken.

...und der Arbeit im Kollektiv

*Auch Lohnarbeit kann kollektiv gestaltet werden. Sich dafür in einem Kollektiv zu organisieren, ermöglicht es, das verdiente Geld bedarfs- und bedürfnisorientiert(er) zu verteilen. Es gibt Selbstständigen Sicherheit und Festangestellten Freiheit durch flexiblere Arbeitszeiten und die Abwesenheit von Chef*innen. Entscheidungen über die eigene Ausrichtung, Bereiche und Aufgabenteilungen im Kollektiv können gemeinsam getroffen und so über die eigene Arbeit und ihre Bedingungen selbst bestimmt werden. Das Arbeiten im Kollektiv wird durch die Strukturierung selbst schon politisch und kann somit ebenso nach außen politisch wirken und wirksam werden, sei es durch die Eröffnung einer Alternative zur >> neoliberalen Arbeitswelt oder die Tätigkeit selbst. Häufig ermöglichen Kollektivbetriebe auch Gewinne für linke Bewegungen – Weiterbildungen mit einem >> emanzipatorischen Anspruch, Unterstützung durch Moderationen und Mediationen anderer politischer Gruppen bei der Strukturierung ihrer Tätigkeit oder dem Lösen von Konflikten, das Zurückbringen von Geld in linke Strukturen, das Ermöglichen von Freizeit zur eigenen Reproduktion, wie z.B. in selbstorganisierten Kneipen oder Cafés, ... Zugleich bieten Kollektive, den in ihnen organisierten Menschen eine angenehmere Tätigkeit, bei der die Sinnfrage nicht dauernd gestellt*

⁵⁷ Mehr dazu unter: <https://www.schule-muss-anders.de/>

⁵⁸ Zum Beispiel nach Vorbild der Bielefelder Laborschule.

*werden muss, weil im besten Fall schon die Wahl der Arbeit von vorneherein davon beeinflusst war, und die Strukturen nicht zerreiben oder ausbrennen. Die damit verbundene Sicherheit bei gleichzeitiger Freiheit schafft außerdem den Freiraum, in anderen Kontexten weiter politisch aktiv zu sein. Dennoch bedarf es vieler Aushandlungen, Abstimmungen und Arbeit für die Entwicklung dieser Strukturen, bis sie wirklich Sicherheit und Zukunft bieten können. Davor und vermutlich auch im Prozess ist Selbstausschöpfung sicherlich für viele ein häufiges Erleben: wenn meine Arbeit zugleich auch politisch und quasi eine ‚Investition‘ in die eigene Zukunft ist und gleichzeitig auch noch gut für ‚die Bewegung‘, dann kann ich sie ja auch erst einmal für wenig oder kein Geld machen. Was sind schon Überstunden, wenn es doch auch politische Arbeit ist? Wo fängt meine Lohnarbeit an und wo würde ich die gleiche Arbeit auch so machen? Die Entgrenzung von Arbeit und Politik in projektbezogenen flexiblen Arbeitsweisen kann ebenso wieder neoliberal (durch uns selbst darin Tätige) verwertet werden, sodass sie ihren emanzipatorischen Charakter verliert. Und nur weil es keine formellen Hierarchien gibt – oder gerade deswegen – ist das Entstehen informeller Machtverhältnisse umso wahrscheinlicher. Wie können wir dem begegnen? Wie können wir Politik und Arbeit wirklich zusammendenken? Wie nah kann und will ich meinen Kolleg*innen sein? Besteht nicht auch der Anspruch, im Kollektiv auch Freund*innenschaften zu führen? Wie gehen wir damit um, wenn unsere Freund*innen ausfallen aufgrund von Krisen oder eine andere Arbeitshaltung haben? Wie schaffen wir es nach der Arbeit, nicht mehr über diese zu reden, sondern auch unseren Beziehungen genug Raum zu geben, damit nicht Konflikte das gemeinsame Projekt zerstören?*

Zwischen Solidarischer Bezugsgruppe...

Oder sollte ich mich lieber unabhängiger machen von Zwängen der Lohnarbeit? Und eine solidarische Ökonomie gründen? Dann könnte ich ein paar Jahre lohnarbeiten, ein paar Jahre politische Arbeit machen oder beides ein bisschen. Ich wäre befreit davon, mich allein finanzieren zu müssen und würde stattdessen im Kollektiv alle gemeinsam finanzieren. Um mich herum, vor allem bei in der Klimagerechtigkeitsbewegung aktiven Freund*innen, ist das der aktuellste Trend, um möglichst langfristig und nachhaltig politisch aktiv sein zu können. Immer wieder schließen sich Freund*innen und/oder politisch Verbündete in kleineren Bezugsgruppen von zumeist vier bis zehn Menschen zusammen, teilen ihr Geld. Auf dieser Basis lohnarbeiten manche, andere machen politische Arbeit oder kombinieren dies. Sie stehen darüber hinaus in einer strategischen Auseinandersetzung darüber, wo sie politisch

hinwollen, in welchen Projekten sie aktiv sind und unterstützen sich in der alltäglichen Politarbeit. Auch über ihre Bezugsgruppe hinaus versuchen sie andere mitzudenken, bedürftige Menschen und Projekte solidarisch mitzufinanzieren. Ein Freund sagte kürzlich zu mir, dass es in seiner Gruppe darum ginge, weniger individualistisch und mehr im Kollektiv zu denken. Das soll auch die Beziehungsebene mit einbeziehen, gemeinsam Leben zu planen. Ein politisches Leben. Ich frage mich immer wieder, ob das ein Weg sein kann. Uns in gemeinsamen Ökonomien, mit politischem Anspruch zusammenzuschließen, Bezugspunkte füreinander zu sein und zusammen ein Gefühl von Absicherung und Unterstützung herzustellen und zugleich nach außen zu wirken, politisch wirkmächtig zu werden. Erst kürzlich hat sich das Solidarnetz⁵⁹ gegründet. Sie wollen weitere Menschen dazu anregen ebensolche solidarischen Bezugsgruppen zu gründen und versuchen diese intensiver zu vernetzen. Auch in Richtung einer größeren ökonomischen Organisation, über die Gruppen hinweg innerhalb des gemeinsamen Netzes, könnte nachgedacht werden. Im Wendland, der Widerstandsregion gegen Atomkraft, gibt es bereits den Freien Fluss⁶⁰, eine Vision und Praxis unter >> politischen Kommunen⁶¹, WGs und Einzelpersonen tauschlogikfrei und bedürfnisorientiert, gemeinschaftlich zu wirtschaften. Ich merke immer wieder – es gibt utopische Ideen und Alternativen, die bereits im Jetzt gelebt werden. Wir müssen sie kennenlernen und darüber in Austausch kommen, um für uns selbst und unsere Strukturen langfristige Perspektiven des politischen Zusammenlebens aufzubauen.

...und dem Leben im Hausprojekt

*Da ist zum einen die klassisch linke Vision eines gemeinschaftlichen Wohnprojektes. Irgendwie gehört es fast dazu, zum eigenen Selbstverständnis: mit anderen politischen Menschen zusammenleben, nicht von Kündigung und Verdrängung bedroht sein, in die Nachbar*innenschaft hineinwirken, die Miete solidarisch aufteilen, die Bezugsgruppe im eigenen Haus zusammensuchen und die anfallenden Arbeiten untereinander aufzuteilen, ohne vergeschlechtliche Rollen zu reproduzieren. Viele Ängste*

59 Mehr dazu unter: <https://solidarnetz.org/>

60 In den Broschüren *Ich tausch nicht mehr – Ich will mein Leben zurück* und *Wir können auch anders* (L.A.R.A., 2017) wird mehr zum Freien Fluss, sowie anderen nichtkommerziellen Projekten und Wege zur gelebten Utopie beschrieben.

61 Einige politische Kommunen haben sich auch im Kommuja-Netzwerk zusammengeschlossen: <https://www.kommuja.de/politisches-selbstverstandnis-der-kommuja-kommunen/>

fallen dadurch weg: wir sind unsere eigenen Vermieter*innen und ich kann Menschen für Verschiedenes ansprechen.

Das gibt mir Kraft für anderes und es ist eine Form von Solidargemeinschaft, die das Leben in verschiedenen Aspekten erleichtern kann. Aktivistisch, weil wir Wissen, Erfahrungen und Kontakte aus unterschiedlichen Bereichen mitbringen, aneinander weitergeben und so für unsere politische Arbeit nutzen können – Vernetzung funktioniert auf kurzem Wege. Weil wir diese Politik zusammenmachen können. Weil wir uns im Falle von Repression direkt unterstützen können. Finanziell, weil wir die Miete in Bieter*innenrunden danach aufteilen, wer gerade wie viel geben kann. Weil wir Werkzeuge, Bücher und anderes Materielles kollektiv nutzen. Weil wir gemeinsam kochen und das Essen teilen. Politisch, weil wir unsere geschaffene Sicherheit auch nach außen geben – Garten, Bibliothek, Fahrradwerkstatt – und so mit der Nachbar*innenschaft teilen. Weil in unseren Räumen Aktivitäten stattfinden, durch die Menschen sich miteinander vernetzen, Beratung und Unterstützung finden. Weil wir >> Soli-Zimmer schaffen können, wo Menschen ohne Miete wohnen können, auch wenn sie illegalisiert werden. Weil wir Häuser dem Markt entziehen und unverkäuflich machen, um der Spekulation mit Wohnraum entgegenzuwirken. Politisch auch, weil wir zusammen Machtverhältnisse in unserer Gruppe reflektieren, mit diesen emanzipatorische Umgänge finden wollen und den Fokus auch auf den Aufbau von Beziehungen legen. Dabei kann dieser Aufbau von Alternativen auch von unten heraus Veränderungen schaffen, eine Inspiration für andere sein, nach außen durchscheinen durch den Kontakt mit anderen Lebensentwürfen. Emotional, weil sich das zusammen am-Abendbrottisch-Sitzen anfühlen kann wie Familie – die gute Form davon, die selbstgewählte. Dabei kann diese Wahlfamilie auch größer sein, denn es ist möglich mit mehr Menschen zu leben, als es viele heute geschnittene Wohnungen zulassen. Auch die Möglichkeit, mit Kindern zu leben und abseits von Zweierbeziehungen Sorge zu tragen, ist durch das Zusammenleben leichter möglich. Es bedarf weniger Absprachen, Beziehungen bauen sich selbstverständlicher auf. Es kann eine Vielzahl an Rollen geben für Kinder da zu sein, unterschiedliche Grade (oder auch alle in gleichem Maße) der Sorgearbeit und Begleitung des Größerwerdens zu übernehmen. Damit steigt zum einen die Vielzahl an Menschen, die die Kinder begleiten und prägen und zum anderen sinkt die zeitliche Einspannung aller, was für die (Haupt-)Bezugspersonen Freiräume ermöglicht, zu Plena zu gehen und weiterhin politisch aktiv zu bleiben.⁶²Die aufgezählten Ermöglichungsmomente können nur

62 Die Herausforderungen und Möglichkeiten von Mehrbezugspersonen-Konstellationen werden auch im Buch *Links leben mit Kindern* (Birken & Eschen, 2021) noch einmal ausführlicher besprochen.

*fragmentarisch sein, bedeuten sie doch für alle Menschen etwas anderes: Ein Hausprojekt kann Ressourcen schaffen und Freiheit ermöglichen, das Mietshäuser Syndikat⁶³ oder linke Genossenschaften können beim Aufbau unterstützen. Aber: in vielen Städten ist dieser Traum kaum mehr erfüllbar und es ist sehr viel Arbeit, das alles aufzubauen, ein Haus zu renovieren oder ein Neues zu planen, Arbeit, die nicht in andere politische Projekte fließen kann. Wie viel bin ich bereit, für diese Sicherheit und diese Vision zu geben? Wer kann das überhaupt schaffen, so viel Zeit darein zu stecken? Für wen schaffen wir dann das Projekt? Wer fühlt sich darin wohl? Wie viele Soli-Zimmer können wir uns tatsächlich leisten? Wie werden unsere öffentlich zugänglichen Räume genutzt werden, wie aktiv gestalten wir die Nachbar*innenschaftsarbeit? Und ist es nicht doch irgendwann der Rückzug ins Private, in die eigene kleine Blase, in der es uns zwar gut geht, aber gehen wir dann da noch raus? Ist es am Ende nicht doch ein weiteres Schöner-Wohnen-Projekt für >> privilegierte Menschen?*

Zwischen Bezoogenheit...

Doch dann frage ich mich und diskutiere mit Freund*innen, ob es für die gemeinsame Lebensplanung direkt eine solidarische Bezugsgruppe braucht oder ob es nicht auch ohne festere Organisierung möglich ist, Beziehungen, das scheinbar Private, politisiert und kollektiv zu leben. Wenn ich über meine Beziehungen – freundschaftliche, romantische und alles was dazwischen liegt – nachdenke, sind die längst politisiert. Wir sorgen füreinander, wir tragen die Kämpfe, Auseinandersetzungen und ihre Folgen gemeinsam, zumeist Folgen von gesellschaftlichen Machtverhältnissen, wir hinterfragen die Priorisierung von romantischer gegenüber freundschaftlicher Liebe. Es scheint ein politischer und widerständiger Akt, mit Freund*innen Zukunft zu planen, sich aneinander auszurichten, Beziehungen anders zu leben⁶⁴, sich mitzudenken, aneinander zu orientieren, sich zu unterstützen. In unserer Gesellschaft ist es immer noch die Norm, sich mit Ende zwanzig/Anfang dreißig in die heteronormative romantische Beziehung zurückzuziehen, Familien zu gründen, Häuser zu bauen. Wie schaffen wir es, dem konsequent entgegenzustehen, den Lauf der Dinge nicht zu gewähren, sondern ihn aktiv nach unseren Vorstellungen zu verändern? Es braucht eine bewusste

63 Das Mietshäuser Syndikat (MHS) ist ein Verbund von mittlerweile 173 selbstverwalteten Hausprojekten. Der Aufbau dieser wird durch das MHS unterstützt und sie werden durch das Syndikatsmodell dem Immobilienmarkt entzogen und somit unverkäuflich. Mehr Infos finden sich auf der Seite des MHS: <https://www.syndikat.org/> [zuletzt aufgerufen am 27.02.2022]

64 Dazu schreiben auch Bini Adamczak in *Beziehungsweise Revolution*, Şeyda Kurt in *Radikale Zärtlichkeit* oder bell hooks in *alles über liebe*.

Thematisierung, eine Planung in Bezogenheit aufeinander. Lasst uns mit all denen, mit denen wir Zukunft teilen wollen, darüber sprechen, ob wir zusammenleben wollen, ob wir zusammen Kinder haben wollen oder eben nicht. Dann werden es sicher nicht nur unsere romantischen Beziehungen sein, mit denen wir in einigen Jahren Häuser bauen und Kleinfamilien⁶⁵ gründen. Ich denke, es hat viel damit zu tun, wie wir unsere Beziehungen bewerten und priorisieren. Wie wir sie leben und leben wollen.

...und dem Überdruß kollektiver Strukturen

Neben all diesen kollektiven Lebensgestaltungsansätzen bleibt dann natürlich noch ‚die eigentliche Polit-Gruppe‘ – auch dort geht es um Organisation, Mobilisierung, wie die eigene Politik weiterbringen, zusammen Antworten auf Fragen finden, Konflikte gemeinschaftlich lösen⁶⁶, ...

Wo darf es auch noch Raum geben in all diesen kollektiven Momenten für das Individuum? Raum für die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse, ohne erst einmal den Blick auf die der anderen zu richten? Was passiert eigentlich mit den eigenen Bedürfnissen, wenn sie einer ständigen Aushandlung unterworfen werden? Darf ich nicht auch mal nur für mich entscheiden, ganz ohne den politischen Anspruch, sondern ganz hedonistisch? Wie viele Gespräche kann ich über meine Bedürfnisse, Bedarfe und Wünsche führen? In wie vielen Kontexten die gleichen Fragen besprechen? Wie doll zermürben mich die andauernden Aushandlungen und machen mich müde und erschöpft? – Wird mir nicht all das Kollektive irgendwann auch einfach zu viel?

Denn: Kollektive Annäherungen an eine Zukunft bedeuten auch immer Aushandlungen, das Ermöglichen vieler verschiedener Bedürfnisse und Wünsche, diversen Lebensrealitäten gerecht werden. Zugleich sind sie auch häufig mit selbstbezogenen kleinen Gruppen verbunden, die das gute Leben für sich schaffen und sich so in ihrem Inneren verlieren, so dass das Außen aus dem Blick gerät. Wie viel will ich wirklich kollektiv gestalten? Wenn ich in jedem Teil meines Lebens kollektiv lebe, bin ich dann am Ende nicht doch auch wieder allein, ein kleines Rädchen in den verschiedenen Kollektiven? Nirgendwo ganz zugehörig, zwischen den verschiedenen Anforderungen und Bedürfnisaushandlungen stehend?

Und dennoch: ich glaube an kollektive Strukturen und dass wir dadurch andere Lebensentwürfe gemeinsam ermöglichen können. Auch wenn die

65 Über Kritik an klassischen Familienkonzepten und ihre Einordnung in gesellschaftliche Machtverhältnisse schreibt auch Gisela Notz in ihrer *Kritik des Familismus* (Notz 2015).

66 Gemeinschaftliche Konfliktlösungen finden sich zum Beispiel in den Konzepten von Transformative Justice und Community Accountability (vgl. CARA, 2014).

Alternativen und gemeinschaftlichen Ansätzen auf ihre verschiedenen Arten und Weisen im neoliberalen und patriarchalen System verhaftet bleiben und Machtverhältnisse reproduzieren werden, sodass sie nie ganz eine Zukunft ohne Widersprüche darstellen können.⁶⁷

Zum Weiterlesen:

- Adamczak, Bini. 2017. *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Birken, Almut und Nicola Eschen. 2021. (Hg.) *Links leben mit Kindern - Care Revolution zwischen Anspruch und Wirklichkeit*. Münster: Unrast-Verlag.
- Broschüre: Ich tausche nicht mehr – Ich will mein Leben zurück. Online unter: <https://ich-tausch-nicht-mehr.net/>
- Cara. 2014. *Das Risiko wagen. Strategien für selbstorganisierte und kollektive Verantwortungsübernahme bei sexualisierter Gewalt. Übersetzung des Transformative Justice Kollektiv Berlin*. Online unter: <https://www.transformativejustice.eu/en/reading-writing/> [zuletzt aufgerufen am 15.05.2021].
- Dück, Julia. 2021. Mehr als Erschöpfung im Hamsterrad – Soziale Reproduktion und ihre Krise(n). In *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*, hrsg. von Altenried, Moritz; Dück, Julia und Mira Wallis. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. Auch Online unter: <https://www.rosalux.de/publikation/id/44269/plattformkapitalismus-und-die-krise-der-sozialen-reproduktion>.
- hooks, bell. 2021 [2001]. *Alles über Liebe – Neue Sichtweisen*. Aus dem Engl. Von Heike Schlatterer. Hamburg: Harper Collins.
- Kollektiv L.A.R.A..2017. *Wir können auch anders – Konkrete Schritte zur gelebten Utopie*.
- Kurt, Şeyda. 2021. *Radikale Zärtlichkeit – Warum Liebe politisch ist*. Hamburg: Harper Collins.
- Maruschke, Robert. 2019. *Linkes Organizing. Interviews und Arbeitsmaterialien*. Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung. Online unter: <https://www.rosalux.de/publikation/id/41297/linkes-organizing>.
- Notz, Gisela. 2015. *Kritik des Familismus - Theorie und soziale Realität eines ideologischen Gemäldes*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Starodub, Alissa. 2020. *Lasst es glitzern, lasst es knallen*. Münster: edition assemblage.

⁶⁷ Die Gleichzeitigkeit dieser Möglichkeiten und Widersprüche wird für verschiedene kollektive Ideen von Alissa Starodub in *Lasst es glitzern, lasst es knallen* (Starodub 2020) diskutiert.

Das politische Zuhause finden. Reflexionen zu Fragen des Politisch-aktiv-Seins und -Bleibens

Zee

„Sprechend und handelnd schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborenseins bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen.“
(Hannah Arendt 1958, 215)

Immer wieder donnerstags. Donnerstags zogen sie an meinem Fenster vorbei, in meiner Straße, wenn ich den Gehweg zur Haustür schritt. Die *Alameda* war ihre Bühne für diese Stunden. Die zentralste Straße der Stadt Santiago de Chile wurde 2011/12 zum lauten, vehementen Ausdrucksort tausender junger Chilen*innen gegen ausbeuterisch hohe und ausgrenzende Studiengebühren.

Wenn ich an mein *Politischwerden* zurückdenke, dann denke ich an Beobachtungen wie diese; an einprägsame Momente und Ereignisse. Aber auch an Begegnungen mit Menschen, die mich geprägt und mitgerissen haben und aus denen langjährige politische Freund*innen-schaften entstanden sind. An Thüringer Kleinstädte, in die ich gereist bin, um mich mit anderen öffentlich zu >> positionieren. An Bücher, die ich gelesen und die mich aufgewühlt haben. An eine insgesamt bewegte Zeit, in der ich versucht habe, meine eigene Handlungsmacht zu erkennen und wahrzunehmen. Als junger Mensch um die 20 Jahre habe ich mein eigenes politisches Zuhause gebaut. Ich habe mich politisiert und inzwischen auch Gewissheit, dass es so bleiben wird und, dass ich in meinem Leben politisch denken und handeln will.

Doch Stolpersteine stellen sich in meinen Weg. Nicht nur die politischen Ziele sind schwerer zu erreichen als erhofft und die Problemlagen, für die es gilt, Lösungen zu finden, sind komplexer als gedacht. Auch die Erkenntnis, dass das selbsterbaute, politische Zuhause brüchig ist, baut Hindernisse auf. Fragen an mich selbst, veränderte Ansprüche an mich und meine Umwelt sowie andere Prioritäten im Leben erschweren es mir immer wieder politisch anzukommen, mich wohlzufühlen und dabei zu bleiben. Das Zuhause verändert sich stetig.

Als junger Mensch politisch zu werden erscheint mir heutzutage in Zeiten von Polarisierung und Extremisierung normaler geworden zu sein und zum Teil unausweichlich. Doch dabei und aktiv zu bleiben, sich seiner eigenen Ziel- und Idealvorstellungen ständig zu vergewissern

und schlussendlich diese in Einklang mit dem Älterwerden an Jahren, Erfahrungen und Ansprüchen zu bringen, hat sich für mich als eine ständige Herausforderung im vermutlich nie endenden Prozess der Politisierung herausgestellt. Politisierung bedeutet für mich einen Ort des politischen Zuhauses zu finden. Es muss dabei kein geografischer Ort sein, sondern kann vielmehr durch soziale Beziehungen und Praktiken geprägt sein und verändert sich wohl stetig. Ich möchte deswegen mit dem Bild des politischen Zuhauses und ausgehend von meinen eigenen Erfahrungen in diesem Beitrag skizzieren, wie ich mein politisches Zuhause entdeckt und aufgebaut habe, wie es mit der Zeit brüchig und wackelig wurde, und schließlich, wie ich es heute versuche zu erhalten.

Ankommen im politischen Zuhause

Unfähigkeit
Untätigkeit
Zu Beton erstarre ich.
Kälter, fester, grauer.
Doch fest wird er nicht.
Das Leben rauscht mit dem Ende das Licht
Rausch und Flausch
Zu viel Flausch.
Inmitten all meiner Türen und Wege:
Was mache ich?
In die Arme der Abhängigkeit.
Mich hinter mich.

Ich laufe den Gang zu den Treppenaufgängen der Mensa am Ilmpark in Weimar entlang. Vorbei an Tischen, aufgehäuft mit Flyern, Stickern, Buttons und Pamphleten. Im Hintergrund gerahmt von Bannern und Plakaten selbst bedruckter Sprüche und Bilder. Im Versuch die Fülle der Inhalte zu erfassen wurde mein langsam gewordener Gang schnell erkannt: „Hey! Kennst du unsere Initiative schon? Kann ich dir davon erzählen?“ Schon war ich dabei und die ersten Studienjahre füllten sich nicht nur mit Vorlesungen und Seminaren, sondern ebenso mit abendlichen Plena, Demonstrationen, ehrenamtlicher Hausaufgabenbetreuung in der städtischen Asylunterkunft und damit, politische Aktionen zu organisieren.

So schnell wie in die Gruppe verwickelte ich mich danach in keine mehr, jedoch wechselte ich – mal zufällig, mal sehr entschieden – immer wieder in neue Gruppen. Begeisterung für politische Tätigkeiten, Neugier aber auch idealistische Naivität und Veränderungen meiner

Lebensumstände führten dazu, dass ich unterschiedliche Kontexte kennenlernte: Thematisch bewegte ich mich bisher zwischen *Recht auf Stadt* sowie Antirassismus und Arbeit mit geflüchteten Menschen; meist handelte es sich jeweils um ein neues soziales Umfeld; manche Gruppen waren sozial ausgerichtet und fokussierten auf Unterstützungsleistungen, in anderen ging es um konkrete politische, sich positionierende Arbeit und wir organisierten Kampagnen oder Vorträge. Von studentischen Initiativen und Vertretungen über Gremientätigkeit bis hin zu zivilgesellschaftlichen Bewegungen erschloss ich mir verschiedene Möglichkeiten politisch wirksam zu werden.

Rückblickend wirkt meine Reise durch unterschiedliche politische Landschaften auf mich wie ein jugendliches Ausprobieren. Doch es fühlte sich für mich auch unerfüllt an. Die Fragen „Was ist eigentlich mein Ding?“ oder „Wofür brenne ich und habe eine Leidenschaft?“ stellten sich mir immer wieder und warfen Kritik an mir selbst auf: Meine ich es ernst mit meinen politischen Tätigkeiten? Bin ich wirklich ein politischer Mensch? Oder renne ich meinen eigennützigen Interessen der Selbsterfüllung hinterher? Viele Fragen – einige Antworten darauf fand ich als ich mich damit auseinandersetzte, was Politisierung eigentlich bedeutet und wie sie sich vollzieht.

Jessica Lütgens schlüsselt die Entwicklung von Politisierung auf und geht davon aus, dass Menschen entweder betroffen von oder empfänglich für Ausgrenzungen verschiedener Art seien und dies ein Potenzial für Politisierung darstelle (Lütgens 2021, 198). Sie unterscheidet zwei Typen: Der erste bezieht sich auf unmittelbares Erleben von Ohnmacht hinsichtlich Ausgrenzung (Betroffenheit) und der zweite auf ein mittelbares Erleben von Ausgrenzung (Empfänglichkeit) (ebd.). Der Typ der Betroffenheit neige aufgrund geringerer sozioökonomischer Ressourcen zu Beginn seines Lebens zu einem radikaleren und systemkritischeren Ausdruck des politischen Handelns. Der Typ der Empfänglichkeit mit einer erlebten und erzählten Erfolgs- und Familiengeschichte in der eigenen Biografie, in der viele Ressourcen gesammelt werden konnten, tendiere zu mehrheits-gesellschaftlich anerkannten und konformen Ausdrucksformen (ebd. 198f.). Beide Typen erleben vor dem Hintergrund des Erwachsenwerdens eine „Notwendigkeit von Protest, Intervention und Gegenwehr angesichts einer Beengung und Präformierung [Vorformung] des adoleszenten Möglichkeitsraumes“ (ebd. 199).

Diese Einordnung war für mich hilfreich. Denn ich konnte meine Unentschlossenheit und oft sprunghaften Tendenzen bei verschiedenen Gruppen nicht länger als Laster verstehen, sondern als mein >> Privileg: Als >> *weiße*, in Deutschland geborene >> cis Frau erlebe ich soziale Ungerechtigkeit oftmals nicht als Betroffene. Vielmehr nehme ich mit

meiner >> Positionalität insbesondere in Bezug auf Rassismus, Klassismus, >> Ableismus oder Homofeindlichkeit eine beobachtende Perspektive ein und identifiziere mich deswegen eher mit dem Typ der Empfänglichkeit. In meinem eigenen biographischen Sozialisations- und Bildungsprozess kann ich auf weitgehende materielle Sicherheit, Gesundheit, ein emotional stabiles Umfeld und viele Möglichkeiten zum Ausprobieren zurückblicken. Während Menschen, die in ihrem Leben auf verschiedene Arten und Weisen ausgegrenzt werden, beispielsweise weil sie Person of Colour oder trans sind, sich in ihrem politischen Handeln eher einer Szene oder Community zuwenden, die ihre Betroffenheit(en) teilt (z.B. die >> queere Szene in Berlin), fühlen sich Menschen mit mehr sozioökonomischen Privilegien, so wie ich selbst, sich eher Organisationen zugehörig und werden dort politisch aktiv⁶⁸ (Lütgens 2021, 198f.). Ich erkannte damit den Vorteil davon, mich nicht entscheiden zu müssen oder besser gesagt das Privileg, dass aufgrund gesellschaftlicher Strukturen nicht vorab über mich entschieden wurde.

Politisierung begleitet mich in meinem Erwachsenwerden. Dabei geht es für mich darum, meine eigene Positionierung und eigene Geschichte kennenzulernen, damit ich mich selbst in meinem politischen Handeln verstehen kann. So kann ich immer mehr in meinem politischen zu Hause ankommen.

Hinter den Fassaden bröckelt es

Aktiv
Aktiver
Aktivista
Sei dort, sei präsent, sei stabil.
Die Stadt hier,
die Stadt überall.
Wir spielen oberste Liga.
Yallah, yallah,
Platz da!

Zurück in Berlin. Ich steckte fest in zwei politischen Gruppen. Kein Vor – kein Zurück. Die eine ist meine emotionale Herzensgruppe, mein Wohlfühlort und >> safe space mit Menschen, die mir vertraut sind und mit denen ich gemeinsame Erfahrungen teile. Die andere mein Ideal

68 Das heißt jedoch nicht unbedingt, dass Menschen mit mehr sozioökonomischen Ressourcen keiner Szene angehörig sind. Diese Szenen werden jedoch weniger als solche benannt, da sie eher der normativen Norm entsprechen und weniger ‚sichtbar‘ sind.

vom *Politisch-Sein* und Handeln: Progressive, radikal-linke Praxis. Aktiv, reaktiv und vorn dabei, immer wieder politische Diskurse setzend und mitbestimmend. Sie beide hielten mich am Laufen und bewegten mich weiter und weiter. Doch in keiner der beiden fühlte ich mich zu 100 % richtig. In der einen konnte ich meinen Ansprüchen an inhaltliche, politische Arbeit und Radikalität nicht gerecht werden, fühlte mich unerfüllt, in meiner Arbeit nicht nützlich und fragte mich vielmehr, ob ich nur für meine eigene Selbstdarstellung tätig war. In der anderen – so >> anti-kapitalistisch sie versuchte zu sein – unterlag ich dem Leistungsdruck und meinen eigenen Ängsten nicht genug und nicht gut genug zu sein.

Zwar konnte ich meine Neigung zu verschiedenen politischen Inhalten und Gruppen als Privileg erkennen, doch ankommen konnte ich nicht. Ich hatte nicht das Gefühl an dem Ort zu sein, an dem ich mich politisch zuhause fühlte. War immer wieder gespalten. Hin- und hergerissen zwischen Orten, die mir so viel gaben und doch nicht alles geben konnten. Natürlich nicht. Ich fühlte mich hier und dort zugehörig. Zugleich grenzte ich mich gezielt ab. Nein, das bin ich nicht, das will ich nicht. Immer wieder Fragen und Abgleichen. Ich möchte einen Ort für mich finden. Einen Ort, der mich widerspiegelt und in dem ich meinen Bedürfnissen, Vorstellungen und Werten nachgehen kann. Ein Ort, an dem ich gesehen werde und Andere sehen kann, um miteinander anzustoßen, Dinge voranzubringen, uns austauschen, zu unterstützen, uns gegenseitig aufzufangen und weiterzutragen. Ich fühlte mich gespalten. Ich blieb trotzdem an beiden Orten, verlor mich in beiden, wollte alles mitnehmen was ging. Verausgabte mich, überforderte mich. Keinen der beiden Orte konnte ich aufgeben. Ich hätte es nicht vor mir und anderen rechtfertigen können, denn sie waren Teil meiner Identität geworden und nicht mehr von mir trennbar. Zugleich war ich unzufrieden mit meinen politischen Tätigkeiten, meinem politischen Umfeld aber vor allem mit mir selbst. Ein diffuses Gefühl der Leere und des Verlustes an Vertrauen in meine eigene Intuition und Wahrnehmung waren meine täglichen Begleiterinnen. Es war ein Alltagsleben im Konflikt mit meinen eigenen Werten und Bedürfnissen und ähnlich, wie Rettig (2005, 16f; zitiert nach Luthmann 2018, 78f.) Burnout spezifisch für den Kontext von politischem Aktivismus definiert.

Zwischen all dem, den verschiedenen Gruppen, meinen eigenen Werten und Bedürfnissen, war ich eingeschlossen. Mein politisches Zuhause bröckelte. Von innen entleerte es sich und mich. Würde es zusammenfallen?

Vom Pflegen und Erhalten

[Erotik] stellt [...] jene Kraft zur Verfügung, die immer dann freigesetzt wird, wenn zwei Menschen gemeinsam auf ein Ziel hinarbeiten. Geteilte Freude – körperlich, emotional, seelisch oder intellektuell – bildet eine Brücke zwischen den Teilenden, sie federt als bedrohlich empfundene Unterschiede ab und lässt uns das besser verstehen, was wir nicht teilen.
(Audre Lorde 1984, 55).

„Hey Leute. Diesmal etwas in eigener Sache. Ich muss euch sagen, dass ich mich vorerst aus unserer Arbeit zurückziehen muss. Mir geht es persönlich nicht so gut und ich muss das erst einmal für mich angehen. Vielleicht auf bald!“

Ein Cut mit meinen politischen Aktivitäten war für mich der vorläufige Ausweg aus zeitweiser Überforderung und Verunsicherung. Aber nicht sofort und überall auf einmal – nach und nach verabschiedete ich mich aus Gruppen, pausierte in Projekten oder nahm etwas Abstand. Ich setzte mehr und mehr meine Grenzen und tastete mich langsam voran. Nun erkenne ich mit der Zeit, was für mich wichtig ist, um mein politisches Zuhause zu stabilisieren.

Politisierung begleitet mein Erwachsen- und Älterwerden. Luthmann (2018, 57f.) versucht diesen Prozess aufzuschlüsseln und bemerkt, dass mit den Jahren sich nicht nur biologische Veränderungen einstellen, sondern sich ebenso die gesellschaftlichen Rollen veränderten und es deswegen wichtig sein könne, nicht ein Leben lang dasselbe zu tun. Je nach Lebensphase ändern sich unsere Bedürfnisse, denen wir gerecht werden müssen, und das gelte auch für den Ort unseres politischen Engagements.

Das Erste und Grundlegendste ist dabei für mich ein Leben im Gleichgewicht. Luthmann (2018, 198) benennt die vier individuellen Säulen nachhaltigen Aktivismus: materielle Sicherheit, Gesundheit, Beziehungen sowie Zeit. Durch den Bruch erhielt ich Raum und kann seitdem das Gleichgewicht dieser Bereiche mehr und mehr herstellen. Aber was braucht es über Self-Care hinaus und welche Bedürfnisse habe ich konkret an Orte des Politisch-Seins und Handelns? Was brauche ich, um mich an einem solchen Ort wohlfühlen? Ich brauche zum einen eine Verbindung zu den politischen Projekten. Sei es ein persönlicher Bezug zu der Thematik (z.B.: bin ich selbst von Verdrängung betroffen?) oder einen Bezug zu einem umkämpften Ort. Was hat das ansonsten mit mir zu tun? Woher schöpfe ich die Motivation für mein Engagement? Was treibt mich dabei an? Ich möchte politisches Engagement aus mir selbst heraus betreiben und will mich aus meinen eigenen Erlebnissen,

eigenen Erfahrungen und eigener Geschichte dafür entscheiden. Zwar bin ich – wie oben beschrieben – in vielen Hinsichten privilegiert und habe viele freie Entscheidungsmöglichkeiten, doch möchte ich insbesondere aus dem heraus handeln, was ich selbst erlebe, gesehen und erfahren habe.

Zum anderen deutet sich für mich an, dass ich neben Verbundenheit auch Abgrenzung brauche: Eine Abgrenzung meiner aktivistischen Tätigkeiten zu meiner Lohnarbeit bzw. meinem Studium. Oft habe ich viel Energie gegeben, um alle Bereiche so viel wie möglich miteinander zu verbinden – Synergieeffekte dachte ich, doch es wurde mir zu viel. Fragen von Recht auf Stadt, Stadtforschung und -planung überall; in Studium, Lohnarbeit und dann auch noch im Aktivismus? Und das vielleicht mein Leben lang? Diese Form von Selbstoptimierung und Optimierung meiner einzelnen Lebensbereiche ergaben keinen Sinn mehr für mich.

Ich realisierte, dass ich Orte der Andersartigkeit brauche. Orte, die jede*r für sich eigen sind. An denen ich jeweils eine andere Seite von mir sein kann. Denn ich will mich nicht mehr gespalten fühlen. Mich macht Unterschiedliches aus. Ich bin eine *weiße* cis Frau, ich bin Aktivistin, ich bin Team-Playerin, ich bin eine Raverin, ich bin faul, ich bin powerful, ich bin Berlinerin, ich bin Urbanistin, ich bin Naturliebhaberin... Ich bin Vieles. Wie kann ich dafür den einen Ort finden? Es gibt verschiedene Orte des politischen Zuhauses und es gibt somit für mich nicht die eine politische Gruppe, sondern verschiedene Wege und Möglichkeiten politisch zu sein und zu handeln: formell in Gruppen, informell im Alltag in Freund*innenschaften oder meiner Art und Weise zu wohnen. Aber auch darin, wie ich insgesamt mein Leben politisch ausrichte.

Ich bin also nicht mehr auf der Suche nach dem einen politischen Zuhause. Am Ende gibt es für mich vielleicht mehrere Zuhauses. Doch sie sind miteinander verbunden: Es sind Orte, die aus vielen Menschen, vielen Ideen und viel gemeinsamer Energie entstehen. Ich könnte sie niemals allein verkörpern, hätte niemals die Macht, allein deren politischen Ziele zu erreichen. Ich funktioniere in sozialen Gefügen, mit anderen zusammen. Denn wie Hannah Arendt (1958, 252) schreibt: „Macht [...] besitzt eigentlich niemand, sie entsteht zwischen Menschen, wenn sie zusammen handeln, und sie verschwindet, sobald sie sich wieder zerstreuen.“

Mit anderen Menschen zusammen erschaffe ich mir Orte des politischen Zuhauses, pflege und erhalte sie. Und so auch mein eigenes Zuhause. Ein Danach der Politisierung gibt es vielleicht nicht. Es ist – wie so oft – ein immerwährender Prozess, um herauszufinden, wer ich politisch bin und wohin ich gehöre. Das macht es für mich so spannend und lässt mich nicht aufhören zu suchen.

Literatur

- Arendt, Hannah. 1958. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. 18. Auflage, Ungekürzte Taschenbuchausgabe. Serie Piper. München, Berlin, Zürich: Piper.
- Lorde, Audre. 1984. *Sister Outsider*. 1 (2021). München: Carl Hanser Verlag GmbH & Co.KG.
- Lütgens, Jessica. 2021. „*Ich war mal so herzlinks*“ - *Politisierung in der Adoleszenz: eine biographische Studie*. Opladen; Berlin; Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Luthmann, Timo. 2018. *Politisch aktiv sein und bleiben: Handbuch nachhaltiger Aktivismus*. 1. Auflage. Münster: Unrast.

Anstelle eines Ausblicks

In Rehzi Malzahns Interviewsammlung *dabei geblieben* (vgl. Malzahn 2015) spricht sie mit Menschen, die 40, 50, 60 Jahre alt sind und immer noch Aktionen planen, sich ins politische Geschehen einmischen, ihre Kritik an den herrschenden Verhältnissen auf unterschiedliche Weise ausdrücken.

Wie sind solche Menschen im Jahre 2035, 2043, 2057 drauf? Gibt es solche Menschen dann überhaupt noch? >> Utopie und Dystopie existieren nur im Verhältnis zueinander. Sie sollen beim Nachdenken helfen: Welche Momente, Prozesse und Reflexionen der Politisierung könnten für uns wichtig sein und warum?

„Die linke Szene erleben – Bildungsreise 2061“

„Das kann mensch buchen?“ Maj kann der Anzeige im K-cone i3XSC⁶⁹ kaum trauen. ‚Linke Szene‘ – das kennt sie aus dem Geschichtsunterricht, von der eine Lehrerin, die immer vom G20 in Hamburg erzählt, wo sie als Jugendliche war. Maj nimmt die Bildungsreise in Anspruch. Es ist ein ganz außerordentliches Angebot, denn eine ganze kulturwissenschaftliche Fakultät hat 5 Jahre lang Sozio-Überzeugungsarbeit⁷⁰ geleistet, um die Mitglieder der >> Kommune davon zu überzeugen, ihren Hof für Tourist*innen zu öffnen.

Ein Hof! Eine Kommune! Maj war aufgeregt. Sie lernte, dass Menschen früher versucht haben, die Umwelt zu erhalten und *mit* ihr zu leben, indem sie sich selbst versorgten und dabei versuchten das Ökosystem intakt zu lassen. Das hat in den frühen 2020ern erst kurz getrendet, dann wurde allen aber klar, dass mensch damit nicht flexen konnte. Eine Kommune: unfassbar! Menschen, die versuchten zu verschmelzen. So verstand es Maj zumindest. Was sollte der Versuch, Geld und Arbeit im >> Kapitalismus zu teilen denn sonst gewesen sein? Heute würde sich niemensch mehr finden, der das ausprobieren würde. Zu komisch wäre es, einem anderen Menschen so nahe zu kommen, seine Emotionen zu verstehen, Empathie zu entwickeln. Im Hof der Kommune erzählte ein alter Kommunard von den ‚Wie-geht-es-mir-Runden‘. Er versuchte die Besucher*innen dafür zu begeistern, doch seine Sprache war so altbacken, dass die Kulturwissenschaftler*innen

69 Vielleicht können wir uns das wie ein Smartphone vorstellen. K-cone und Smartphone stehen zueinander in einer ähnlichen Beziehung wie Dampflokomotive und ICE.

70 Früher ‚soziale Arbeit‘ oder ‚soziale Beratungsangebote‘ – seit den 2050ern wurde dazu übergangen, dieses Klientel nicht mehr zu beraten oder zu unterstützen, sondern von dem zu überzeugen, was sie tun sollten um ehrenwerte Mitglieder der modernen Gesellschaft zu werden.

übersetzen mussten. Die Kommune hatte wohl sehr wenig Kontakt zur Außenwelt gehabt. „Ein Effekt der seit den 2020ern einsetzenden Abkapselung der linken Szene vom Rest der Gesellschaft“, erklärten die begleitenden Kulturwissenschaftler*innen. Maj versuchte ein Bild von dem alten Kommunarden zu machen, doch an seinem Gesicht konnte sie ablesen, dass er sich dazu zwingen musste es zuzulassen. Seine an den Seiten rasierte Frisur und seine dunkle Kleidung kamen Maj ganz komisch vor. Die anderen Kommunard*innen hatten sich versteckt und wollten mit den Besucher*innen leider nicht ihre eigenartigen Ansichten, über das, was sie >> „Awareness“ und „Bewegungsfreiheit“ nannten, teilen. Ein einzigartiges Individual-Erlebnis diesen alten Kommunarden gesehen zu haben. Sie war froh gebucht zu haben, denn in den Personality-Netzwerken gab es dafür *inspiration credits*. Wie er immer wieder beteuert hatte, dass es früher mehr solche Menschen wie ihn gegeben hatte, ließ Maj auch Tage später nicht mehr los: dass es früher mehr Menschen gegeben hatte, die versucht hatten, sich aufeinander zu beziehen, gemeinsam zu handeln, etwas zu bewegen, etwas zu tun, dass nicht vorgeschrieben oder nicht erlaubt war, Empathie für den Anderen⁷¹ zu entwickeln; dass diese Kommune von 70-jährigen alles war, was davon übriggeblieben ist. Dabei wollten sie die Welt verändern. „Not my business – not my business“ – Maj musste sich beim Teleport von der Kommune ins Homeoffice immer wieder auf ihr altes Gleichgültigkeits-Level zurückholen. „Gleichgültigkeit, nichts verändern wollen, zufrieden sein mit der Mehrheitsgesellschaft“ – das war der Schlüssel zu allem, das hatte ihr der *digitale personal trainer* gesagt. Sie wollte ja schließlich nicht so enden wie der Öko-Kommunard oder die komische Geschichtslehrerin.

„Ihr werdet euch noch wünschen wir wären politikverdrossen“

Vor 40 Jahren hatte Kim dieses Plakat auf einer Fridays for Future Demo gesehen. Die Erinnerung an diese Demo ist verstaubt, doch Kim muss noch immer schmunzeln, wenn Kim daran denkt. Vor allem was aus den „Fridays-Kids“ geworden ist! Damals ärgerten sich die Älteren: Das Klima ist doch das Einzige was die Jugend von heute bewegt – unfassbar. Das sollte sich schnell mit dem Rechtsruck ändern. Nazi-Aufmärsche zu blockieren, wurde schnell zu einer Selbstverständlichkeit für diese Generation – es war ganz normal trotz Ausbildung, Schule,

71 Der Kommunard hatte gesagt: „Jemensch, der in einer anderen Position als mensch war – dessen Situation zu verstehen versuchen, empathisch zu sein, sich füreinander einzusetzen.“

Studium jedes Wochenende mit der An- und Abreise zu Demos zu füllen, Bezugsgruppentreffen, Aktionskarten beim Abendessen studieren. Mit dem Schule-Schwänzen gab es dafür ja schon eine gute Basis und trotzdem blieb den Alten nicht nur beim Hinterherschprinten zu den Blockadepunkten die Luft weg. „Das haben wir uns nie getraut unser Leben so sehr an Politik auszurichten, wir hatten immer noch unsere Jobs, unsere Karriereplanung irgendwo im Hinterkopf bei allem, was wir taten,“ hatte eine Freundin Kim gegenüber mal Mitte der 2030er Jahre offenbart. Und gleichzeitig war es beim immer Weiterkeimen rechter Kleinstparteien, rechter Anschläge, rechter Propaganda bitter nötig. Es gab keine andere Wahl.

„Das mit der Karriere hätten wir uns ja auch sparen können,“ hatte Kim zu der Freundin dann gesagt. Und Kim sollte Recht behalten: Die Inflation, die Anfang der 2020er Jahre wie eine Bombe das Weltwirtschaftswachstum zertrümmerte, verschob den Fokus von Karriere auf das Überleben. Anfangs tat sich die ältere Generation schwer damit, ihr Eigentum zu kollektivieren, allen Lohn in eine gemeinsame Ökonomie zu pumpen, im Plenum über materielle Bedürfnisse zu diskutieren und diese auszuhandeln. Doch wer Teil von solidarischen Strukturen war, schon in den 2040ern waren das fast alle, die keine Nazis waren, musste früher oder später damit umzugehen lernen. Kim konnte sich noch gut daran erinnern wie sie, selbst als sie sich bereits als politisierten Menschen verstand, noch in den frühen 2020er Jahren in den Urlaub geflogen war. Schon bald änderten sich die Verhaltensnormen diesbezüglich in der linken Szene, in der sie politisiert worden war. Die Orkan- und Flutschäden, die Dürren und die steigenden Lebensmittelpreise in Deutschland taten ihr Übriges. Die >> Privilegien Einzelner zerfielen in den 2050er Jahren endgültig in Stücke – hierarchiefreie Selbstorganisation in Kollektiven ersetzte die Vereinzelung im Kapitalismus, als >> Soli-Zimmer in WGs und Wohnprojekten vom ethischen Extra zur reinen Notwendigkeit wurden, als es immer mehr Leute ohne Zugang zu Wohnraum und Nahrung gab. Aus dem Spiel mit der Solidarität wurde Ernst und das erforderte weitaus mehr Auseinandersetzung mit sich und den eigenen Privilegien, als Kim je erwartet hätte. Dass die Jugend diese Kritik- und Selbstkritik-Formate, kollektive Verantwortungsübernahme und >> Awareness füreinander immer weiter vorangetrieben hat, war für Kim anfangs eine Herausforderung gewesen. Dabei war Kim selbst lange in Zusammenhängen und Strukturen aktiv, die sich damit beschäftigten. Irgendwann hatte Kim das Gefühl, dass die Verhältnisse sich so rasch zuspitzten, dass es unmöglich war, als in den 2010er Jahren politisch sozialisierte Person noch mitzukommen. Zum Glück wuchsen die Zusammenhänge und Gruppen um Kim herum, anstatt zu zerfallen;

zum Glück kamen ständig neue Leute hinzu und zum Glück hatte Kim sich eine Neugier für ihre Perspektiven bewahrt, die anders waren als die eigene. Das half Kim noch für eine ganz lange Zeit, dabei zu bleiben. Und als es immer schwieriger wurde mit der geistigen Flexibilität, weil Kim dann doch ein hohes Alter erreicht hatte, wurde sie mitgenommen: Menschen erklärten ihr die neuen Worte, die neue Technologie, mit der mensch sicher kommunizieren konnte ohne, dass die fluxes⁷² abgefangen wurden, die Unterdrückungslinien über die Kim noch nie nachgedacht hatte, weil sie nicht betroffen war. Erst wurde Kim ein wenig bitter, weil der Stolz verletzt war – nach einem Leben voller politischer Aktivität dann doch am Ende keine Ahnung zu haben, tat weh. Und gleichzeitig fragen die Menschen, die mit Kim im Mehrgenerationen-Projekt wohnen: Wie habt ihr das damals gedacht? Und dann kann Kim von früher erzählen und manchmal fasziniert darauf blicken, was aus diesen zaghaften Versuchen des gemeinsam Aktiv-Werdens, des kollektiven Wohnens, der Verantwortungsübernahme am Ende geworden ist: eine solidarische, reflektierte Kultur, die weit über die linke-Szene Blase hinausreicht, in der Kim sich damals herumgetrieben hatte.

Literaturverweis

- Malzahn, Rehzi. 2015. *dabei geblieben*. Münster: Unrast.

72 Kann mensch sich etwa so wie einen Chat vorstellen, Data traffic in Bezugsgruppen, zu komplex um das Leser*innen zu erklären, die noch nie ein K-cone in der Hand hatten („Ist das eine Art Smartphone?“).

Autor*innenbeschreibungen

Alex Klages ist *weiße*, queere Psycholog*in und Konfliktmoderator*in (ohne akademischen Familienhintergrund) und schon lange in feministischen Zusammenhängen organisiert. Die eigene Krisenerfahrung hat Alex politischen Fokus der letzten Jahre sehr beeinflusst, was u.A. zur Mitgründung des feministischen Bildungs- und Kommunikationskollektivs „beziehungsweise*n“ gemeinsam mit Freund*innen geführt hat, um in dem Rahmen an Themen der psycho-emotionalen Nachhaltigkeit für soziale Bewegungen zu arbeiten.

Alex, Ettol, Gerdusch und *Sia* sind immer noch dabei. Mittlerweile wohnen sie zwar nicht mehr in einer Stadt, treffen sich aber einmal jährlich, um in der ostdeutschen Provinz gemeinsam zu feiern. Sie sind weiterhin feministisch aktiv und organisiert, zum Beispiel zusammen in einem FLINTA*-Kollektiv, was Veranstaltungstechnik macht sowie in einer feministischen Theatergruppe.

Bernd Hüttner ist Politikwissenschaftler und arbeitet seit 2004 für die Rosa-Luxemburg-Stiftung, seit 2012 als deren Referent für Zeitgeschichte. Interessiert sich für Anti-Klassismus, Kunst_Geschichte, das schöne Leben und vieles andere mehr. Schreibt öffentlich seit 1989. Lebt in Bremen. Website mit u.a. Publikationsverzeichnis www.bernd-huettner.de.

Cec ist Mitte 20 und wohnt in Leipzig. Cec studiert Soziale Arbeit, singt gerne, legt auf und verbringt viel Zeit mit Freund*innen. Seit knapp drei Jahren ist Cec in der politischen Bildungsarbeit aktiv. Dabei geht es sowohl um sexualpädagogische Themen als auch um verschiedene Diskriminierungsstrukturen.

Chri wohnt mit Cec seit einigen Jahren in einer WG zusammen. Sie ist politisch aktiv und arbeitet als Journalistin (u.a. taz).

Daniel Weber, gerne Dani (er/ihn), ist unter anderem in der Berliner Politgruppe und dem Bildungskollektiv „kikk – klassismus ist keine kunstepoche“ organisiert und schreibt hier für „kikk“.

Frede Macioszek hat in der ersten Generation studiert, ist Sammelbandherausgeber*in und seit einigen Jahren in wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Kontexten zu verschiedenen Themen tätig.

Neben Klassismus lehrt (und lernt) und schreibt es zu Themen rund um Geschlecht, Sexualität, Scham und Verletzlichkeit. Wenn Zeit es zulässt, hört es gerne Podcasts. Zu seinen Podcast-Lieblingen gehören „PostOstPride und Somewhere Over The Hay Bale“.

Johanna Neuland arbeitete während ihres Dualen Studiums der Sozialen Arbeit in einer Wohngruppe für geflüchtete Kinder und Jugendliche und beschäftigte sich dadurch mit der Politisierung der Sozialen Arbeit und dem politischen Bewusstsein von Sozialarbeitenden. Derzeit studiert sie zur weiteren Spezialisierung Politikwissenschaft.

Julia Bersch studiert Sozialwissenschaften im Master an der Humboldt-Universität zu Berlin und arbeitet als studentische Hilfskraft im Bereich der soziologischen Bildungsforschung. Aktuell interessiert sie sich thematisch vor allem für Ungleichheiten der (Bildungs-)Teilhabe und gesellschaftliche Leistungsnarrative. Sie war lange hochschulpolitisch aktiv und engagiert sich seit einigen Monaten als Teil eines Kiezteams bei der Berliner Initiative „Deutsche Wohnen und Co. enteignen“.

Kasia Lorenc studierte Deutsche Philologie und Deutsch als Fremdsprache in Krakau und Frankfurt am Main. Sie ist Mitbegründerin und Kuratorin von „Curated Affairs“ in Düsseldorf, kuratorische Assistenz in der Neuen Galerie Gladbeck und Mitglied im Integrationsrat der Stadt Essen. Als Freiberuflerin berät und begleitet sie Künstler*innen in diversen Belangen, lektoriert und übersetzt.

Kaspar Metzkow hat Sozialwissenschaften im Bachelor und Master an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert und arbeitet seit kurzem im Bereich der angewandten Stadtforschung und Mieter*innenberatung. Während des Studiums beschäftigten ihn Fragen des städtischen Zusammenlebens, denen er sich aus soziologischer und ethnographischer Perspektive näherte. Er war lange hochschulpolitisch und ist im Bereich der Mieten- und Wohnungspolitik aktiv. Seit einigen Monaten engagiert er sich als Teil eines Kiezteams bei der Berliner Initiative „Deutsche Wohnen und Co. enteignen“.

Konstantin Sergiou ist seit 2015 in Berlin stadtpolitisch aktiv. Zurzeit engagiert er sich bei der Kampagne „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ und beim Bündnis „kommunal & selbstverwaltet Wohnen“.

Leah Lux ist seit 2016 in unterschiedlichen selbstorganisierten Gruppen und Projekten im Bereich Flucht und Migration aktiv. Seit 2018 war sie regelmäßig in Griechenland, zuletzt im Sommer 2020 auf der Insel Samos. Leah identifiziert sich als cis weiblich und weiß.

Magda und Mia waren schon in unterschiedlichen Kontexten politisch aktiv, wie zum Beispiel bei der Organisation von Klimacamps, beim SDS und in Bildungsprojekten. Unseren Beitrag haben wir als Mitglieder einer kleinen Gruppe geschrieben, die sich mit Emotionalität im Aktivismus auseinandersetzt und Ende 2019 gegründet hat.

Maja Bogojević ist feministische Sozialwissenschaftlerin, Antidiskriminierungstrainerin und Gründerin der digitalen Empowerment- und Bildungsplattform „erklär mir mal...“. Seit dem Absolvieren eines ‚Human Rights‘-Masters an der Universität Wien ist Maja Fellow des Mercator Kollegs und beschäftigt sich in diesem Rahmen mit der Implementierung von intersektionalen Antidiskriminierungsmaßnahmen u.A. bei UNESCO in Paris. Zudem begleitet und berät Maja Projekte, Initiativen und Unternehmen in der diskriminierungssensiblen Medienarbeit. Für das Gunda-Werner-Institut veröffentlicht Maja zudem den „feministischen Zwischenruf“. Thematische Schwerpunkte liegen stets bei den Themen Allyship, Anti-Klassismus und Rassismuskritik.

Marie Kottwitz ist Sozialarbeiterin und studiert in der ersten Generation. Im Bereich politischer Bildungsarbeit beschäftigt sie sich vor allem mit der Balance zwischen konzeptioneller, wissenschaftlicher und praktischer Arbeit, wobei ihr Arbeitsschwerpunkt insbesondere feministische Theorien und Praxis sowie Auseinandersetzungen mit Klasse und Klassismus bilden. Außerdem ist sie gerne unterwegs, ob zu Fuß oder mit dem Fahrrad, am liebsten draußen.

Mark Laade ist in der Klimagerechtigkeitsbewegung aktiv. Aktuell arbeitet er mit vielen anderen zusammen an dem Buch zu „Glitzer im Kohlestaub – Der Kampf um Klimagerechtigkeit und Autonomie“, das im Frühjahr 2022 bei Assoziation A erscheinen soll.

Nieki Samar ist Masterstudentin an der Universität Bremen und beschäftigt sich im Studium sowie privat mit den Themen Flucht, Migration, Kultur und Politik. Ihre Masterarbeit handelt ebenfalls von dem Thema Binationalität und Nationalitätsvorstellungen.

Noa und Kim beschäftigen sich in letzter Zeit, auch aufgrund des näher rückenden Studienabschlusses, immer wieder mit der eigenen sowie der kollektiven Zukunft – gemeinsam mit Freund*innen, Genoss*innen und anderen Verbündeten. Im Zentrum steht darin die Frage nach dem Wie-Politisch-Dabei-bleiben. Sie sind in ostdeutschen Städten in der Klimagerechtigkeitsbewegung sowie zu feministischen Themen organisiert und aktiv in der Bildungsarbeit.

RTR Führungsproblem ist ein loser, temporärer Zusammenschluss von Menschen, die bei einem Studienkolleg anfangen, sich gemeinsam mit ihren unterschiedlichen Biografien der Politisierung auseinanderzusetzen. Einige von uns setzen sich vor allem wissenschaftlich mit linken Ideen auseinander, andere beschäftigen sich seit vielen Jahren aktivistisch mit diversen Themen und uns eint die Suche nach Geschichte und Visionen von Politisierung.

Tanja Abou ist Sozialarbeiterin B.A., queere Poverty-Class-Akademikerin, Social-Justice-Trainerin, Care-Leaverin, Gründungsmitglied des Instituts für Klassismusforschung, systemische Therapeutin, DJ, gleichzeitig Lehrbeauftragte und Studentin und Kinderbuchautorin. Sie lebt und arbeitet in Berlin, wenn noch Zeit bleibt, schreibt und zeichnet sie darüber.

Thao Nguyen hat Sozialwissenschaften studiert, ist in der politischen Bildung aktiv und derzeit Antigewalt- und Antidiskriminierungsberaterin bei „LesMigraS“. Hier arbeitet sie mit queeren Menschen mit und ohne Flucht- und Migrationserfahrung zusammen. Ihre thematischen Schwerpunkte liegen auf Rassismus, Queerfeminismus, Klassismus und Intersektionalität.

Zee verortet sich im stadtpolitischen Kontext und widmet sich Themen rund um Wohnungspolitik, Beteiligung und Grenzregimen sowie Fragen zum ländlichen Raum und kritischen Perspektiven darauf. Studierend, forschend und aktivistisch ist Zee dazu vor allem in Berlin, aber auch Thüringen unterwegs.

Glossar

Um dieses Buch leichter zugänglich zu machen, erklären wir hier einige Begriffe, die in den einzelnen Beiträgen auftauchen, dort aber nicht erklärt werden. Für manche Begriffe gibt es viele verschiedene Definitionen. Die Erklärungen hier sind von einzelnen Beitragenden geschrieben und sollten weder als einzig richtige Definition verstanden werden noch als Verständnis aller an diesem Buch beteiligten Personen.

Ableismus/ableistisch

„Ableismus ist die strukturelle Diskriminierung von be[.]hinderten & chronisch kranken Menschen. Er gehört zur Be[.]hindertenfeindlichkeit, aber bezieht sich mehr auf die Strukturen und Denkweisen dahinter. Erst der Begriff macht deutlich, dass es sich hierbei um ein System handelt. Ein System, in dem gewisse Fähigkeiten als essenziell angesehen werden; in dem man nur etwas wert ist, wenn man Leistung erbringt; in dem nicht-be[.]hinderte Menschen immer über be[.]hinderte Menschen gestellt werden und in dem man als ‚unvollständig‘ und ‚kaputt‘ gilt, wenn man chronisch krank und/oder be[.]hindert ist. Wir sind alle ableistisch sozialisiert worden. Es war also jede*r schon mal ableistisch und diese Denk- und Handlungsweisen müssen aktiv erkannt und verlernt werden.“ (Angry Cripples 2022).

- [Angry Cripples. 2022. „Was heißt das noch mal? Ableismus“. Online unter: <https://www.angrycripples.com/lexikon#Ableismus>. [zuletzt aufgerufen am 27.02.2022]]

Alternativbewegung

Die Alternativbewegung entstand in Westdeutschland in den 1970er Jahre. Sie ist Teil der sogenannten „neuen sozialen Bewegungen“ und war sowohl eine emanzipatorische Alternative zum >> Kapitalismus als auch zur verknöcherten und autoritären Politik vieler damals existierender linker Gruppen (und Parteien). Gerade die Umwelt- als auch die feministische Bewegung können als klassische Alternativbewegungen gelten. Sie versuchten durch einen „Ausstieg“ andere Lebens- und Praxisformen im Hier und Jetzt zu etablieren.

Anti-AKW-Bewegung

Die Anti-AKW-Bewegung oder Anti-Atomkraft-Bewegung ist eine weltweite soziale Bewegung, die gegen die Nutzung der Kernenergie und für einen Atomausstieg kämpft.

Awareness

Verwandte Begriffe sind Achtsamkeit, Sensibilisierung, Bewusstwerdung. Mit Awareness wird häufig der Versuch bezeichnet, gesellschaftlichen Ungleichverhältnissen gegenseitige Ermächtigung und Unterstützung entgegenzusetzen. Beispielsweise versuchen Awareness-Gruppen auf selbstorganisierten Partys jeder Form von Grenzverletzungen, Gewalt und Diskriminierung durch sexistische, rassistische, ableistische, homo- oder trans*feindliche Handlungen entgegenzutreten, beziehungsweise Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Kritisch anzumerken ist, dass das Awareness Konzept die aktive Auseinandersetzung mit Formen von Gewalt, Arten von Diskriminierung und eine gewisse Sensibilität für die Bedürfnisse und Perspektiven anderer Menschen nicht ersetzen kann, obwohl die Präsenz von Awareness-Gruppen dies suggerieren mag. Stattdessen findet unter Umständen eine Auslagerung dieser Auseinandersetzung statt.

BIPoC

BIPoC ist eine Selbstbezeichnung. Das Akronym setzt sich aus den Anfangsbuchstaben der Wörter ‚Black‘, ‚Indigenous‘ und ‚People of Colour‘ zusammen. Der Sammelbegriff vereint verschiedene Selbstbezeichnungen, die in zahlreichen Kämpfen von Schwarzen, Indigenen und People of Colour gegen globale rassistische Unterdrückungssysteme entstanden sind. Er soll Fremdbezeichnungen ersetzen und steht in Opposition zu Bezeichnungen, die >> Weißsein als Norm suggerieren.

Care-Arbeit

Care-Arbeit beschreibt (bezahlte und unbezahlte) Tätigkeiten der Fürsorge, wie zum Beispiel die Altenpflege und die Kindererziehung, aber auch die emotionale Unterstützung in Freund*innenschaften. Der Begriff ‚Care‘ wurde seit den 1980ern in feministischen Diskursen entwickelt, um die grundlegende gesellschaftliche Bedeutung von

Pflegearbeit deutlich zu machen sowie die ungleiche Verteilung und Geringschätzung von weiblich konnotierten Sorgearbeiten zu kritisieren.

Cis

Menschen sind cis, wenn sie das Geschlecht haben, was ihnen bei ihrer Geburt zugewiesen wurde. Damit ist cis der Gegenbegriff zu trans*.

Codes

Codes (auch Szene-Codes) sind Kommunikationskonventionen in einem sozialen Milieu. Häufig sind damit ausgesprochene oder unausgesprochene Beschränkungen oder Normen gemeint. Codes können auch eine Art Geheimsprache sein, die Zugehörigkeit regelt. Sie können nicht von allen verstanden werden und können sich auf Sprache, Körper, Verhalten, Lebensstil etc. beziehen.

Diversity/Diversität

Diversity, oder im Deutschen auch Diversität, ist ein Begriff, der beschreibt, dass Menschen verschieden >> positioniert sind. Dabei konzentrieren sich Diversity-Ansätze (z.B. in der Einstellungspolitik von Unternehmen) oft darauf, die vielfältigen Erfahrungen und Ressourcen von Menschen (auszu)nutzen, ohne sich ernsthaft mit Veränderungen zu beschäftigen, die allen eine gute und diskriminierungsarme Zusammenarbeit ermöglichen. Die Reflexion von Machthierarchien, >> Privilegien und Normen ist selten Teil von Diversity-Konzepten.

Emo-Runde/Emo-Plenum

Als Emo-Runde wird ein gesonderter Teil (meist zu Beginn) eines (politischen) Treffens bezeichnet, in dem in Rundenform kurz geteilt werden kann, mit welchen Emotionen die Gruppenmitglieder gerade im Plenum sind. Das Emo-Plenum ist eine erweiterte Form der Emo-Runde und bezeichnet ganze Plena, die sich mit emotionalen Aspekten der politischen (Zusammen)Arbeit sowie persönlichen Themen der Gruppenmitglieder beschäftigen.

Empowerment/ Emanzipation

Empowerment bedeutet (übersetzt aus dem Englischen) Selbstbefähigung bzw. Ermächtigung einzelner Menschen und Gruppen innerhalb von Machtstrukturen, die diskriminierend und behindernd sind.

Ende Gelände

„Ende Gelände ist ein Zusammenschluss von Menschen aus den Anti-Atom- und Anti-Kohle-Bewegungen, aus den Vorbereitungsgruppen der Klimacamps in Rheinland und Lausitz, von der Waldbesetzung im Hambacher Forst, aus klimapolitischen Graswurzelinitiativen und Bürger[*innen]initiativen, aber auch größeren Umweltorganisationen, aus linken Politgruppen und andere mehr. Gemeinsam sind uns die Überzeugung, Klimaschutz selber in die Hand nehmen zu müssen und der Wunsch, mit einer über die Proteste der letzten Jahre hinausgehenden Aktion zivilen Ungehorsams ein weithin sichtbares Signal für eine Wende hin zu echtem Klimaschutz zu setzen.“

- [Ende Gelände. „Über Uns“ online unter: <https://www.ende-gelände.org/ueber-uns/> [zuletzt abgerufen am 26.02.2022]]

FLINTA*

Die Abkürzung FLINTA* steht für Menschen, die im Patriarchat von Diskriminierung betroffen sind und wird häufig in (>> queer-)feministischen Kontexten verwendet, um zu erklären, wer zu Veranstaltungen eingeladen wird. Sie beschreibt nicht die sexuelle Orientierung, sondern geschlechtliche Identitäten und macht somit die soziale Komponente von Geschlecht sichtbar.

F = Frauen (Menschen, die sich als Frauen identifizieren).

L = Lesben* (Frauen und sich mit Weiblichkeit identifizierende Personen, die sich zu anderen Frauen oder sich mit Weiblichkeit identifizierenden Personen hingezogen fühlen. Lesbisch beschreibt zwar eine sexuelle Orientierung, für viele ist es jedoch auch eine geschlechtliche Identität. Das L in dem FLINTA* dient außerdem auch dazu, sichtbar zu machen, dass viele Kämpfe der feministischen Bewegungen, vermehrt Lesben und queere Personen geführt haben.)

I = inter* Personen (Menschen, die „medizinisch“ uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen besitzen. Diese „Uneindeutigkeit“ kann auf der Ebene der Geschlechtsorgane, der Hormone oder der Chromosomen diagnostiziert werden. Inter* Personen können auf der Ebene von

>> Gender binär (männlich oder weiblich), nichtbinär und/oder inter* sein. Manche inter* Personen werden direkt nach der Geburt Operationen unterzogen, um sie „eindeutig“ – also binär einordbar – zu machen. Andere erfahren erst viel später im Leben oder gar nicht, dass ihr Körper nicht den medizinischen binären Normen entspricht.

N = nichtbinäre Personen (Menschen, die weder Männer noch Frauen sind, oder beides gleichzeitig oder ihre Identität zwischen männlich und weiblich verordnen.)

T = trans* Personen (Menschen, die nicht das Geschlecht haben, dass ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Der Gegenbegriff dazu lautet >> cis).

A = agender Personen (Menschen, die das Konzept von Geschlecht ablehnen, sich keinem Geschlecht zuordnen, kein Geschlecht haben).

* Das Sternchen steht für Personen, die sich mit keiner der anderen Selbstbezeichnungen identifizieren, aber keine cis Männer sind.

Gegen_Wissen

„Waldsterben, Ozonloch, Atomkraft, Genmanipulation, Automatisierung — selten geriet Wissenschaft ins Zentrum gesellschaftspolitischer Debatten wie in den Jahren um 1980. Mit der Kritik an der bestehenden Wissensordnung entstand innerhalb von sozialen Bewegungen, bald aber auch in Politik, Wirtschaft und der offiziellen Wissenschaft das Bedürfnis nach alternativen Formen von Wissen“ (cache 2020). Dieses ‚Gegen_wissen‘ richtet sich gegen die herkömmliche Wissenschaft und Meinungsproduktion. Orte der Produkte von Gegen_Wissen sind alternative, kritische Medien und auch kritische Wissenschaftler*innen innerhalb und außerhalb des klassischen Wissenschaftsbetriebes.

• [cache 2020. „Gegenwissen“ online unter: <https://cache.ch> [zuletzt aufgerufen am 26.02.2022]]

Gender

Gender bedeutet, dass Geschlecht gesellschaftlich und kulturell konstruiert bzw. hergestellt wird. Im deutschsprachigen wird oft das englische Wort verwendet, da hier eine Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ vorgenommen wird. Dabei beschreibt ‚gender‘ die soziale und ‚sex‘ die vermeintlich biologische Dimension, die aber auch von der gesellschaftlichen Vorstellung zweier eindeutiger, klar voneinander abzugrenzender Geschlechter beeinflusst ist (vgl. Czollek et al. 2009, 17).

- [Czollek, Leah Carola, Gudrun Perko, und Heike Weinbach. 2009. *Lehrbuch Gender und Queer: Grundlagen, Methoden und Praxisfelder*. Basel: BELZ Juventa.]

Gentrifizierung

Gentrifizierung bezeichnet soziale und bauliche Umstrukturierungen. Durch Gentrifizierung erfahren Stadtteile ökonomische und/oder symbolische Wertsteigerung. Die Auswirkungen der Gentrifizierung sind Verdrängung und Ausgrenzung jener Nutzer*innen und Bewohner*innen dieser Stadtteile, die nicht zur Wertsteigerung des gentrifizierten Stadtteils beitragen können oder wollen. Gentrifizierung ist also eine lokale Ausprägung städtischer Prozesse der >> Neoliberalisierung – ein abstraktes Konzept, das globale Ursachen mit lokalen Veränderungen verknüpft.

Habitus

Unser Habitus setzt sich aus den unterschiedlichen Erfahrungen zusammen, die wir in unserem Leben gemacht haben. Die unterschiedlichen Kapitalsorten (finanzielles, soziales und kulturelles Kapital), mit denen wir ausgestattet sind, schlagen sich ebenfalls im Habitus nieder. Er umfasst die Einstellung zur Welt und zu sich selbst; er bestimmt und begrenzt das Handeln und Verhalten. Zudem ist er ausschlaggebend dafür, welches Verhalten oder Handeln als möglich erachtet wird, z.B. in Bezug auf Zukunftspläne oder Urlaubsziele. Der Habitus zeigt sich beispielsweise bei Essen, Kleidung, Sprechen, Bewegen, Weltansichten, Selbstbewusstsein und Selbstsicherheit.

hegemonial

Das Adjektiv hegemonial stammt von dem Begriff Hegemonie ab und meint das in einer Gesellschaft Priorisierte, das eine Führungsrolle einnimmt und somit Macht ausübt und besitzt. Als Synonyme können ‚vorherrschend‘ oder ‚dominant‘ verwendet werden. In einem hegemonialen System ist es Akteur*innen, die selbst keine Macht haben, nicht/kaum möglich, gleichwertig behandelt zu werden.

Hippies

Historisch gingen Hippies aus der Sozialrevolte der 1960er (zuerst in den USA) hervor. Sie kritisieren Unterdrückung und Entfremdung und wenden sich von der Gesellschaft ab. Ihre Kritik an Lohnarbeit, Kleinfamilie und Konsum drücken sie durch Kleidung, Musik und Verhalten aus.

- [Farin, Klaus. 2010. „Die Hippies“. Online unter: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/jugendkulturen-in-deutschland/36172/die-hippies>. [zuletzt aufgerufen am 26.02.2022]]

Integration

Der Begriff Integration ist an den Gedanken einer nationalistisch gedachten Kultur gebunden und wird allgemein eher als eine einseitig zu erbringende Anpassungsleistung gesehen (Leimgruber 2019, 67). Es wird angenommen, dass Migrant*innen aufgrund ihrer Sozialisation in einer anderen Gesellschaft abweichende Werte und Kompetenzen verinnerlicht haben und dies eine Bedrohung für die Gesellschaft darstelle (Nieswand 2016, 193).

- [Leimgruber, Walter. 2019. „Assimilation, Integration, Kohäsion, Partizipation – oder: Was wird hier eigentlich verhandelt?“ In *Konfliktfeld Fluchtmigration*, herausgegeben von Reinhard Johler und Jan Lange, S. 65-80. Bielefeld: transcript Verlag.

- Nieswand, Boris. 2016. „Über Teile und ihre Ganzheiten: Migrationsforschung zwischen Nationalstaat und Wertgesellschaft.“ In *Migration und Integration: Akzeptanz und Widerstand im transnationalen Nationalstaat*, herausgegeben von Sandra Kostner, S. 185-210. Münster: LIT Verlag.]

internalisiert

Diskriminierungsformen, wie beispielsweise Rassismus oder Sexismus, werden als internalisiert bezeichnet, wenn sie so sehr im Denken und Handeln von Menschen verwurzelt sind, dass sie völlig unbewusst reproduziert werden. Internalisierung führt dazu, dass Menschen oft sogar gesellschaftliche Gruppen (unbewusst) abwerten, denen sie selbst angehören.

Intersektionalität

Das Konzept der Intersektionalität geht unter anderem auf die Juristin Kimberlé Crenshaw zurück. Es beschreibt, dass verschiedene >> Positionierungen (>> ‚race‘, Geschlecht, Klasse, Sexualität, Alter, Behinderung und so weiter) miteinander verschränkt sind. Verschiedene Positionen sozialer Ungleichheit wirken zusammen und stehen nicht für sich allein. Unterschiedliche Formen von Unterdrückung lassen sich nicht aneinanderreihen, sondern sind verschränkt (vgl. Crenshaw 2019).

- [Crenshaw, Kimberlee. 2019. „Das Zusammenrücken von Race und Gender ins Zentrum rücken. Eine Schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischen Politiken“ (1989). In *Schwarzer Feminismus*, herausgegeben von N.A. Kelly, S.145-186. Münster: Unrast Verlag.]

Kapitalismus

Kapitalismus ist eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, für die das private Eigentum an den Produktionsmitteln (Fabrikhallen, Maschinen, Anlagen), das Prinzip der Gewinnmaximierung und die Steuerung der Wirtschaft über den Markt typisch ist.

Klassenreise

Der Begriff stammt aus der Debatte um Klassismus und meint das Verlassen des meist materiell armen Herkunftsmilieus und die Ankunft in einem akademischen Milieu. Kennzeichnend für Klassenreisende ist das Stehen zwischen den Milieus. Dies kann eine innere Zerrissenheit bedeuten (im englischen werden die Klassenreisenden Straddler genannt), aber auch die Gabe, in beiden sich aufhalten und zurechtfinden zu können (Vgl. Aumair und Theißl 2020).

- [Aumair, Betina und Brigitte Theißl (Hrsg.). 2020. *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt*. Wien: ÖGB Verlag.]

Klassenscham

Klassenscham beschreibt die Momente, in denen Menschen aus der Arbeiter*innen- oder Armutsklasse dafür beschämt werden, dass sie nicht den Normen einer bürgerlichen Mittelklasse entsprechen und somit in gewisser Art und Weise als nicht zugehörig markiert werden.

Kommune, politische

Politische Kommunen sind Orte, an denen gemeinschaftlich gelebt, solidarisch gewirtschaftet und häufig auch kollektiv gearbeitet wird. Menschen, die in derselben politischen Kommune leben, teilen Ressourcen wie Geld, Produktionsmittel und Wohnraum. Entscheidungen werden im >> Konsens getroffen. Die Entstehung der politischen Kommunen ist vom Wunsch getrieben, herrschaftsfreie Räume zu schaffen, die sowohl eine individuelle Entfaltung ermöglichen als auch kollektive Kräfte freisetzen.

Konsensprinzip

Das Konsensprinzip ist eine Form der Entscheidungsfindung in Gruppen. Um eine Entscheidung nach Konsensprinzip zu treffen, gibt es unterschiedliche Wege und Methoden. Diesen gemeinsam ist, dass am Ende der Entscheidungsfindung eine Entscheidung getroffen wurde, die für alle Gruppemitglieder grundsätzlich tragbar ist und gegen die es keine massiven Einwände mehr gibt. Das Konsensprinzip bildet damit eine Alternative zum Mehrheitsprinzip.

Küfa

Die Abkürzung Küfa steht für Küche für alle. Häufig wird synonym zu Küfa auch das Wort Vokü (Volxküche) gebraucht. Beide Termini beschreiben ein linkes Konzept, bei dem umsonst bzw. gegen Spende Essen ausgegeben wird.

Mandat (in der sozialen Arbeit)

Fachkräfte der Sozialen Arbeit handeln immer im Auftrag, weshalb in diesem Kontext der Begriff Mandat verwendet wird, der auf das lateinische Wort ‚mandatum‘ zurückgeführt wird und ‚Auftrag‘ oder ‚Weisung‘ bedeutet (vgl. Duden Online). In der Sozialen Arbeit wird von einem doppelten bzw. Tripelmandat gesprochen, da Sozialarbeitende nicht nur ihren Klient*innen und dem Staat/der Gesellschaft verpflichtet sind, sondern auch ihrer eigenen Profession (als Menschenrechtsprofession) (vgl. Staub-Bernascon 2018, 114 f.). Die Bezeichnung des Wortes ‚Mandat‘ für Abgeordnete in der Politik, welche von Wähler*innen gewählt wurden (Mandatsträger*innen), ist für diesen Zusammenhang nicht relevant.

- [Duden Online. 2022. "Mandat". Online unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Mandat>. [zuletzt aufgerufen am 26.02.2022]
- Staub-Bernasconi, Silvia. 2018. *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität*. Opladen und Toronto: Verlag Barbara Budrich.]

Marginalisierung/marginalisiert

Ein konstant ablaufender sozialer Vorgang, bei dem Menschen an den Rand gedrängt werden, indem ihnen Ressourcen und Einflussmöglichkeiten entzogen werden. Marginalisierung hat oft schwerwiegende körperliche und psychische Folgen.

Migration

Migration wird mehrheitlich als ein Phänomen der linearen Einwanderung diskutiert – meist mit zwei folgenden Forschungsmomenten: Der ‚Integration‘ (Bojadžijev/Römhild 2014, 11) und der wirtschaftlichen und demografischen Entwicklung. Transnationale sowie postmigrantische Ansätze und Analysepraktiken bieten eine neue Sichtweise auf den >> nationalstaatlichen Raum – unter Berücksichtigung seiner alltäglichen Pluralität, Diversität und Unabgeschlossenheit (Huxel et. al. 2020, 20). Transnationalorientierte Ansätze bieten die Möglichkeit unterschiedliche soziale, politische und ökonomische Wechselwirkungen und Widersprüche von Migration und Globalisierung zu berücksichtigen (Grimmig 2016, 57).

- [Bojadžijev, Manuela und Regina Römhild. 2014. „Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung.“ In *Vom Rand bis ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung*, herausgegeben von Labor Migration, S. 10-24. Berlin: Panama Verlag.
- Grimmig, Martina. 2016. „Einwanderer, Einwanderung“. In *Soziologische Basics*, herausgegeben von Albert Scherr, S. 51-59. Wiesbaden: Springer VS.
- Huxel, Katrin et al. 2020. *Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care*. Bielefeld: transcript Verlag.]

Migrantisiert/migrantisierend/Migrantisierung

Menschen, die selber keine Migrant*innen sind, sondern denen eine Migrationsgeschichte zugeschrieben wird, werden als (von außen) migrantisiert bezeichnet. Dies beruht auf dem Prozess der >> Rassifizierung und der Andersmachung (Othering), der Menschen als fremd und somit zur Mehrheitsgesellschaft nicht zugehörig markiert. Dies ist häufig bei Nachkommen von Migrant*innen der Fall (El-Tayeb, 2016).

- [El-Tayeb, Fatima. 2016. „Deutschland postmigrantisch? Rassismus, Fremdheit und die Mitte der Gesellschaft.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Online unter: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/223916/deutschland-postmigrantisch-rassismus-fremdheit-und-die-mitte-der-gesellschaft/> [zuletzt aufgerufen am 15.02.2022]]

Nationalstaat

Die Konstruktion von europäischen Nationalstaaten verlangte eine „natürliche“ Heimat, der in den Nationalstaaten angesiedelten Menschen, als Grundlage für normative nationale Identitäten. Individuen müssen daher im Sinne der Konstrukte ‚Staat‘ und ‚Nation‘ erzogen werden, um ihnen ein Gefühl der Gemeinschaft und Zugehörigkeit zu vermitteln. Die Nationalstaatenbildung ermöglichte die freie Mobilität innerhalb staatlicher Grenzen und soziale Absicherung. Diese konstruierte Gemeinsamkeit wird zum Identifizierungsmerkmal (Yildirim-Krannig 2014, 42). Die Rahmenbedingungen des Nationalstaates tragen zu Praktiken der Abgrenzung bei (z.B. restriktive Einwanderungspolitik), die den gesellschaftspolitischen Umgang mit Migrant*innen in Deutschland prägt (Grimmig 2016, 52).

- [Grimmig, Martina. 2016. „Einwanderer, Einwanderung“. In *Soziologische Basics*, herausgegeben von Albert Scherr, S. 51-59. Wiesbaden: Springer VS.

- Yildirim-Krannig, Yeliz. 2014. *Kultur zwischen Nationalstaatlichkeit und Migration*. Bielefeld: transcript-Verlag.]

Neoliberalismus/neoliberal

„Der Neoliberalismus ist eine Wirtschafts- und Gesellschaftsideologie, die sich ab den 1980er Jahren durchgesetzt hat. Sie fordert die möglichst ungehinderte Entfaltung der Märkte, die Privatisierung und Ökonomisierung möglichst aller gesellschaftlicher Bereiche, den Abbau von

sozialstaatlichen Programmen und den Vorrang der Wirtschaft vor dem Staat. Die internationale Durchsetzung neoliberaler Prinzipien geschieht vielfach über so genannte Freihandelsverträge und Institutionen wie die Weltbank.“ (L. A. R. A. 2017, 49).

- [Labor für eine revolutionäre Veränderung des Alltags (L. A. R. A.). 2017. Wir können auch anders. Schritte in die gelebte Utopie. Online unter: <https://linksunten.archive.indymedia.org/node/209475/index.html>. [zuletzt aufgerufen am 27.02.2022]].

Organizing

Organizing oder Community Organizing sind Aktivitäten zur Bildung einer Gemeinschaft und zur Stärkung von Beziehungen innerhalb dieser. Organizing können formelle Maßnahmen innerhalb von Stadtteilen, Gewerkschaften, Vereinen etc. sein – aber auch informelle, mehr oder weniger bewusst ausgeführte Tätigkeiten, die Menschen zusammenbringen und ihre gemeinsamen Interessen hervorheben. Häufig wird Organizing aber bewusst zum Zwecke des kollektiven >> Empowerments gemacht.

Popfeminismus

So wie es nicht *den* Feminismus gibt, gibt es auch nicht *den* Popfeminismus. Verwendet wird das Wort als Überbegriff für popkulturelle Erzeugnisse, wie Lieder, Musikvideos, Bücher, Magazine, Modekollektionen etc., welche bekannte feministische Themen oder Slogans aufgreifen. Beispiele sind Beyoncés Auftritt bei den Video Music Awards 2014 vor den riesengroßen Buchstaben „FEMINIST“ oder T-Shirts mit Aufdrucken wie „I am a Feminist“, die es bei H&M und anderen Modeketten zu kaufen gibt. Dadurch hat der Popfeminismus eine große Reichweite und kann feministische Themen verbreiten und untermauern. Kritikpunkt an dieser Art von Feminismus ist jedoch, dass er sich von links-radikalen Ansätzen distanziert und somit nur eine weitere Vermarktungskategorie innerhalb der kapitalistischen Verwertungslogik darstellt.

- [Zum Weiterlesen: <https://taz.de/Buch-ueber-aktuellen-Popfeminismus/!5320846/>]

Positionalität/Positionierung/Positioniertheit

Die Begriffe Positionalität, Positionierung und Positioniertheit sind dem englischen Wort ‚positionality‘ entlehnt und beschreiben die Position(en) der eigenen Identität, die durch den sozio-politischen Kontext insbesondere hinsichtlich Klasse, Geschlecht oder >> ‚race‘ geprägt sind. Von dieser Position aus wird die Umwelt betrachtet und auf sie eingewirkt.

postkapitalistisch

nach dem >> Kapitalismus

Postkolonialismus/postkolonial

Postkolonialismus ist zugleich geistige Haltung und praktische Handlungsweise, die sich aus der Auseinandersetzung mit der Geschichte und Gegenwart des Kolonialismus entwickelt hat und sich gegen diesen richtet. ‚Post-‘ bedeutet nicht, dass angenommen wird, der Kolonialismus sei vorbei, sondern dass dieser zu überwinden ist.

Postmigration/postmigrantisch

Die Selbstbeschreibung als Einwanderungsland ist ausschlaggebend, um eine Gesellschaft als postmigrantisch bezeichnen zu können. Ab diesem Zeitpunkt sind die politischen und gesellschaftlichen Aushandlungen zum Thema im Diskurs legitim (Foroutan et al. 2014). Der Begriff der Postmigration soll nicht implizieren, dass der Prozess der >> Migration abgeschlossen ist, vielmehr verweist er auf die Bedeutung historischer und gegenwärtiger Migrations-/Mobilitätsprozesse (z.B. Gastarbeiter*innenanwerbung, Flucht) – teils geprägt durch postkoloniale Verhältnisse (Huxel et. al. 2020, 16). Postmigrantisch versteht Migration nicht als Ausnahmeerscheinungen und migrierte Menschen nicht als fremd. Es ist ein Kampfbegriff gegen >> Migrantisierung und >> Marginalisierung (Yildiz 2018, 56; Bojadžijev/Römhild 2014, 18).

- [Bojadžijev, Manuela und Regina Römhild. 2014. „Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung.“ In *Vom Rand bis ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung*, herausgegeben von Labor Migration, S. 10-24. Berlin: Panama Verlag.

- Foroutan, Naika, Coşkun Canan, Sina Arnold, Benjamin Schwarze, Steffen Beigang und Dorina Kalkum. 2014. Deutschland postmigrantisch I. Gesellschaft, Religion, Identität – Erste Ergebnisse. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.

- Huxel, Katrin et al. 2020. *Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care*. Bielefeld: transcript Verlag.

- Yildiz, Erol. 2018. Postmigrantische Lebenspraxen jenseits der Parallelgesellschaft. In *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft*, herausgegeben von Beate Blank, Süleyman Gögercin, Barbara Schramkowski und Karin E. Sauer, S. 53-64. Wiesbaden: Springer VS.]

Privilegien/privilegiert

Machtverhältnisse führen dazu, dass Personengruppen Privilegien gegenüber anderen Personen haben, die Diskriminierung erleben. Privilegien sichern, dass ein Mensch besser behandelt wird als andere – und zwar nicht nur auf einer individuellen, sondern auch auf einer strukturellen und institutionellen Ebene. Häufig wird dann auch von (gesellschaftlich) privilegierten Positionen gesprochen.

queer/queering/Queerness

Das englische Wort queer wurde ursprünglich als Schimpfwort für Menschen verwendet, die in Bezug auf Sexualität und/oder >> Gender von der gesellschaftlichen Norm abweichen. Heute ist es weitestgehend als positiver Sammelbegriff umgedeutet und angeeignet worden. Er wird häufig anstelle einer gezwungenermaßen unvollständigen Auflistung einzelner Identitätskategorien (wie beispielsweise schwul, lesbisch, trans*...) verwendet. Darüber hinaus kann queer auch bedeuten, ein Denken in Kategorien allgemein oder in Bezug auf Sexualität und Gender abzulehnen und diesem entgegenzuwirken. In diesem Zusammenhang wird manchmal das Verb queering verwendet, um deutlich zu machen, dass es sich um einen Prozess der Dekonstruktion und Auflösung handelt.

Queerfeindlichkeit

Queerfeindlichkeit bezeichnet Diskriminierung, Herabwürdigung, Ausgrenzung und Gewalt aufgrund einer Sexualität und/oder >> Gender-Identität, die von der gesellschaftlichen Norm abweicht. Queerfeindlichkeit passiert nicht nur auf individueller, sondern auch auf struktureller und institutioneller Ebene.

‚race‘

In der Regel wird das englische Wort ‚race‘ auch im Deutschen bevorzugt, da es im Gegensatz zum deutschen Wort klarer macht, dass die rassistische Einteilung und Hierarchisierung von Menschen (>> Rassifizierung) ein gesellschaftliches Phänomen ist. Das deutsche Wort wird aufgrund seiner biologischen Konnotation von den meisten Menschen abgelehnt.

- [Zum Weiterlesen: poco.lit. 2021. „Race ≠ Rasse: 10 schwierig zu übersetzende Begriffe in Bezug auf Race“. Online unter: <https://pocolit.com/2021/04/09/race-%E2%89%A0-rasse-10-schwierig-zu-uebersetzende-begriffe-in-bezug-auf-race/>. [zuletzt aufgerufen am 27.02.2022].

Rassifizierung

„Rassifizierung – auch bezeichnet als Rassialisierung oder Rassisierung – bezieht sich auf die Wissensebene von Rassismus. Rassifizierung beschreibt sowohl einen Prozess, in dem rassistisches Wissen erzeugt wird als auch die Struktur dieses rassistischen Wissens. Im Einzelnen umfassen Prozess und Struktur die Kategorisierung, Stereotypisierung und implizite Hierarchisierung von Menschen. Dabei werden historisch variablen wahrnehmbaren und nicht wahrnehmbaren körperlichen (z. B. Hautfarbe, Schädelform), soziologischen (z.B. Kleidung), symbolischen und geistigen (z. B. Einstellungen und Lebensauffassungen) sowie imaginären Merkmalen (z. B. okkulte Fähigkeiten) Bedeutungen zugewiesen. Dies geschieht, indem erstens mit Hilfe dieser Merkmale gesellschaftliche Gruppen definiert – also kategorisiert – werden. Aufgrund der ausgewählten Merkmale erscheinen die konstruierten Gruppen als naturgegebene Einheiten, die sich biologisch reproduzieren. In einem zweiten Schritt der Bedeutungszuweisung wird das Wesen der konstruierten Fremdgruppe(n) bestimmt und ihnen stereotype Eigenschaften zugeschrieben (Stereotypisierung) – auch diese können wieder der Kategorisierung dienen.“ (IDA e.V.).

- [Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusarbeit (IDA) e.V. „Glossar. Rassifizierung“. Online unter: https://www.idaev.de/researchetools/glossar?tx_dpnglossary_glossary%5Baction%5D=show&tx_dpnglossary_glossary%5Bterm%5D=168&tx_dpnglossary_glossarydetail%5Bcontroller%5D=Term&cHash=4b8982f62774cf72f7a01102dda8353c. [zuletzt aufgerufen am 27.02.2022]]

(quotierte) Redner*innenliste

Eine Redner*innenliste ist ein Moderationswerkzeug. Dabei werden Wortmeldungen in größeren Gruppendiskussionen nacheinander notiert, sodass die Diskutierenden nacheinander zu Wort kommen. Bei einer quotierten Redner*innenliste wird darauf geachtet, dass die Redeanteile in einer Diskussion nicht allzu ungleich verteilt sind. Dazu wird zusätzlich zu den Namen auf der Redner*innenliste die Anzahl der jeweiligen Wortmeldungen pro Person notiert. Menschen mit bislang wenigen Wortmeldungen werden dann ggf. denjenigen mit vielen Wortmeldungen in der Redner*innenliste vorgezogen.

Reproduktionsarbeit

Reproduktionsarbeit, häufig auch Repro-(Arbeit) genannt, sind alle Tätigkeiten, die mensch macht, um die eigene Arbeitskraft oder die von anderen wiederherzustellen. Dazu gehört zum Beispiel kochen, putzen, Kindererziehung, Reparaturtätigkeiten. Reproduktionsarbeit ist häufig unbezahlte, zeit- und energieaufwändige Arbeit. Der Begriff kommt aus der feministischen Auseinandersetzung mit dem Arbeitsbegriff.

Safe(r) Spaces

Ein Safe Space soll ein gemeinsamer Rückzugsort für Menschen sein, die von Diskriminierung oder anderen Formen gesellschaftlicher Ausgrenzung betroffen sind. Hierbei handelt es sich um eine politische Strategie, die vor allem in antirassistischen und feministischen Kreisen angewendet wird. An diesem Konzept gibt es auch innerhalb emanzipatorischer Bewegungen Kritik, z.B. dass dieses unrealistisch oder sogar kontraproduktiv sei, sodass mittlerweile teilweise von Safer Spaces oder Brave Spaces gesprochen wird.

- [Zum Weiterlesen: <https://www.feministisch-veraendern.de/themen-und-konzepte/safe-spaces/>]

Segregation

Segregation bedeutet, dass Bevölkerungsgruppen räumlich abgesondert leben müssen – getrennt nach Merkmalen wie soziale Schicht, Herkunft oder Lebensstil. Dies ist Realität und Normalität in vielen Großstädten. Soziale und kulturelle Distanzen werden in räumliche Distanzen übersetzt.

Selbstfürsorge

Selbstfürsorge findet einerseits Ausdruck in einer bestimmten Haltung sich selbst gegenüber, die von Liebe und Wertschätzung geprägt ist. Zum anderen geht die Selbstfürsorge mit aktivem Handeln einher mit dem Ziel, das eigene Wohlergehen, sowohl das psychische als auch das körperliche, sicherzustellen.

Soli-Zimmer

Ein Soli-Zimmer ist ein Teil des eigenen Wohnbereichs, den gemeinsam wohnende Gruppen oder Einzelpersonen weniger >> privilegierten Menschen zur Verfügung stellen, damit diese räumliche Sicherheit in einer prekären Situation bekommen und zur Ruhe kommen können.

Soziale Frage

Die Soziale Frage stellte sich zum ersten Mal in den frühen Jahren der Industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts (Frühkapitalismus) und beinhaltet grundsätzlich „die Auseinandersetzung mit den sozialen Missständen, die mit der Industriellen Revolution einhergingen“ (Seithe 2012, 39). Durch den >> Kapitalismus wurden auch die Lebensprobleme der Menschen vielfältiger, weshalb die Antwort der Sozialen Frage zunächst der Sozialstaat war, der einige Lösungsansätze hervorbrachte. Jedoch hat sich damit die Soziale Frage nicht erledigt, sondern erreicht aufgrund von Arbeitslosigkeit, Klimakrise, Armut und Ausgrenzung von Menschen in der heutigen Zeit eine neue Aktualität (vgl. ebd., 39 f.).

- [Seithe, Mechthild. 2012. *Schwarzbuch Soziale Arbeit*. 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften]

Staatsbürger*inschaft und Staatsangehörigkeit

Staatsbürger*inschaft bezeichnet die politische Mitgliedschaft in einem >> Nationalstaat, wohingegen sich der Begriff Staatsangehörigkeit auf den rechtlichen Status einer Person in einem Nationalstaat bezieht (Lutz/Amelina 2017, 122). Dieses normative Konzept bezieht sich heute auf die Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat (Faist et al. 2014, 115). Als die drei wichtigsten Elemente der Staatsbürger*inschaft identifiziert Faist: 1) gleiche politische Freiheit und Demokratie, 2) die Rechte und Pflichten sowohl der Bürger*innen als auch des Staates sowie 3) die Zugehörigkeit zu einem als Nation konzeptualisierten Kollektivs. Die

Staatsbürger*inschaft genießt in vielen Teilen der Welt einen fundamentalen Status und die Grenzziehung dient dazu Menschen, die wirtschaftlich (nicht) nachgefragt sind und/oder soziokulturell (nicht) anerkannt werden, aufnehmen oder ausschließen zu können. So machen sich Nationalstaaten die Staatsbürger*inschaft als Mechanismus der sozialen Schließung zunutze, indem sie auf die Verbundenheit der Bürger*innen mit einem imaginierten, national gedachten und politischen Kollektiv/Gemeindewesen setzen (vgl. Faist 2020, 180-184).

- [Faist, Thomas, Margit Fauser und Eveline Reisenauer. 2014. *Das Transnationale in der Migration. Eine Einführung*. Basel: BELZ Juventa.
- Faist, Thomas. 2020. Grenzübergreifende Bürgerschaft: Politische Institutionen und Praktiken. In *Soziologie der Migration*, herausgegeben von Thomas Faist, S. 179-208. Oldenburg: De Gruyter.
- Lutz, Helma und Anna Amelina. 2017. *Gender, Migration, Transnationalisierung*. Bielefeld: transcript-Verlag.]

Stigmatisierung

Stigmatisierung ist ein sozialer Prozess, bei dem Individuen anderen Individuen bestimmte Merkmale oder Eigenschaften zuordnen, durch welche die Stigmatisierten >> marginalisiert werden.

Strukturelle Gewalt

Strukturelle Gewalt wird (anders als personale Gewalt) nicht von einem bestimmten Subjekt (Täter*in) ausgeübt, sondern ist in der Gesellschaft bzw. im vorherrschenden System verflochten. Auf politischer, gesellschaftlicher, sozio-ökonomischer und institutioneller Ebene werden Menschen (meist Minderheiten) ausgeschlossen, benachteiligt und ungleich behandelt.

Transnationalismus/transnational

Der Transnationalismus-Begriff soll in Abgrenzung zu dem Begriff ‚Interkulturalität‘ genutzt werden, der suggeriert, dass die Differenz zwischen nationalen Gruppen auf kultureller Zugehörigkeit und Identität basiert und so eine Mehrfachzugehörigkeit unbeachtet lässt (Mecheril 2011, 40). Auch dem Begriff ‚Multikulturalität‘ ist ein Verständnis nationalgeprägter Kultur und damit einhergehender Homogenitätskonstruktion immanent (Yildirim-Krannig 2014, 100). Durch ‚Transnationalismus‘ wird versucht die Gleichsetzung von Nation und

Kultur (inkl. Identität) zu überwinden. Vielmehr berücksichtigt ein transnationaler Ansatz die vielschichtigen Bindungen von Individuen über die Grenzen nationaler Staaten hinweg (Faist et al. 2014, 17).

- [Mecheril, Paul. 2011. „Hybridität, Kulturelle Differenz und Zugehörigkeiten“. In Zwischenräume der Migration. Über die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten, herausgegeben von Gertraud Marinelli-König und Alexander Preisinger, S. 37-53. Bielefeld: transcript Verlag.

- Faist, Thomas, Margit Fauser und Eveline Reisenauer. 2014. Das Transnationale in der Migration. Eine *Einführung*. Basel: BELZ Juventa.

- Yildirim-Krannig, Yeliz. 2014. *Kultur zwischen Nationalstaatlichkeit und Migration*. Bielefeld: transcript-Verlag.]

Trauma

Der Begriff wird sowohl in der somatischen Medizin als auch in der Psychologie/Psychotherapie genutzt und bedeutet aus dem Griechischen übersetzt „Wunde“. Einzelne Ereignisse, aufeinander folgende Ereignisse oder auch Lebensumstände können als traumatisch erlebt werden. Viele Menschen erleben traumatische Ereignisse und verarbeiten und integrieren diese Erfahrungen durch eigene Ressourcen und psychische Widerstandsfähigkeit. Ist diese Verarbeitung und Integration nicht oder nur teilweise möglich, kann es zu Traumafolgen kommen. Hier können Diagnosen psychischer Störungen zur Anwendung kommen. An dieser Stelle wird darauf verzichtet, zu definieren, wann ein Ereignis als traumatisch gilt und wann nicht, da dies in der psycho-medizinischen Fachwelt stark diskutiert wird und den Rahmen dieses Glossars sprengen würde. Grundsätzlich können verschiedenste Ereignisse von einigen Menschen als traumatisch erlebt werden und von anderen nicht. Entscheidend ist, welche Folgen diese Ereignisse für die Betroffenen haben. Die Anerkennung von Trauma ist historisch schon immer umkämpft gewesen (sogenannte ‚Kriegszitterer‘ im ersten Weltkrieg, KZ-Überlebende im Nationalsozialismus). Durch eine zunehmende Pathologisierung und Medizinisierung des Trauma-Begriffs wird die erlebte (häufig auch strukturelle) Gewalt als individuelles Problem entpolitisiert. Zugleich wird die erlebte Gewalt häufig nur anerkannt, wenn Menschen ein Trauma berichten. Es gibt also zwei Seiten: die Anerkennung, „dass Gewalt schwere Folgen haben kann und dass dies auch gesellschaftliche und politische Dimensionen hat, und eine andere Seite, die die Betroffenen pathologisiert, d.h. sie als krank und gestört betrachtet“ (Brensell, 2014, S. 125).

- [Hanswille, Reinert. 2020. Lexikon des systemischen Arbeitens. Online unter: <https://www.carl-auer.de/magazin/systemisches-lexikon/trauma>. [zuletzt aufgerufen am 26.02.2022]
- Brenssell, Ariane. 2014. Traumaverstehen. In Störungen. Texte zur kritischen Psychologie, herausgegeben von Ariane Brenssell und Klaus Weber, S. 123-150. Hamburg: Argument Verlag.]

Trigger

Der Begriff Trigger bedeutet aus dem Englischen übersetzt „Auslöser“. In der Psychologie taucht der Begriff in verschiedenen Bereichen wie zum Beispiel im Zusammenhang mit Sucht oder >> Traumafolgen auf. Grundsätzlich ist die Auslösung eines psychischen Prozesses durch einen Reiz gemeint. Dieser Reiz kann alles Mögliche sein und durch verschiedene Sinne wahrgenommen werden (z.B. bestimmte Orte, Geräusche, Berührungen, Gerüche, Details). Der dadurch ausgelöste psychische Prozess, ist häufig ein (Zurück-)Versetzen in einen psychischen Zustand, in dem zum Beispiel ein bedrohliches Ereignis erlebt wurde, was mit Angst, Zittern, Lähmungen oder anderen Reaktionen einhergehen kann. Inzwischen wird der Begriff auch vielfach in der Alltagssprache für alle möglichen auslösenden Dinge verwendet, was auch zur Bagatellisierung von Trauma-Erleben führen kann. Die vermehrte Nutzung von Triggerwarnungen, die ursprünglich aus Selbsthilfeforen kam, ist viel diskutiert: Sie kann fälschlicherweise suggerieren, einen Schutz vor dem (Wieder-)Erleben zu bieten und wird auch genutzt, um Dinge unsprechbar zu machen.

- [Zum Weiterlesen z.B.: Schwerdtner, Lilian. 2021. *Sprechen und Schweigen über sexualisierte Gewalt - Ein Plädoyer für Kollektivität und Selbstbestimmung*. Münster: Edition Assemblage.]

Utopie

Eine Utopie ist eine Vorstellung oder ein Entwurf einer erwünschten, alternativen Lebensform oder Gesellschaft, wie es sie noch nicht gibt.

Vokü

Siehe >> Küfa

weiß

weiß ist im Gegensatz zu >> BIPOC keine Selbstbezeichnung. *weiß* bezeichnet keine biologische Eigenschaft und keine reale Hautfarbe. Daher wird es kursiv geschrieben. Die Bezeichnung *weiß* soll verdeutlichen, dass sich *weiße* Menschen im Machtverhältnis Rassismus in der dominanten und >> privilegierten Position befinden. Ein *weißer* Mensch kann nicht von Rassismus betroffen sein.

ziviler Ungehorsam

Der Begriff des zivilen Ungehorsams ist ein umkämpfter Begriff. Den meisten Definitionen gemein ist die Idee, dass es sich bei zivilem Ungehorsam um die bewusste Übertretung von Gesetzen handelt, um dringende gesellschaftliche Ziele zu verfolgen.

- [Für eine weitere Differenzierung: Pabst, Andrea. 2012. „Ziviler Ungehorsam: Annäherung an einen umkämpften Begriff“ *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Online unter: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/138281/ziviler-ungehorsam-annaeherung-an-einen-umkaempften-begriff/>. [zuletzt aufgerufen am 26.02.2022].

Zweite Generation

Der Begriff zweite Generation ist strittig, da er sich hauptsächlich auf von außen >> migrantisierte Menschen bezieht. Häufig werden so Personen bezeichnet, deren Eltern nach Deutschland einwanderten (Hill 2019, 33f). Es wird der Anschein erweckt, dass es sich bei der zweiten Generation um eine homogene Personengruppe mit einem gemeinsamen Kollektivbewusstsein handelt, obwohl die hierunter gefassten Personen sich in Bezug auf ihre >> Staatsbürger*inschaften, ihre elterlichen Herkunftsländer, ihren Integrationsverlauf und ihren Bildungsstand unterscheiden (Ceyhan 2012, 39).

- [Ceyhan, Sara Yasemin. 2012. Die politische Integration der zweiten Migrantengeneration in der Bundesrepublik Deutschland. Eine quantitativ-empirische Analyse der politischen Partizipation auf der Grundlage des European Social Surveys. Dissertation. Mainz: Johannes-Gutenberg-Universität.

- [Hill, Marc. 2019. Integration postmigrantisch gelesen. In *Migration bewegt und bildet: kontrapunktische Betrachtungen*. Innsbruck: innsbruck university press.]

ENCARNACIÓN GUTIÉRREZ RODRÍGUEZ & PINAR TUZCU

MIGRANTISCHER FEMINISMUS



IN DER FRAUEN:
BEWEGUNG
IN DEUTSCHLAND
(1985–2000)

360 Seiten | ISBN 978-3-96042-108-5 | 16,00 €

Migrantischer Feminismus geht weiter! Ein wichtiges Buch speziell für diejenigen, die mehr über feministische Geschichte in Deutschland wissen und die gegenwärtigen Kämpfe gegen rassistische intersektionale Gewalt aus dieser Perspektive verstehen wollen, um den Weg für eine gerechte Zukunft zu bestreiten!

Dieser Band unternimmt eine Neuschreibung feministischer Bewegungen in Deutschland aus der Perspektive der politischen Selbstorganisation migrantisierter Frauen*.



240 Seiten | ISBN 978-3-96042-107-8 | 12,80 €

In Klassenfahrt wird Klassismus zugänglich, offen und nahbar erzählt, womit sich der Sammelband angenehm von theoretischen Büchern zum Thema abhebt. Persönliche und tagtägliche Situationen zeigen Klassismus und wie Unterschiede uns gewaltsam formen.

Durch das Teilen verschiedener Erfahrungen wird sichtbar, dass wir weiterhin in einer Gesellschaft leben, in der Klassenzugehörigkeit und Klassenherkunft strukturell Teilhabe regeln. Der Sammelband ist eine Einladung über diese Themen zu sprechen. Eine Sammlung zum Nachdenken, Sensibilisieren, Lachen und Neugierde stillen.



114 Seiten | ISBN 978-3-96042-078-1 | 12,80 €

Prekarität, prekäre Arbeit, prekäre Leben – diese Begriffe spielen gegenwärtig in Sprache, Politik und medialer Berichterstattung eine große Rolle, ohne dass klar ist, was genau damit eigentlich bezeichnet wird. „PREKÄR SEIN“ nähert sich der Prekaritätsdebatte aus feministischer Perspektive an, differenziert und definiert die entsprechenden Begrifflichkeiten und erklärt den Zusammenhang zwischen der Auseinandersetzung mit Sorge(-arbeit) und dem philosophisch hergeleiteten Prekärsein. Lässt sich dieses Prekärsein als Grundlage für Widerständigkeit denken?



160 Seiten | ISBN 978-3-96042-034-7 | 10,00 €

Wie können wir von Gewalt betroffene Personen unterstützen, ohne dass rassistische Überwachung und Sicherheitsregime gefestigt werden?

Das Toolkit thematisiert die Verquickungen staatlicher Gewalt mit verschiedenen Formen von zwischenmenschlicher Gewalt in Deutschland, um zu zeigen, dass der Staat diese Gewalt ermöglicht anstatt sie zu verhindern. Wenn uns Polizei und Grenzen keine Sicherheit bieten können, welche Alternativen haben wir? Wie können wir uns selbst Sicherheit schaffen?